



Professur für Architektur  
und Konstruktion Annette Gigon  
ETH Zürich Mike Guyer

## ZÜRICH KREUZ UND QUER

FS 2015



Professur für Architektur  
und Konstruktion Annette Gigon  
ETH Zürich Mike Guyer

HIL E 15  
Stiefen-Franziska-Platz 5  
CH 8093 Zürich  
Tel +41 44 632 20 09

**Professur für Architektur  
und Konstruktion** Annette **Gigon**  
ETH Zürich Mike **Guyer**

HILF 15  
Sternenweg  
CH 8093 Zürich  
Tel. +41 44 633 20 09

KREUZ UND QUER  
**ZÜRICH**  
Seminarwoche **FS15**



<b>4</b>	<b>Organisation / Teilnehmer</b>
<b>6</b>	<b>Tag 1: Rund ums Seebecken</b>
<b>44</b>	<b>Tag 2: Private Häuser</b>
<b>74</b>	<b>Tag 3: Genossenschaftlicher und kommunaler Wohnungsbau</b>
<b>108</b>	<b>Tag 4: Zürich entwickelt sich</b>
<b>176</b>	<b>Bild-, Karten-, Plan-, und Textsammlung</b>
<b>264</b>	<b>Quellen</b>

# ORGANISATION

## Assistenten

Kathrin Sindelar	+41 79 779 39 22
Kord Büning-Pfaue	+41 77 438 79 94
Michael Künzle	+41 78 612 70 10
Barbara Schlauri	+41 79 258 14 83
Regula Zwicky	+41 79 610 12 58

## Teilnehmende

Eliane Csernay	+41 79 584 85 30
Yannick Dvorak	+41 79 214 20 77
Graziella Gini	+41 78 903 05 39
Fabrizio Gramegna	+41 79 954 69 46
Sandro Gämperle	+41 78 624 14 86
Daniel Hurschler	+41 79 705 46 59
Eva Lanter	+41 77 410 99 60
Nicolas Luna Castro	+41 76 379 20 08
Larissa Müllner	+41 76 765 81 15
Anna Ringenbach	+41 76 599 50 07
Lia Rossi	+41 78 684 08 92
Artai Sanchez Keller	+41 79 668 93 88
Philippe Steiner	+41 79 786 00 27
Angela Wiest	+41 79 710 66 78
Nicolas Wild	+41 79 313 64 26

Departement Architektur  
Professur Annette Gigon / Mike Guyer  
Architektur und Konstruktion  
ETH Hönggerberg  
HIL E 15  
Stefano-Francini-Platz 5  
CH 8093 Zürich  
+41 44 633 06 14



# ZÜRICH

## Tag 1 - Rund ums Seebecken

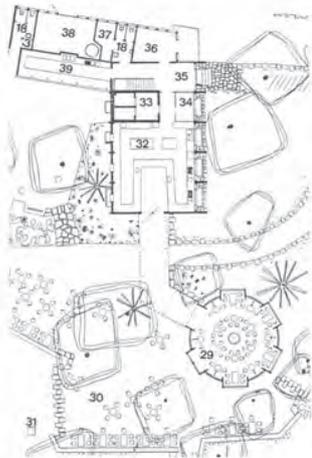
- 01 Seebad Tiefenbrunnen
- 02 Centre Le Corbusier
- 03 Riesbach Pavillon
- 04 Seebad Utoquai
- 05 Bootsvermietung Utoquai
- 06 Parkhaus Opera Pavillon
- 07 Bellevue
- 08 Stadthausquai Badeanstalt
- 09 Züri-WC
- 10 Musikpavillon
- 11 Kongresshaus
- 12 Clubhaus Zürcher Yachtclub
- 13 Volière
- 14 Seebad Enge
- 15 Bootsvermietung Enge
- 16 Gastropavillon Strandbad Mythenquai
- 17 Hotelfachschule Belvoirpark



## Strandbad Tiefenbrunnen Otto Dürr, Willy Roost, Josef Schütz 1954

Eine erste Badeanlage wurde im Jahre 1886 in Tiefenbrunnen als Ersatz für die abgebrochene Riesbachbadi bei der Klausstud errichtet. Die Anlage wurde 1925 durch Sprungtürme und Liegeterrassen ergänzt. Das heutige Strandbad Tiefenbrunnen, entworfen von den Architekten Otto Dürr, Willy Roost und Josef Schütz, wurde 1954 eingeweiht. Die von Hans Nussbaumer gestaltete, landschaftlich geprägte Anlage ist typisch für den so genannten Wohngartenstil der 1950er-Jahre. Sie liegt zum Teil auf den für die Landesausstellung 1939 erstellten Uferaufschüttungen und bildet den südlichen Abschluss der rechten Uferpromenade. Die weitgehend original erhaltene Anlage wird von Grün Stadt Zürich nach gartendenkmalpflegerischen Gesichtspunkten gepflegt.

Quelle: Informationstafel der Stadt Zürich



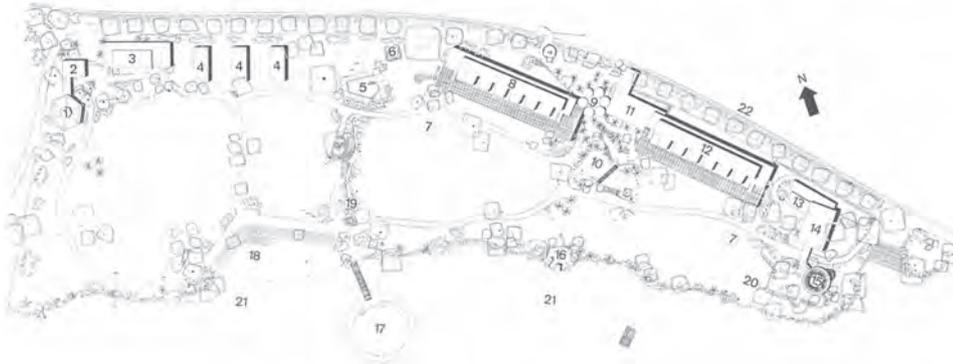
- 29 Teepavillon
- 30 Terrasse
- 31 Skulptur
- 32 Küche
- 33 Kühlanlage
- 34 Büro
- 35 Vorplatz
- 36 Lager
- 37 Kübelraum
- 38 Kehrtraum
- 39 Selbstbedienungs-Restaurant

*Teepavillon, Küche 1:600 | Pavillon de thé et cuisine | Tea pavilion and kitchen*

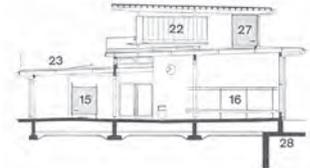


*Tesantplan 1:2000 | Plan de la piscine | General lay-out*

- |                    |                   |                    |                      |                         |                    |
|--------------------|-------------------|--------------------|----------------------|-------------------------|--------------------|
| 1 Mädchengarderobe | 5 Planschbecken   | 9 Eingang, Kasse   | 13 Selbstbedienungs- | 16 Sprungturm           | 20 Plastik         |
| 2 Toiletten        | 6 Sandplatz       | 10 Seerosenteich   | Restaurant           | 17 Nichtschwimmerbecken | 21 See             |
| 3 Knabengarderobe  | 7 Dusehen         | 11 Dienstgebäude   | 14 Küche             | 18 Nichtschwimmerbucht  | 22 Bellerivestraße |
| 4 Einzelkabinen    | 8 Frauengarderobe | 12 Männergarderobe | 15 Teepavillon       | 19 Bach                 |                    |

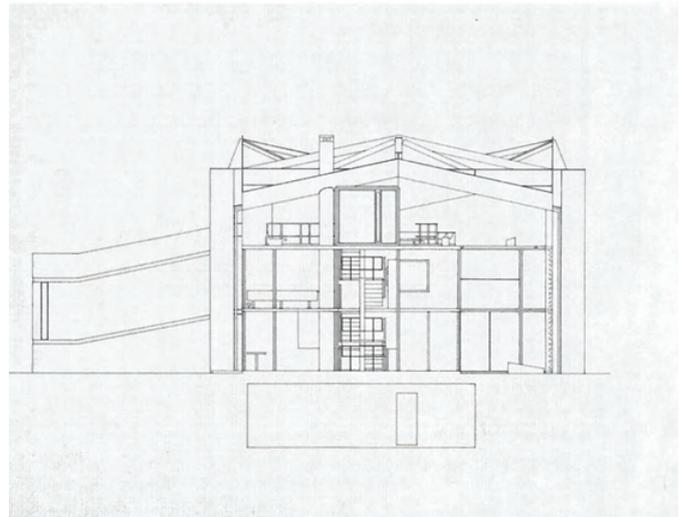


*Querschnitt Erwachsenengarderobe 1:300  
Coupe vestiaire à deux étages | Cross-section  
of two-storey cloakroom building*

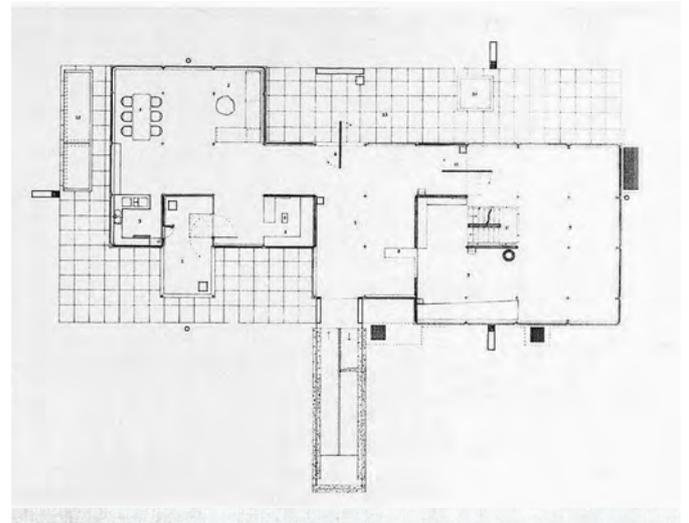
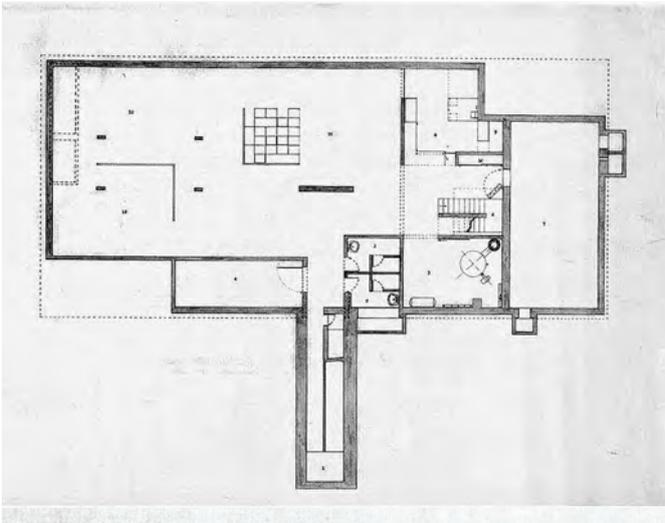
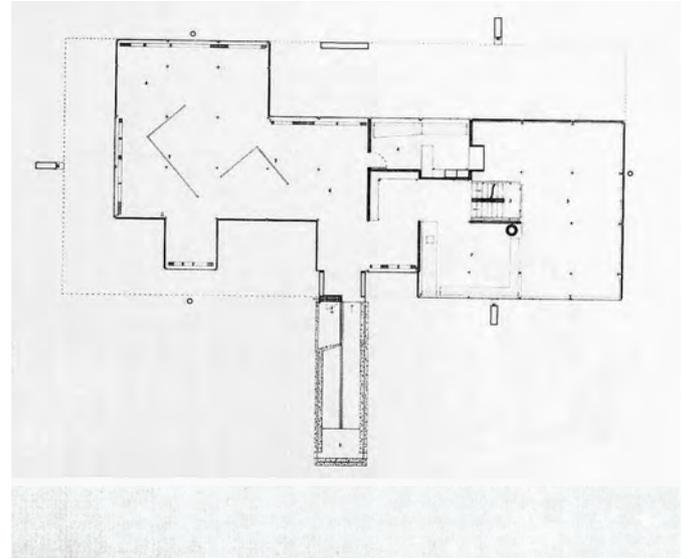
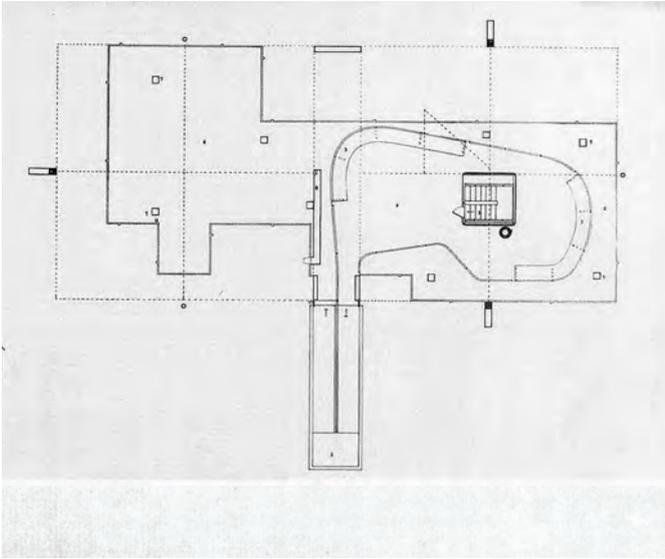


## Centre Le Corbusier Le Corbusier 1967

Das Centre le Corbusier ist der letzte umgesetzte Entwurf von Le Corbusier und sein einziges realisiertes Gebäude in der deutschsprachigen Schweiz. Der Bau wurde von der Kunstmäzenin und -vermittlerin Heidi Weber initiiert und finanziert. Das Gebäude am Zürichhorn sollte sowohl als Museum wie als Ausstellungspavillon für Malereien, Skulpturen, Publikationen und graphische Kunst dienen. Die Architektur besteht aus zwei voneinander unabhängigen Konstruktionen, der Dachkonstruktion und dem eigentlichen Gebäudekörper. Das ganze Gebäude ist eine Stahlkonstruktion und wird farbig behandelt. Das Haus ist auf Grund früherer Studien insbesondere auf den Massen des Modulors von 226x226x226 entworfen. Das Innere zeigt die konstruktiven und plastischen Möglichkeiten einer vorfabrizierten Trockenbauweise.



Quelle: Willy Boesiger, *Le Corbusier Oeuvres complètes*, Zürich 1970  
Catherine Dumont d'Ayot, Tim Benton: *Le Corbusiers Pavillon für Zürich*, Modell und Prototyp eines idealen Ausstellungsraums, Zürich, 2012

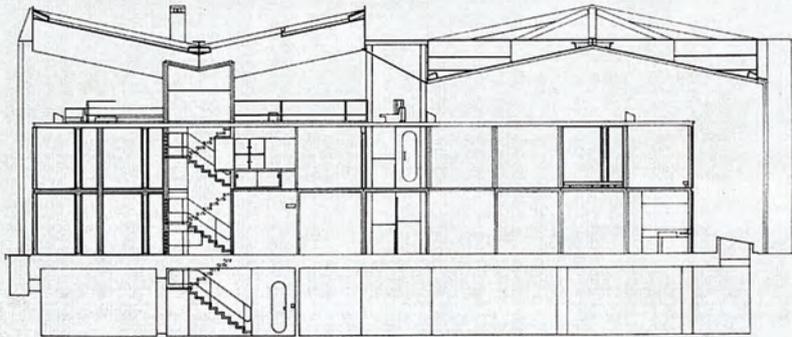


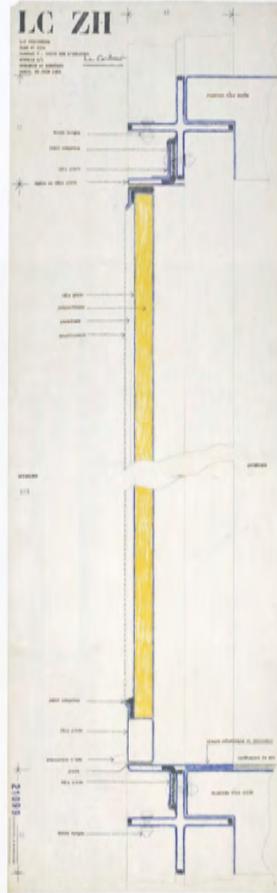
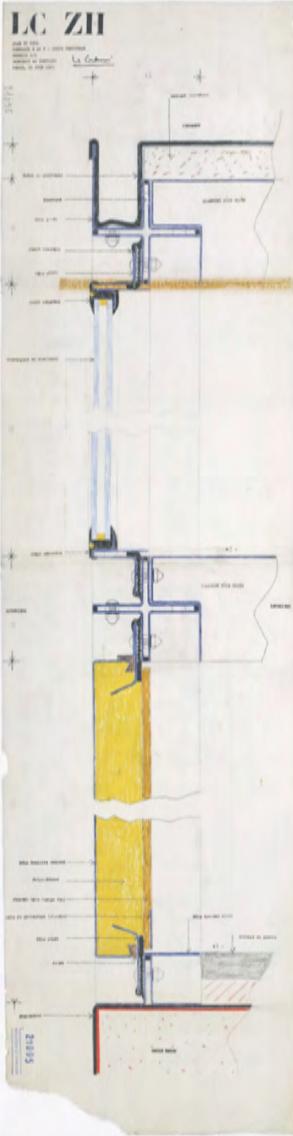


# LC ZH

PLANO Nº 364  
AUTOR: LEONARDO SODRÀ  
PROYECTO: 1/7/34  
REVISOR: 26/10/34

A. Planta Arquitectónica  
B. Planta Estructural  
C. Planta de Fachada  
D. Sección  
E. Detalles  
F. Fachada y Planta de Fachada  
G. Sección y Planta de Fachada  
H. Sección y Planta de Fachada  
I. Sección y Planta de Fachada  
J. Sección y Planta de Fachada



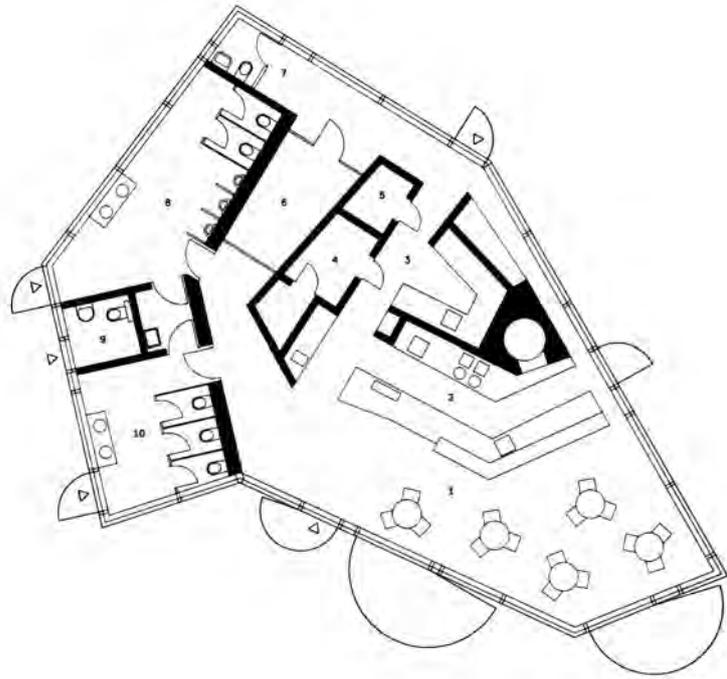


**Pavillon am Hafen Riesbach  
Andreas Furimann, Gabrielle Hächler  
2003**

Der Kiosk besteht aus einem begehbaren Restaurationsraum, der im Sommer geöffnet werden kann. Die Zugänge zu den öffentlichen Toiletten sind durch die spezifische Geometrie vom Restaurant-Aussenbetrieb abgewandt. Der Kiosk ist als Pavillon im denkmalgeschützten Park am See konzipiert. Als Objekt zwischen den Bäumen soll er sich in die Freizeitanlandschaft eingliedern. Das Gebäude ist als Stahlbau gefertigt, um Leichtigkeit und Transparenz zu erzeugen. Als Fassadenmaterial wird Isolierglas verwendet. Grundsätzlich wird eine einheitliche Behandlung der Fassaden angestrebt. Die einzelnen Gläser sind farbig und mehr oder weniger transparent. Dadurch wird der Kiosk nachts zum leuchtenden Objekt im Park. Der Baukörper formuliert mit seiner polygonalen Grundrissform mit einfachen Mitteln die aussenräumlichen Bezüge.



Quelle: [www.afgh.ch](http://www.afgh.ch)



**Seebad Utoquai**  
**William Henri Martin, 1890**  
**Balz Amrein, 2009**

Das Kastenbad ist heute das älteste und zugleich das einzig verbliebene Zürcher Seebad aus dem 19. Jahrhundert. Im Bad wie auch zu Wasser bestanden getrennte Sektoren für Frauen und Männer mit eigenen Becken. 1942 wurden die Kuppeltürme entfernt. In den Siebzigerjahren wurde die ursprünglich eingeschossige Anlage mit Sonnendecks ergänzt. 2009 wurden diese durch Balz Amrein renoviert. Die halbtransparenten Öffnung der Holzbrüstungen sollen den Bezug zum See und die Aufenthaltsqualität verbessern und gleichzeitig den Schutz vor Einblicken und Verkehrslärm aufrecht erhalten.



um 1920

Quelle : [www.badi-info.ch](http://www.badi-info.ch) ; [www.balzamrein.ch/architektur](http://www.balzamrein.ch/architektur)



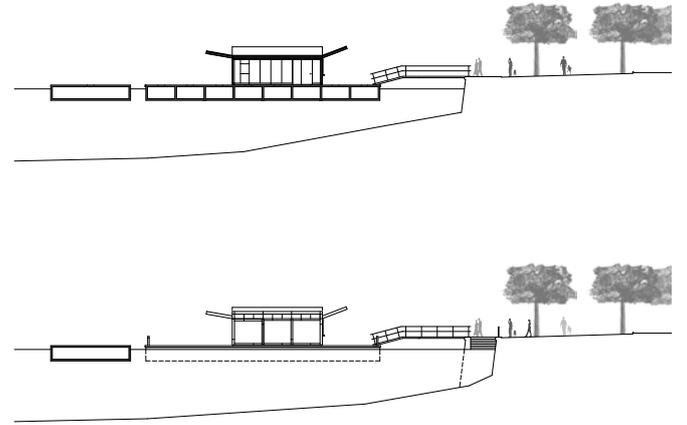
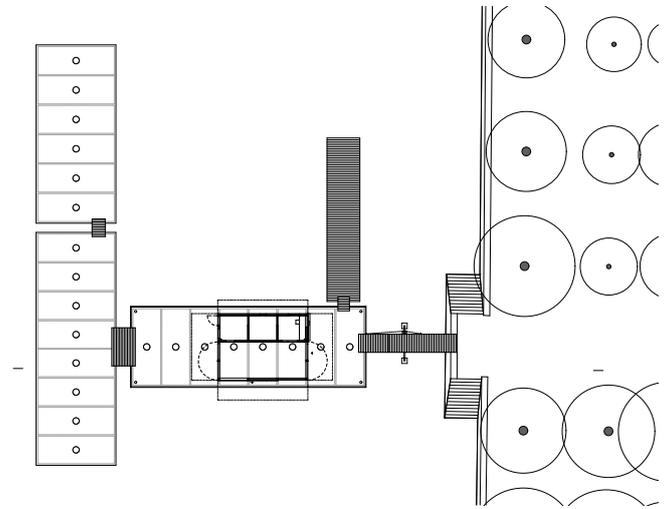
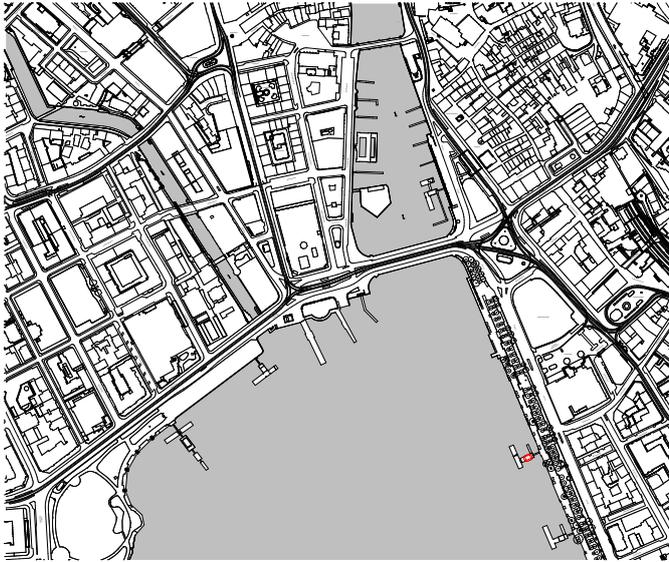
**Bootsvermietung Seefeld, Utoquai, Enge  
Stoos Architekten  
2008**

**Kleinbauten für die Bootsvermieter der Stadt Zürich  
Nutzfläche: 46m<sup>2</sup>**

**Die Tragkonstruktion der Pavillons in Leichtbauweise ist spezifisch auf einen Sommerbetrieb ausgelegt. Der Beton-Ponton wirkt zusammen mit dem Seewasser als Wärmespeicher, Speichermasse und Temperatenausgleich. Die Bootsvermietung ist aussen mit Messing und innen mit silbriglasierten OSB Platten verkleidet.**



Quelle: [www.stoosarchitekten.ch](http://www.stoosarchitekten.ch)

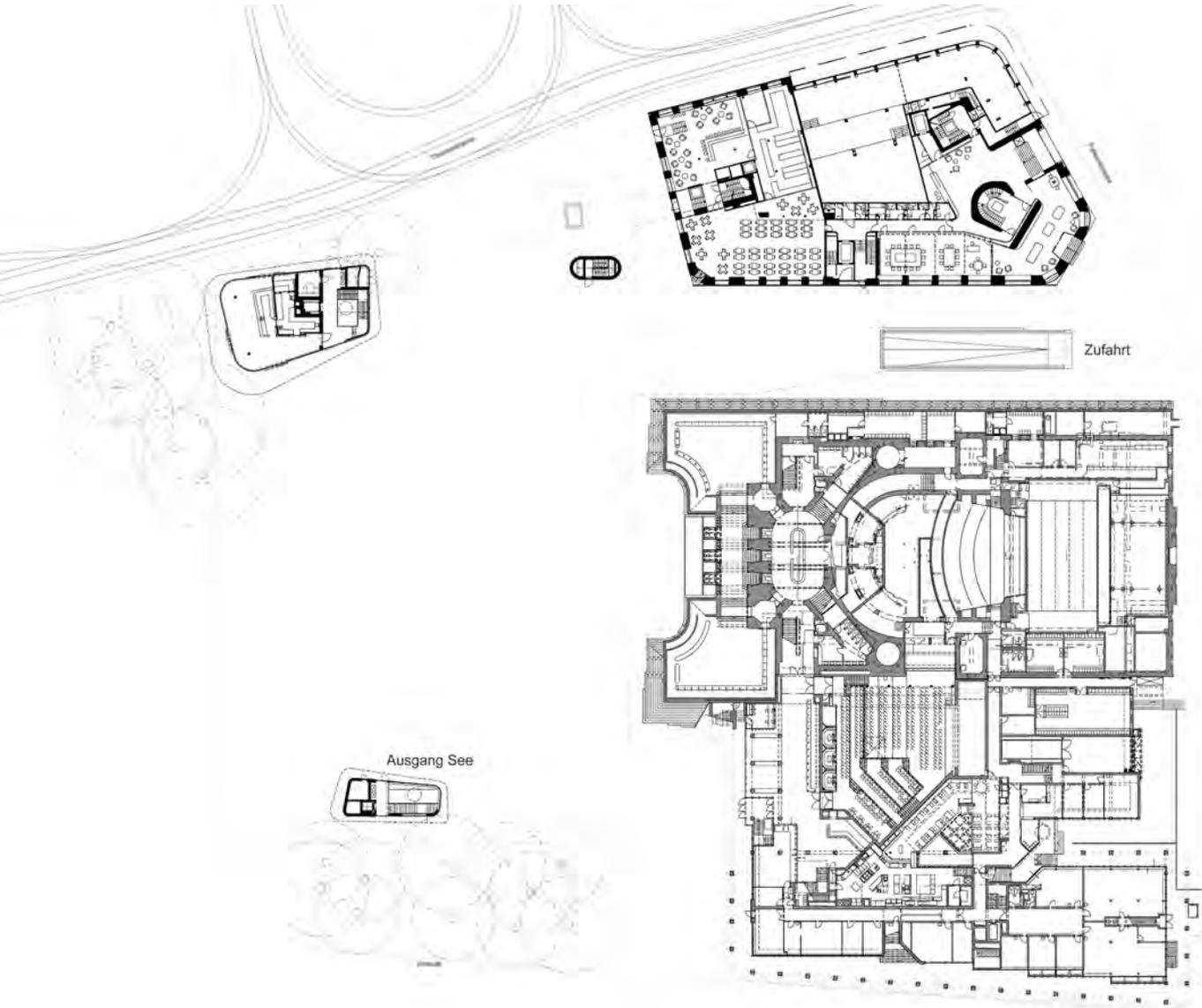


**Parkhaus Opéra Pavillons**  
**Zach+Zünd Architekten, 2012**  
**Sechseläutenplatz,**  
**vetzspartner Landschaftsarchitektur, 2014**

Die zwei Pavillons stehen mit ihrenauskragenden Dächern im Zusammenspiel mit den bestehenden Pavillons am Bellevue. Die Metallpanels mit einem filigran gelaserten Ornament, entworfen von der Textildesignerin Janine Graf, umhüllen in differenzierten Abständen die zwei Pavillons. Sie lösen durch ihren hohen Lochanteil die technischen Anforderungen wie die feuerpolizeilich vorgeschriebene Entrauchung im Brandfall, die Absturzsicherung und die Schliessfunktion und lassen die Pavillons trotz unterschiedlichster Nutzungen - Eingang, Café, Züri-WC, Containerraum, Lüftung - als Einheit erscheinen.

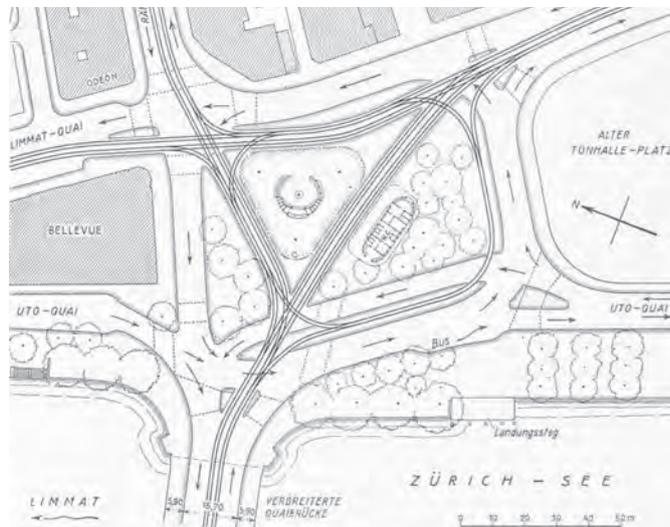


Quelle: [www.swiss-architects.com/de/zach\\_zuend](http://www.swiss-architects.com/de/zach_zuend)

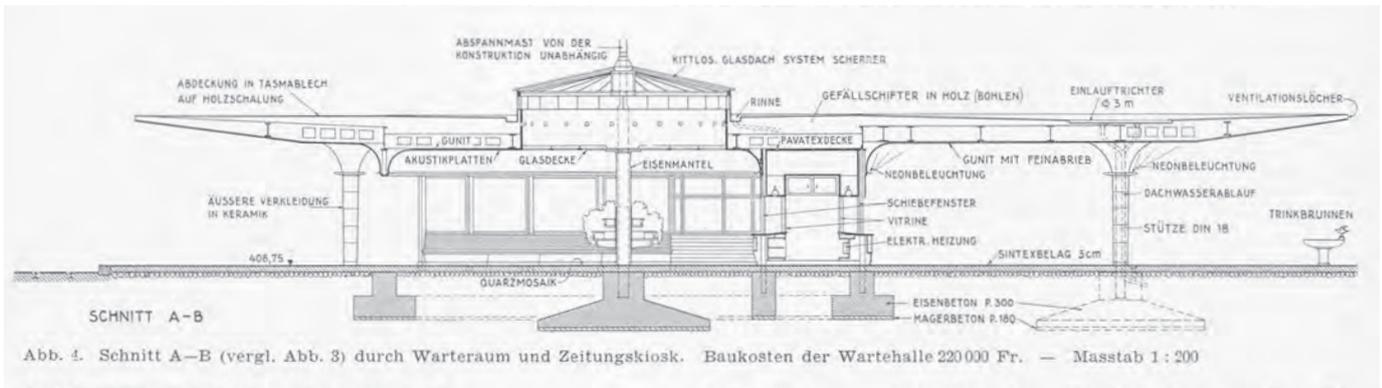
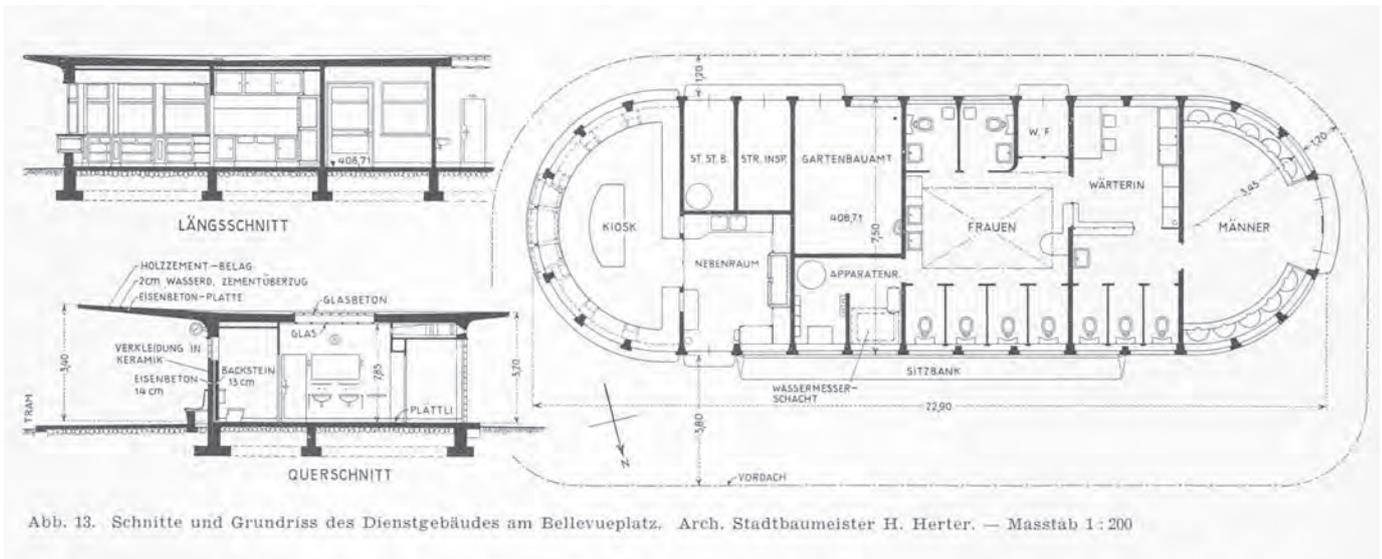


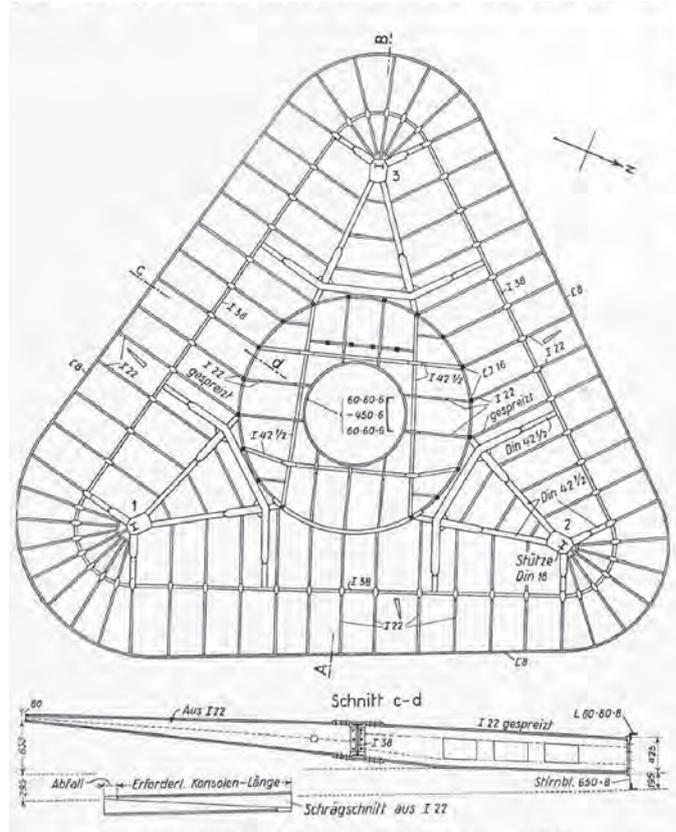
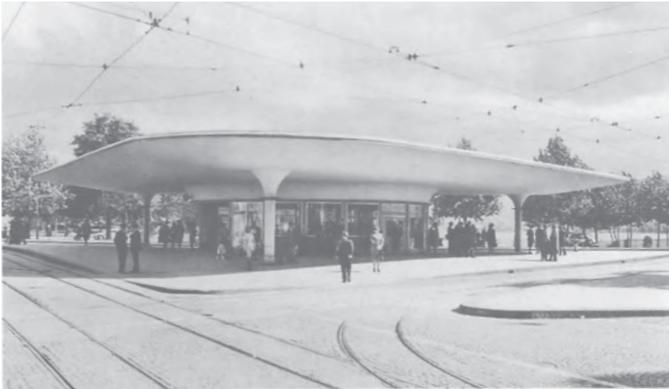
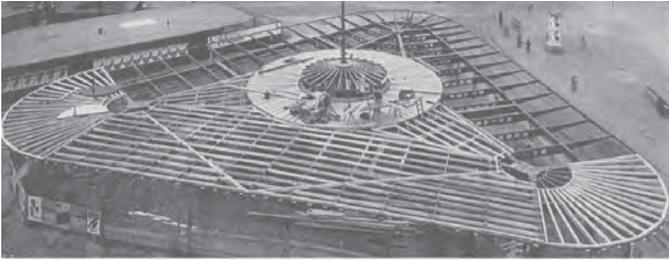
**Bellevue**  
**Hermann Herter, Fritz Stüssi, 1938**  
**Umbau: form.c, 2005**

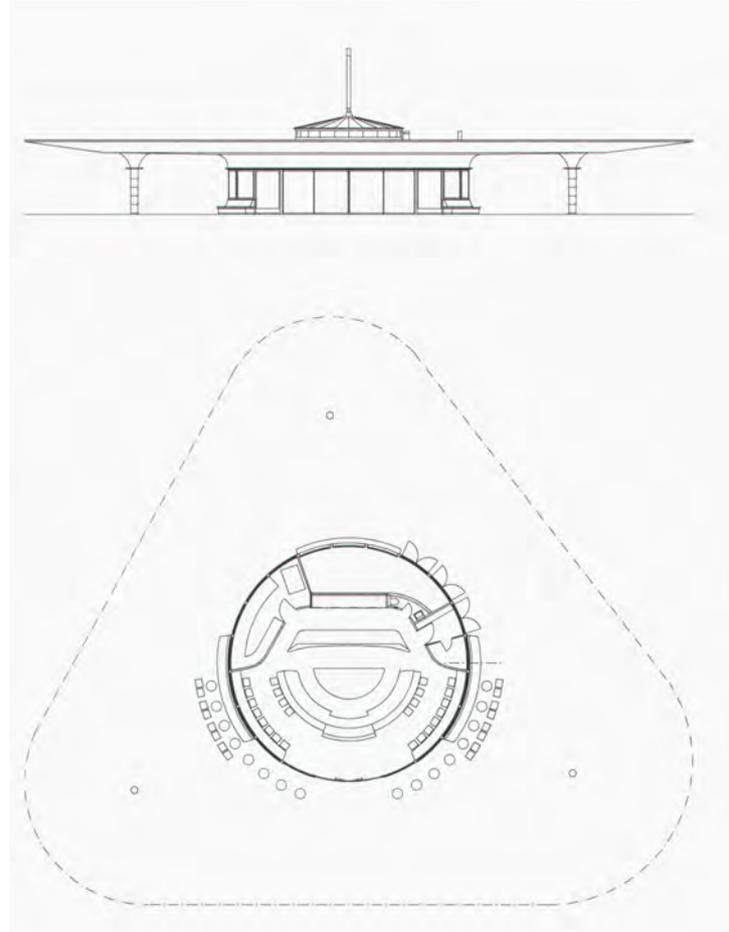
Von schlanken Pilzstützen getragen nimmt die weit auskragende Bedachung mit ihren gedehnten Rundungen die Dynamik des Platzes und die strömenden Bewegungen des Verkehrs auf. Es handelt sich um eine leichte Konstruktion in Stahl mit Feinbeton. Dieser steift das Stahlgerüst aus und dient als Reflektor für die Beleuchtung.



Quelle: Schweizerische Bauzeitung, Band 112, Nr 2, Juli 1938







## Frauenbad Stadthausquai Arnold Geiser 1887

Im Jahr 1837 sollten in Zürich auch Frauen die Badeeinrichtung erhalten, „auf dass sie nicht mehr des nachts in den laufenden Brunnen badeten“. So wurde beim Bauschänzli ein Badehaus für Frauen eingerichtet. Heute trifft Frau sich im Nachfolgebau aus dem Jahre 1888 – dem nostalgischen „Laubsägeli-Bad“ mit orientalisch geschwungenen Ecktürmchen. Das eingelassene Becken war in den ersten Jahren noch mit einem geflochtenen Dach überdeckt, damit die Badenden eine noble Blässe bewahren konnten.



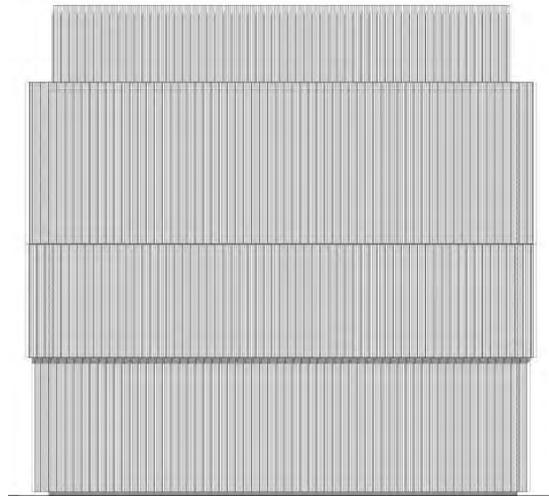
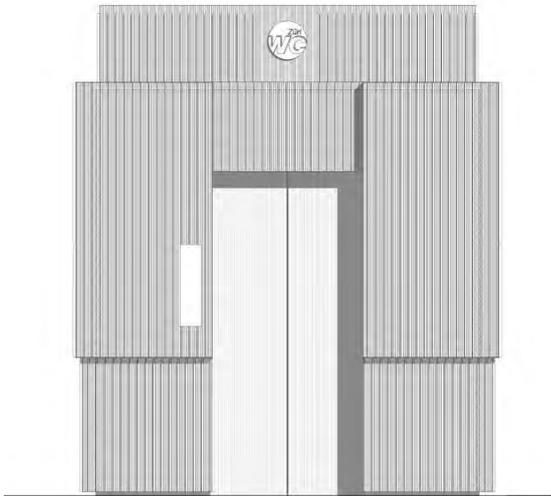
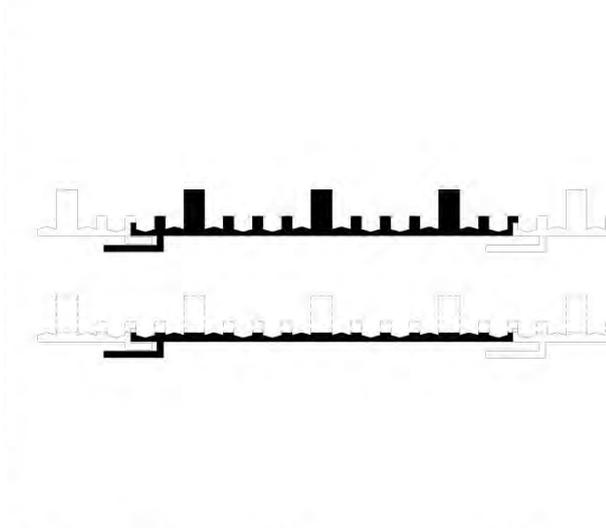
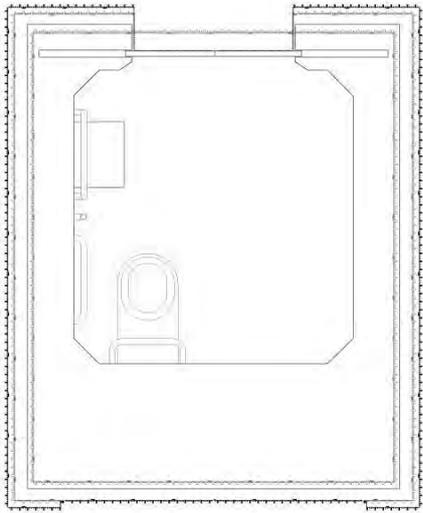


**Züri-WC Stadthausquai  
Meier Hug  
2014**

**In seiner Erscheinung und Farbgebung bezieht sich der Bau auf die Umgebung. Für die Fassade wurde Aluminium in dunklem Grünton verwendet.**

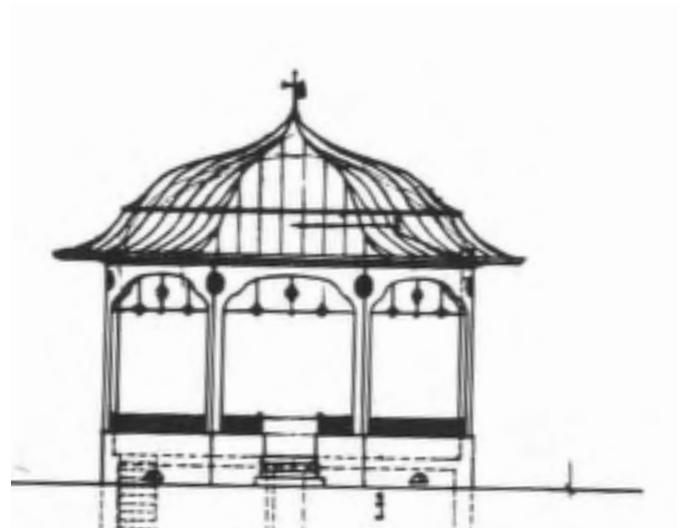


Quelle: [www.baunetz.de](http://www.baunetz.de)



**Musikpavillon  
Robert Maillart  
1908**

Das Dach als Schalldeckel verstärkt die Musik, die Stützen sind so fein wie möglich, damit die Umgebung gleichmässig beschallt werden kann. Ein Musikpavillon, wie er in der Form traditioneller nicht sein könnte, der jedoch einer der ersten Stahl-Beton-Bauten der Stadt und das erste Schalentragwerk überhaupt war – der Kleinbau als konstruktiver Vorläufer von Grossbauten.



Quelle: Kleinbauten der Stadt Zürich, Bauer & Capol, 1995



## Kongresshaus Zürich

M.E. Haefeli, W.M.Moser, R.Steiger, 1939

geplantes Umbauprojekt, ARGE M und E. Boesch /  
Jürg Conzett / Diener + Diener, 2020

Die Aufgabe, die den Architekten 1939 gestellt war, ist ungewöhnlich: die zusätzlichen Räume zu einer vorhandenen, im wesentlichen aus zwei Konzertsälen der 1880er Jahre bestehenden Raumgruppe abzubrechen und unter Hinzufügung neuer grosser Säle für Kongresszwecke und Bankette neu zu bauen, so dass nun die Neubauten den alten Kern an Volumen bei weitem übertreffen und nach aussen den Eindruck beherrschen. Ausserdem war auf einem sehr beschränkten Baugelände, das man bis zuletzt hoffte durch Terrainkäufe vergrössern zu können, ein während der Bearbeitung sozusagen lawinenartig anschwellendes Bauprogramm unterzubringen, und dies im Hinblick auf die bevorstehende Landesausstellung im Rekordtempo von 18 Monaten. [...] Begreiflicherweise wurde erwogen, das Alte radikal zu beseitigen und von Grund aus neu zu bauen, finanzielle Erwägungen gaben den Ausschlag für den gewählten Kompromiss. Es kam dazu, dass die bestehenden Säle eine recht gute Akustik haben. [...]

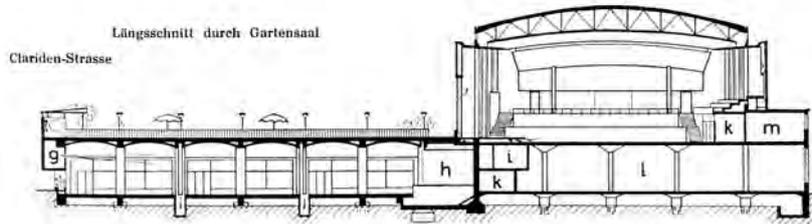
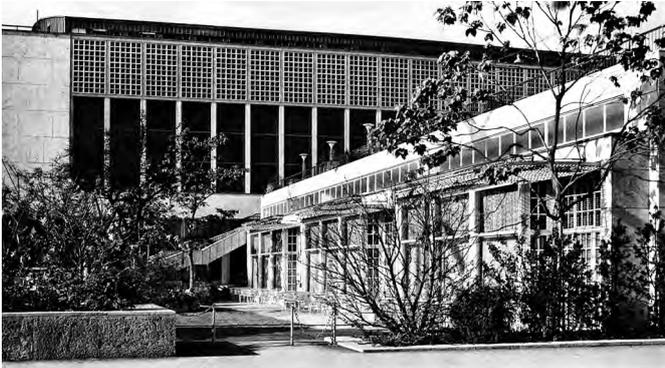
Die Wandverkleidung der neuen Teile besteht in Travertinplatten von ausgesucht schöner, hell bräunlich grauer Tönung, dazu Glas in den verschiedensten Modifikationen in Bronzefassungen oder Betonstegen, Holz ist reichlich verwendet, stets in Naturfarben, so dass seine Maserung erkennbar bleibt und so, dass es als Farbe unentbehrlich wirkt, also ins architektonische Kalkül eingebunden ist. [...]

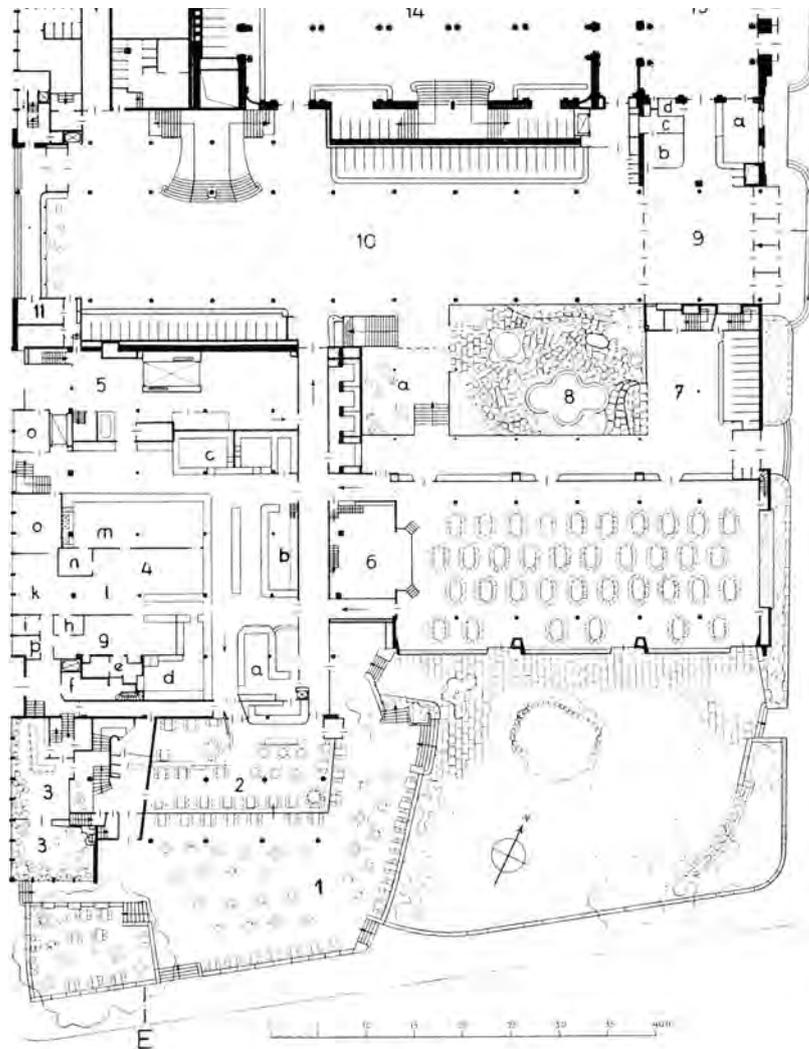
Der Entscheid 2013, kein Neues Kongresszentrum zu bauen, sondern auf das bestehende Haus als Kongressort für Zürich zu setzen, stützt sich auf die erarbeitete Kongresshausstrategie. 2020 soll die Instandsetzung des Kongresshauses und der Tonhalle abgeschlossen sein. Ein Umbau des Gartensaaltraktes und ein neues Terrassen-Restaurant machen das Haus auch für die Bevölkerung attraktiver.

Quelle: Das Werk, Heft 12, Peter Meyer, 1939  
[www.stadt-zuerich.ch](http://www.stadt-zuerich.ch)



Rendering



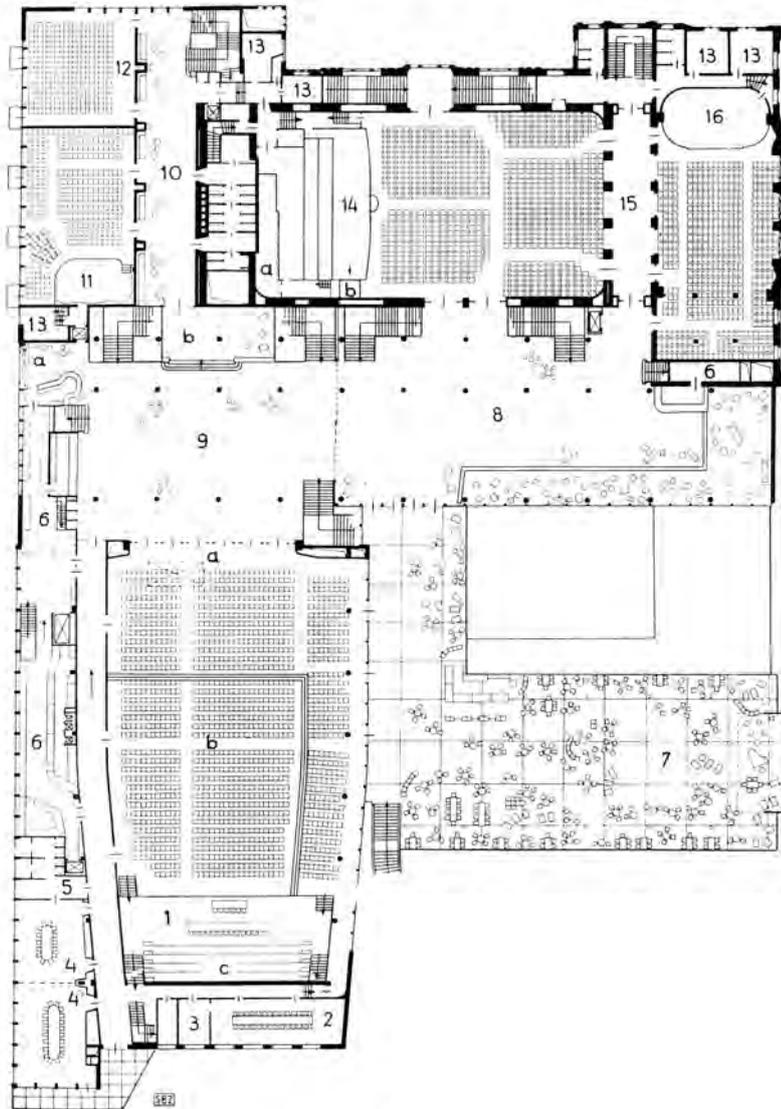


**Erdgeschoss 1:600**

unten: Alpenquai  
rechts: Clariden-Strasse  
links: Beethoven-Strasse  
oben (abgeschnitten) der Trakt  
der alten Tonhallsäle und  
Gotthard-Strasse

- 1 Restaurantterrasse
- 2 Tagesrestaurant
- 3 Bar
- 4 Küche
- 5 Abstellraum
- 6 Bühne zum rechts  
anschliessenden Gartensaal
- 7 Foyer und Garderobe zum  
Gartensaal
- a Sitzplatz an der Verbindungs-  
treppe zum Kongress-  
vestibül
- 8 Gartenhof mit Wasserbecken  
(noch unfertig)
- 9 Vorraum zum Kongress-  
vestibül
- 10 Kongressvestibül und  
Garderobe
- 11 Sanitätszimmer
- 14 Konzertvestibül unter der  
alten Tonhalle
- 15 Vorraum zum Konzert-  
vestibül





Tonhalle und  
Kongresshaus, Zürich  
Saalgeschoss 1:600

- 1 Kongresssaal
  - a entfernbare Wand zum Foyer
  - b Parkett, gegen die Estrade rechts und oben um drei Stufen vertieft
  - c Podium oder Bühne für Kongresse, Aufführungen, Konzerte
- 2 Seezimmer
- 3 Bureau
- 4 Klubzimmer
- 5 Telefon, Schreibmaschinen
- 6 Office
- 7 Terrassenrestaurant über dem Gartensaal
- 8 Konzertfoyer
- 9 Kongressfoyer
  - a Bar, b Sitzplatz
- 10 Foyer vor dem Kammermusik- und Vortragssaal
- 11 Kammermusiksaal
- 12 Vortragssaal (im Obergeschoss über 11 und 12 Uebungsstile)
- 13 Solistenzimmer
- 14 Grosser Tonhallaesaal (Altbau)
  - a neue Orgel
  - b Orgelspieltisch
- 15 Verbindungsgang
- 16 Kleiner Tonhallaesaal



**Bootshaus des Zürcher Yacht-Clubs  
O.Pfleghard & M.Häfeli, 1916  
Umbau E.Halter, 1936**

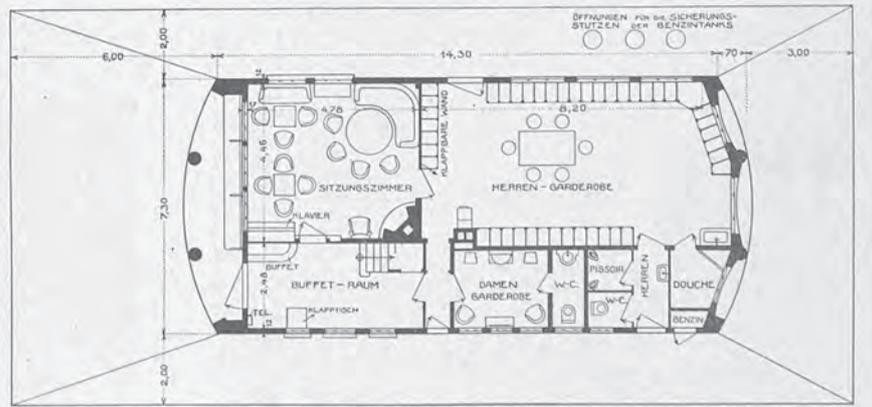
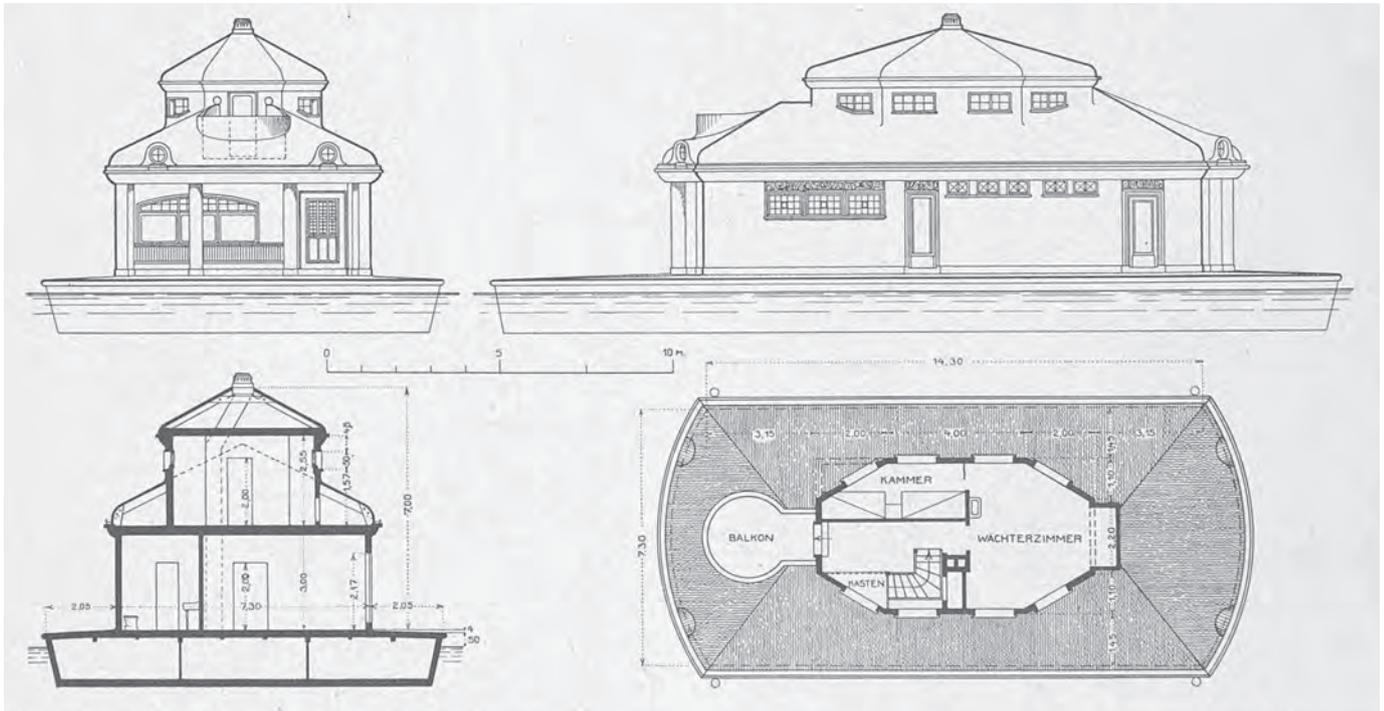
Der Zürcher Architektengemeinschaft Pflughard & Häfeli stellte sich, bedingt durch den Aufschwung des Segelsports auf dem Zürichsee, eine ungewöhnliche Bauaufgabe: die Erstellung eines repräsentativen, im See schwimmenden Yacht-Clubs. Die Funktion und die Lage des Bootshauses evozieren das Architekturthema „Schiff“: Es schwimmt auf einem aus sechs Eisenbeton-Pontons zusammengesetzten Floss. Die Fassaden sind mit lackierten Pitch-Pine-Latten verkleidet, die Schmalseiten abgerundet. Die überzeugend vorgenommene Aufstockung von E.Halter im Jahr 1936 verstärkte die Assoziation zum Passagierschiff noch: ein Balkonband zieht sich um den Bau und trennt das allseitig befensterte „Passagierdeck“ vom Unterbau mit seiner spärlichen Zahl kleiner Fenster.



Umbau 1936

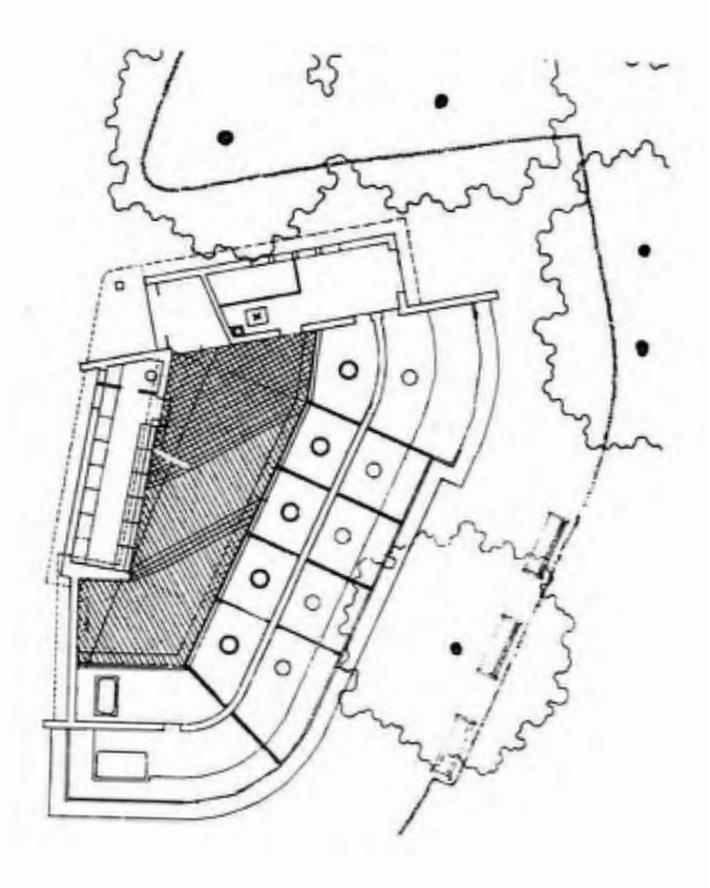


Quelle: Kleinbauten der Stadt Zürich, Bauer & Capol, 1995



**Volière**  
**Ernst F. Burckhardt**  
**1937**

Im Vordergrund für die Volière stand statt Repräsentation, das unpräntiöse Einfügen des Baus in die Parklandschaft.



Quelle: Kleinbauten der Stadt Zürich, Bauer & Capol, 1995

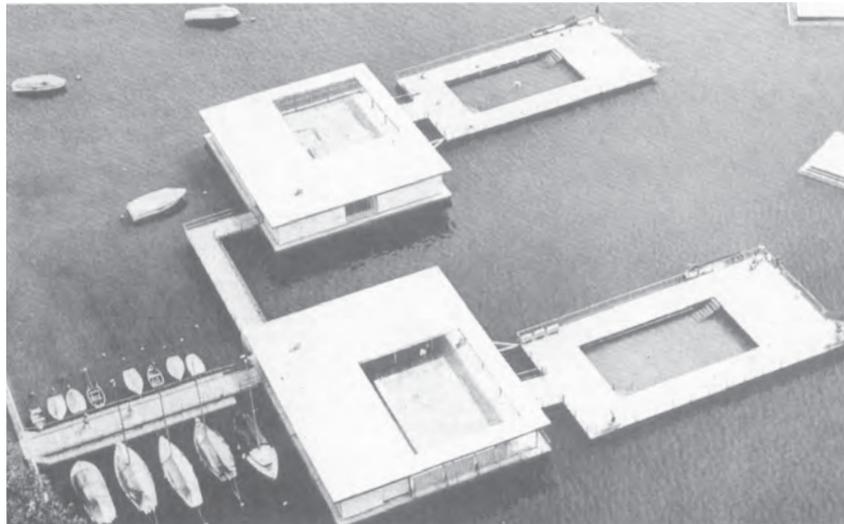
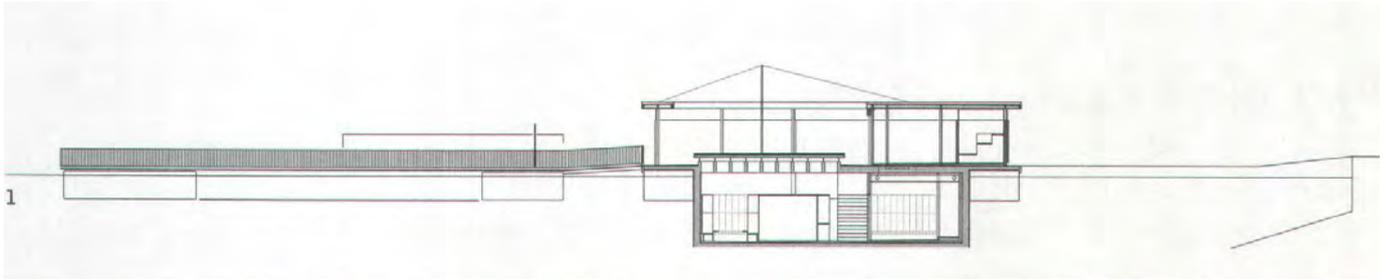


**Seebad Enge**  
**Robert Landolt, 1960**  
**Umbau Meier / Hug, 2004**

Das Konzept dieser Badanstalt basiert auf der Idee der Holzkastenbäder des 19. Jahrhunderts. Wie damals existiert auch heute noch die Trennung nach Geschlechtern, die linke Seite ist den Damen vorbehalten, die rechte Seite ist für Frau und Mann zugänglich. Jedoch hat die offene Atmosphäre nichts mehr mit der Abgeschränktheit eines Kastenbades gemein. In seiner Erscheinung erinnert das Bad eher an Häuser der kalifornischen Moderne als an die Architektur des 19. Jahrhunderts. Ein wichtiges Gestaltungsmerkmal ist die horizontale Dachlinie, die ein umlaufendes Band bildet. Hölzerne Liegeflächen rahmen die beiden Nichtschwimmerbecken ein. Sie sind zugleich Übergang zum See, der als „grosses Schwimmbecken“ in die Anlage miteingebunden ist.



Quelle: <http://www.heimatschutz.ch>



## Gastropavillon Strandbad Mythenquai ARGE Malevez+Spiro-Gantenbein 2014

### Raumprogramm:

Gastrogebäude (inkl. Gästehalle, Kiosk, Gastküche, Anlieferung, Neben- und Kühlräume), Garderoben- und Toilettengebäude, Umgebungsarbeiten

Grundmengen nach SIA 416

Grundstücksfläche: 41'100m<sup>2</sup>

Gebäudegrundfläche: 2'880m<sup>2</sup>

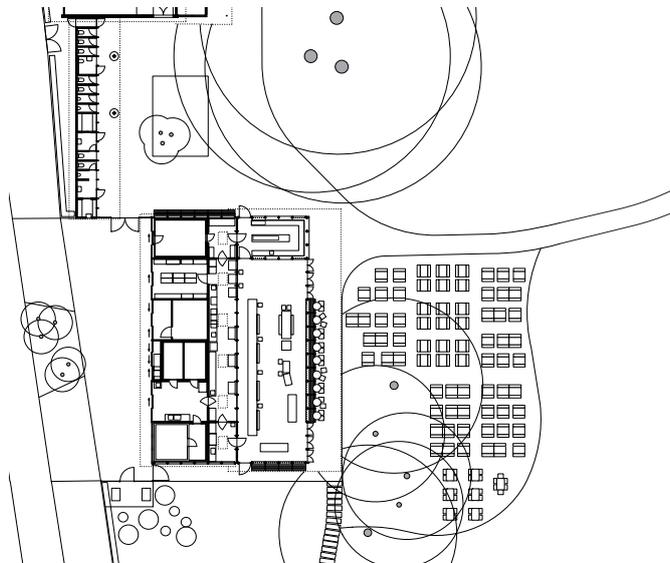
Gebäudevolumen: 2'024m<sup>3</sup>

Geschossfläche: 623m<sup>2</sup>

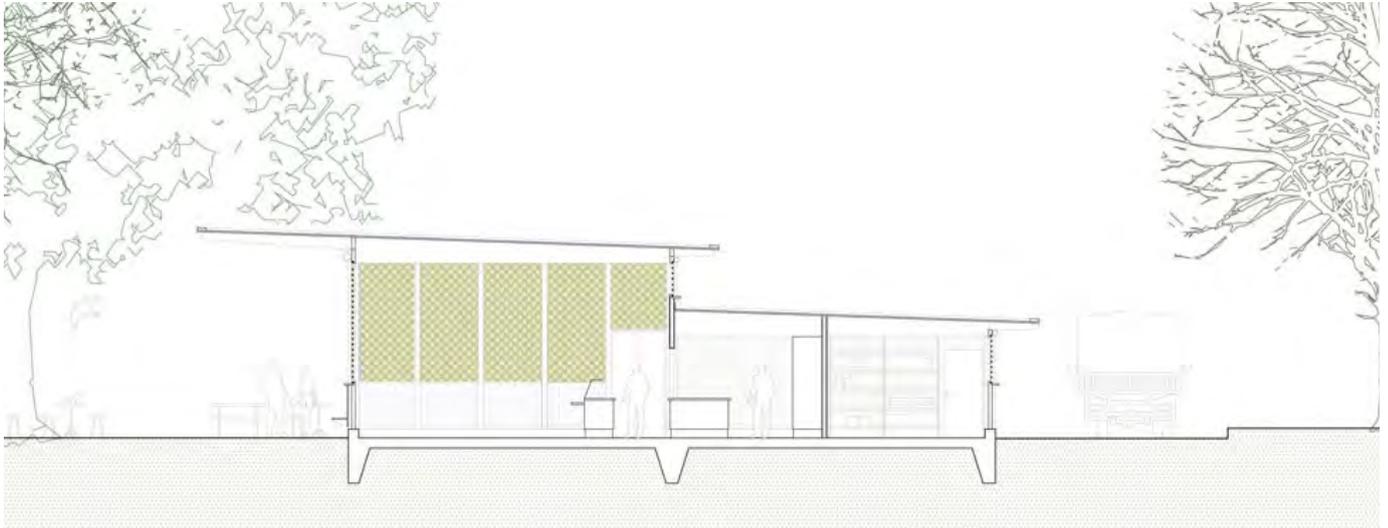
Hauptnutzfläche: 388m<sup>2</sup>

Landschaft: Koeppfli Partner GmbH

Der Holzpavillon orientiert sich an der Serie länglicher Garderobenbauten aus dem Jahre 1954 von den Architekten Hubacher und Issler. Wie diese ist er aus Holz, gestrichenem Mauerwerk und Beton gebaut. Der Neubau schliesst die Lücke zum Kleinkinderbecken, profitiert von der direkten Anlieferung von der Strasse und dämpft gleichzeitig den Verkehrslärm ab. Unmittelbar am Wasser ist die parkartige Anlage nun räumlich grosszügiger: Der 250 Meter lange Sandstrand wurde verbreitert und zieht sich gleichmässig flach gebösch bis zum durchgängigen Uferweg hoch. Rund um den Neubau bilden sich klare Plätze: Ein kleiner Vorplatz an der Rückseite dient der Anlieferung, seitlich endet der sich ständig weitende und verengende Weg vor den Altbauten. In Richtung Wasser streckt der neue Pavillon sein Dach weit unter die mächtigen Kronen einer alten Lindengruppe.

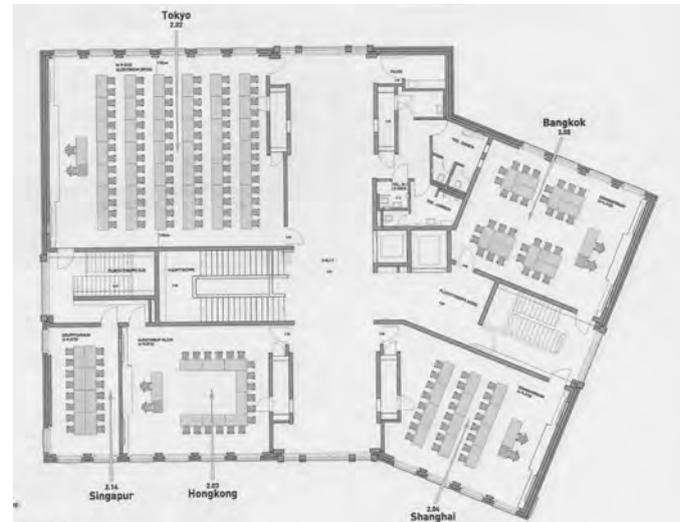


Quelle: Stadt Zürich, Baudokumentation Strandbad Mythenquai,  
Juni 2014; Jochen Laubmann, Archithese, 1/2015

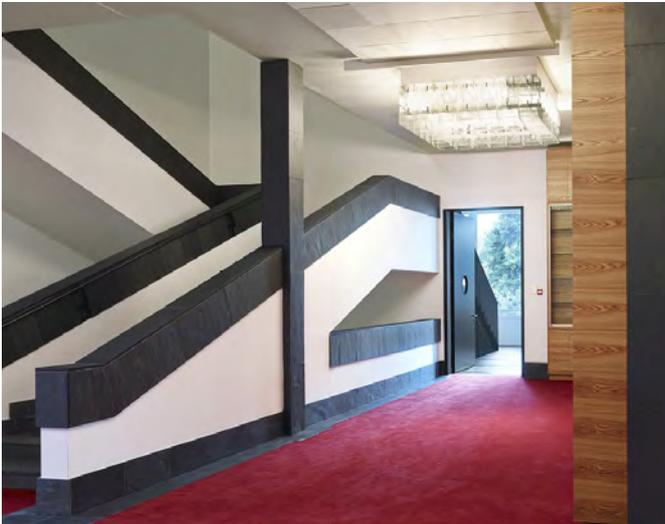


## Hotelfachschule Belvoirpark Peter Märkli 2014

Das Gebäude tritt gegen die Seestrasse hin dreistöckig in Erscheinung, gegen den Belvoirpark hin fünfstöckig. Es schmiegt sich mit seiner leicht geknickten Fassade dem Hang an und fügt sich in die Parklandschaft ein. Die dezente Fassadengestaltung soll an die quartierübliche Villenarchitektur erinnern. Im Innern verbindet eine zentrale Halle den Stadt-/Strassenraum mit dem Park und gliedert die Fassaden zu zwei gleichwertigen, differenzierten Hauptseiten. Beidseits der Halle sind die Klassenzimmer, bzw. Restaurant und Küche angeordnet. Die Halle dient als Empfangsraum und kann in den verschiedenen Geschossen unterschiedliche Zwecke erfüllen. Sie ist ein eigentlicher Kommunikationsraum, der flexibel und ohne feuerpolizeiliche Auflagen genutzt werden kann.



Quelle: <http://www.nzz.ch>,  
[http://www.bp-baurealisation.ch/downloads/projektreferenzen/  
Zuerich\\_Belvoirpark.pdf](http://www.bp-baurealisation.ch/downloads/projektreferenzen/Zuerich_Belvoirpark.pdf)



# ZÜRICH

## Tag 2 - Private Häuser

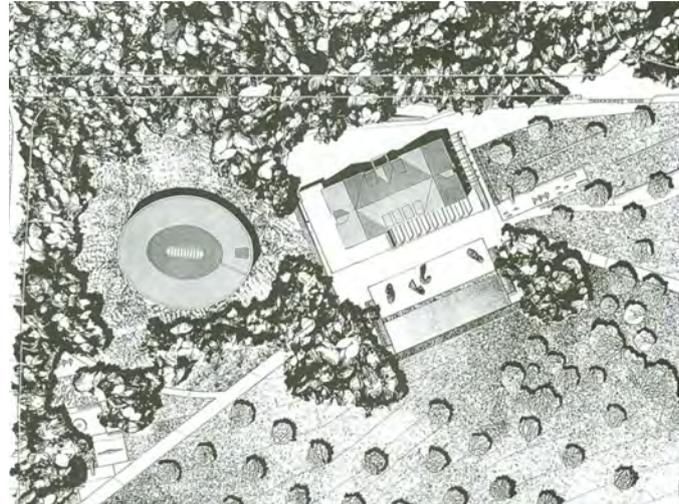
- 01 Hotel Zürichberg
- 02 Haus Salvisberg
- 03 Haus de Mandrot
- 04 Doldertalhäuser
- 05 Fellowship Home
- 06 Haus Steiger-Crawford
- 07 Haus Zürichberg
- 08 Pflegi Areal
- 09 Villa Patumbah
- 10 Wohnsiedlung Patumbah Park
- 11 Mehrfamilienhaus Les Arbres



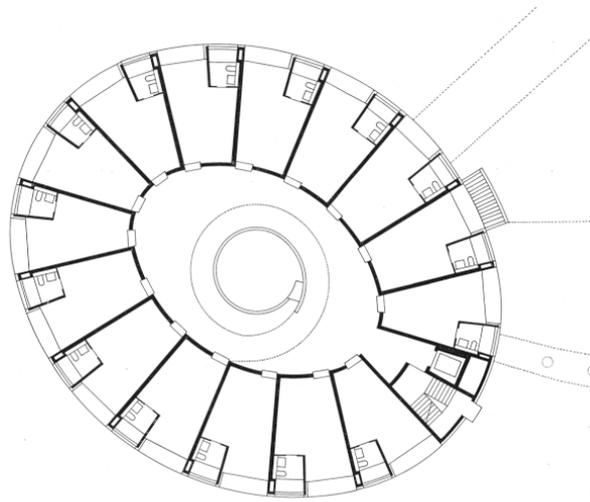
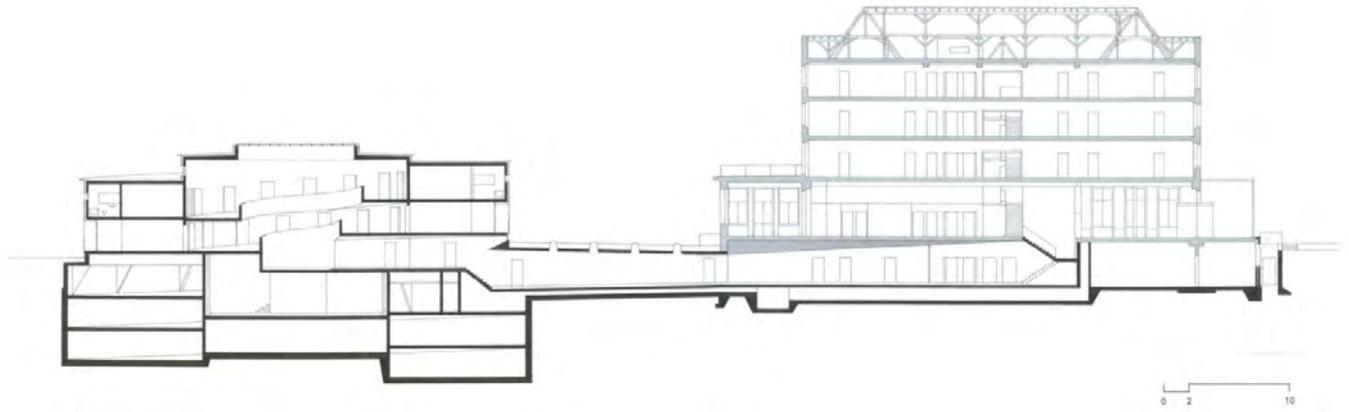
## Hotel Zürichberg Marianne Burkhalter, Christian Sumi 1995

«...Eine fortlaufende ovale Rampe ist generierendes Element des Projektes mit dem dreigeschossigen unterirdischen Parkhaus, welches sich «in den Boden schraubt», und dem anschliessenden zweigeschossigen Hoteltrakt als sichtbarer Abschluss der Spirale. Zwischen Alt- und Neubau erschliesst ein «rüsselartiger» Verbindungskorridor auf Gartengeschossebene den ovalen Rundbau. Der Neubau selber hat keinen eigenen Eingang, was den Laternencharakter verstärkt. Die Parkingein- und ausfahrten sind in die nordseitige Stützwand integriert.

Der atriumartige ovale Innenraum mit den ansteigenden Rampen ist über ein längliches Oblicht und ein seitliches Bandfenster belichtet, daran angedockt sind die keilförmigen Hotelzimmer mit den an der Fassade liegenden Nasszellen. Sie sind untereinander versetzt und übertragen so in der horizontalen Holzlattenfassade das Konzept der fortlaufenden ansteigenden Rampe.»



Quelle: M.B / Ch.S., „Um die Mitte : Neubau Hotel Zürichberg“,  
werk, bauen + wohnen 12 | 1995



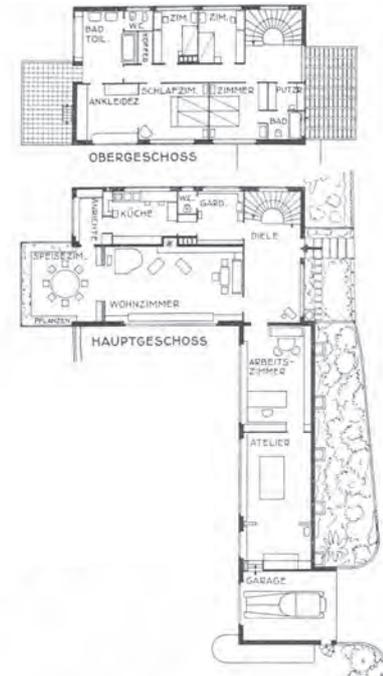
# Haus Salvisberg

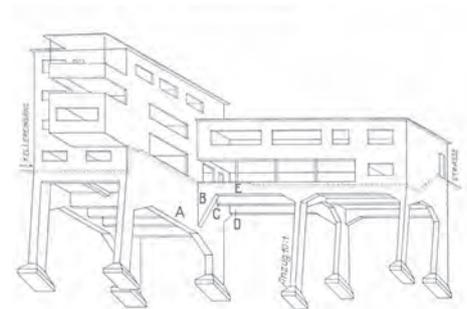
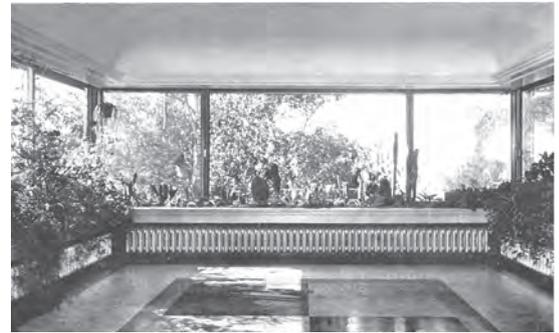
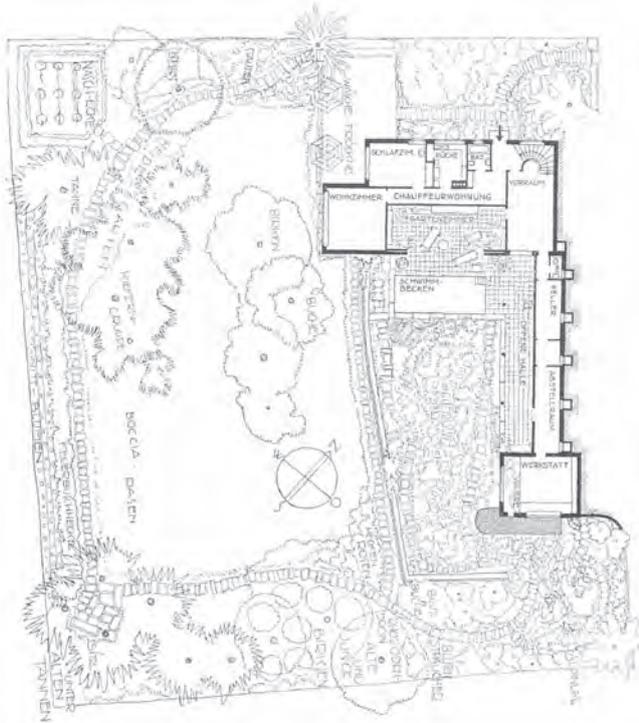
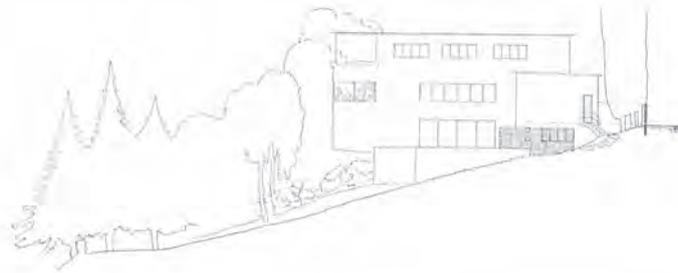
## Otto Rudolf Salvisberg

### 1931

Salvisbergs Eigenheim, eine moderne Fortsetzung der deutschen Villenbautradition des 19. Jh., ist ein Werk von grosser Kohärenz: Die Verwendung eines L-Typs als Grundriss bedingt auf dem abschüssigen Gelände eine starke Auskragung des quer zum Hang gestellten Wohnteils, die nur durch die Verwendung von Beton möglich ist. Hauptbau wie Ateliertrakt sind im Zusammenhang mit der talseitigen Wohnterasse entwickelt, unter Verzicht auf jegliche Fassadenwirkung nach der Strasse.

Quelle: Schweizer Architekturführer: 1920–1990, Band 1, Zürich 1996, S. 167, Nr. 710.



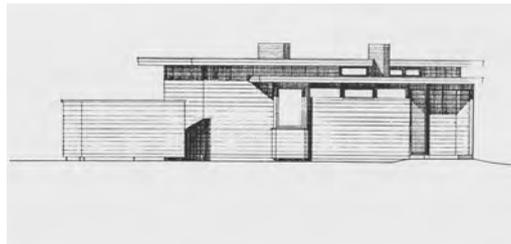
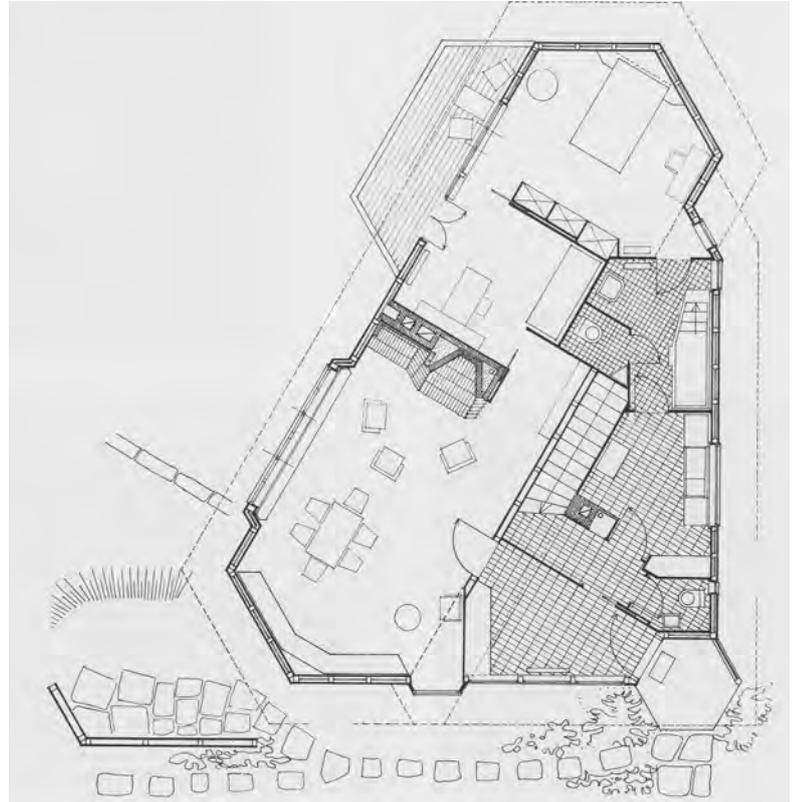
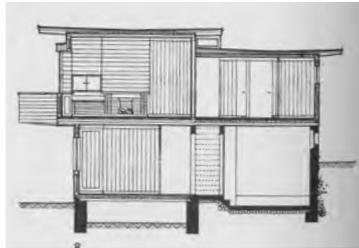
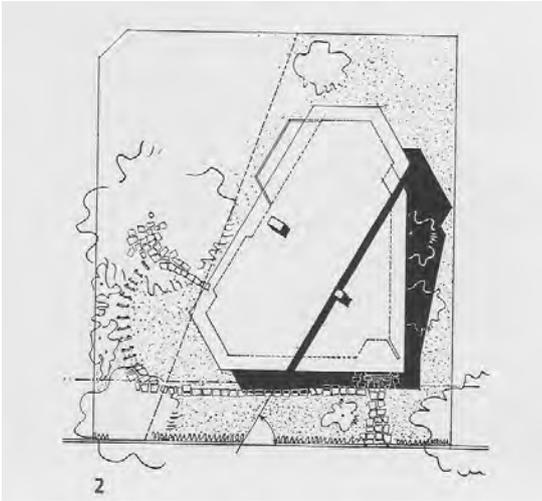


**Haus de Mandrot**  
**Alfred Roth**  
**1944**

Der mit Werken von F.L. Wright verwandte Holzskelettbau entstand als Winterquartier für Hélène de Mandrot, Schlossherrin von La Sarraz (Gründungsort der CIAM, Juni 1929). Ihre Besorgnis bezüglich gesundheitsschädigender Erdstrahlen bestimmte die Lage und den sechseckigen Grundriss des Baus, denn eine im 60°-Winkel zur Strasse verlaufende Linie trennte das Terrain in eine strahlenfreie nördliche und eine „gefährliche“ Südzone. Bereits nach einem Jahr überliess Mme de Mandrot das Haus Alfred Roth.



Quelle: Schweizer Architekturführer: 1920–1990, Band 1, Zürich 1996, S. 188, Nr. 738.

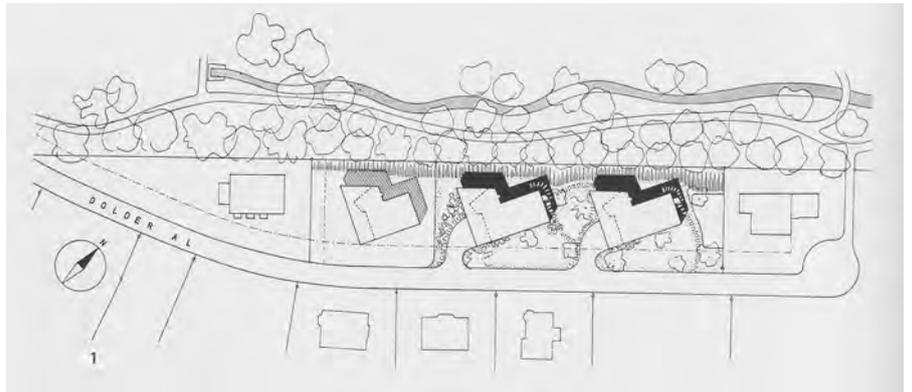
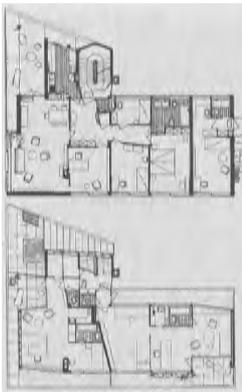
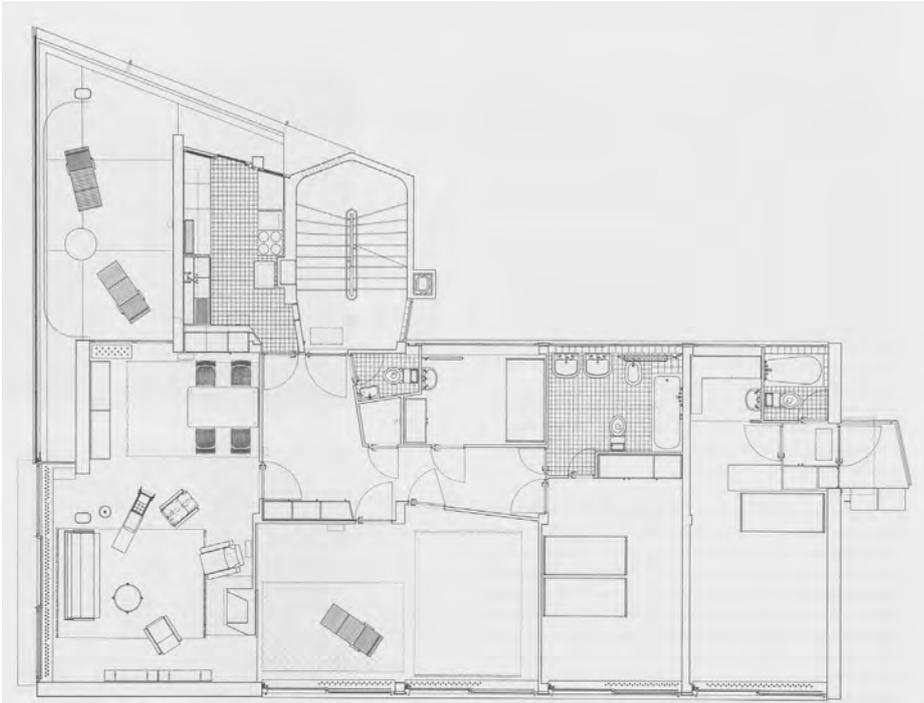


## **Doldertalhäuser Alfred und Emil Roth, Marcel Breuer 1936**

Die prachtvolle naturräumliche Umgebung des Grundstücks im Doldertal entsprach trefflich der auf die Formel von „Licht, Luft, Öffnung“ gebrachten Forderungen des Bauherrn Sigfried Giedion nach einem „befreiten Wohnen“. Mit den zwei von der Baulinie nach Süden abgedrehten Mehrfamilienhäusern wurden Prinzipien des corbusianischen Wohnungsbaus in einer der Hanglage angepassten Form verwirklicht: teilweise freigestelltes Erdgeschoss, Plan libre, bewohnbares Dachgeschoss. Das avantgardistische Projekt konnte nur dank der Hilfe des Stadtpräsidenten und mit privater Finanzierung durchgesetzt werden. Ein 1976 gefertigtes Modell (1:50) befindet sich in der Sammlung des Museum of Modern Art in New York. In unmittelbarer Nachbarschaft jenseits des Wolfbachtobels erbauten später die Architekten Rudolf Steiger (1959) und Alfred Roth (1961) ihre Eigenheime.



Quelle: Schweizer Architekturführer: 1920–1990, Band 1, Zürich 1996, S. 177, Nr. 723.

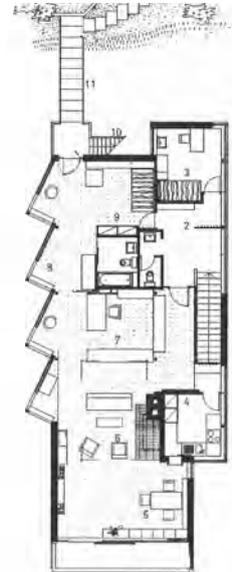
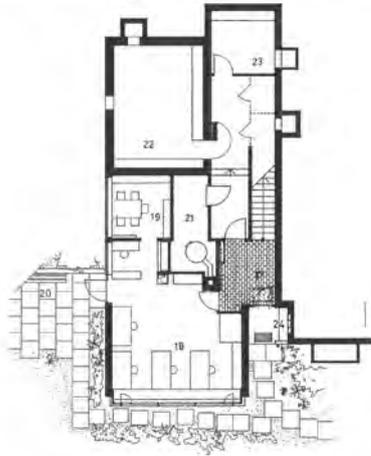


## Das «Fellowship Home» in Zürich 1960–61 Alfred Roth

Alfred Roth errichtete zwischen 1960 und 1961 in unmittelbarer Nachbarschaft der Doldertalhäuser von 1935/36 ein eigenes Wohnhaus. Dieses kombinierte der Hochschullehrer, der die Wohnungsnot in Zürich kannte, mit 5 Wohnräumen für Studierende der Architektur im Untergeschoss des Baus. Der Zugang zur Studentenetage fand über das Erdgeschoss statt, wo auch das private Architekturstudio des Hausherrn eingerichtet wurde. Vier der fünf Studentenzimmer werden durch die Fenster der zickzackförmig gestalteten Westwand belichtet und erhalten einen Blick in die Landschaft. Die Wohntage des Professors wird – neben der Treppe im Gebäudeinnern, die zum Atelier führt – über eine nördlich gelegene Brücke erschlossen. Die Wohnung verfügt ebenfalls über die markante Wandfläche. Die übereck gestellten Fenster beleuchten hier die Wohnräume des Hausherrn, die fließend ineinander übergehen und in einer auskragenden Loggia enden. Auf dem Dach befindet sich ein Garten mit separatem Zugang.



Quelle: Stanislaus von Moos et al., Alfred Roth. Architect of Continuity/Architekt der Kontinuität, Zürich, Waser, 1985

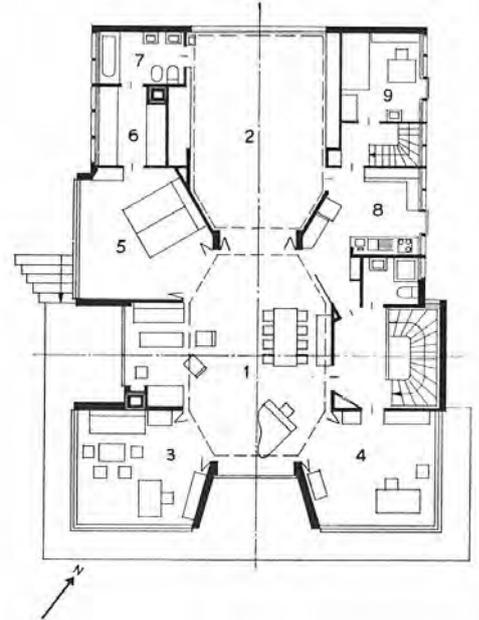


## Haus Steiger-Crawford Flora, Rudolf, Peter und Martin Steiger 1959

Das Haus des Ehepaars Steiger, das ihm als Alterssitz diente, entstand als ein Gemeinschaftswerk der vierköpfigen Familie: Neben beiden Eltern beteiligten sich auch die Söhne Peter und Martin Steiger an der Planung des Hauses. Flora Steiger-Crawford, die seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr als Architektin tätig war, entwarf auch die Möbel. Das Haus liegt an einem steilen Südosthang oberhalb des Wolfbachtobels und der Doldertalhäuser. Als Anregung dienen die Villa Rotonda von Andrea Palladio und ein Entwurf von Rudolf Steiger aus dem Jahr 1921. Der Eingang liegt im Kellergeschoss. Das Erdgeschoss umfasst eine Dreizimmerwohnung sowie Kellerräume. Das erste Obergeschoss, das Hauptgeschoss, enthält eine Fünzimmerwohnung. Hier bildet der Wohnraum das Zentrum, das durch ein Oberlicht beleuchtet wird. Sternförmig um diesen Raum herum werden das Arbeitszimmer für den Mann, das Arbeitszimmer für die Frau, das Schlafzimmer mit Ankleideraum und Bad und der Servicetrakt mit Küche und Gästezimmer angeordnet. Als Pendant zum Wohnraum liegt das Atelier im rückwärtigen Teil der Wohnung. Auch dieser Raum ist wie der Wohnraum leicht überhöht und wird durch ein Oberlichtband beleuchtet. Ein besonders origineller Ansatz ist die Verbindungsart der Räume in beiden Wohnungen: Schiebe-Klapptüren ersetzen konventionelle Trennwände. In geöffneter Position erlaubt dieses Dispositiv die Verbindung aller Haupträume. Die Wohnung wird zu einer einzigen Raumlanschaft, die sich dank den geschosshohen Eckverglasungen mit dem Aussenraum verbindet. Das Haus besteht aus einem Betonskelett mit Glasaufdachungen. Die dünnen, auskragenden Betonplatten kontrastieren mit der Vertikalität des Tragsystems.

Quelle: Marianne Burkhalter u.a. (Hg.), Flora Steiger-Crawford: 1899–1991, Zürich 2003, S. 134–137.





**Einfamilienhaus am Zürichberg**  
**Annette Gigon / Mike Guyer**  
**2011**

**Situation:**

Das heutige Wohngebäude ersetzt ein Doppelhaus aus den 1940er-Jahren. Der Baukörper weitet sich mit drei Auskragungen gegen oben hin aus und vollzieht im Dachgeschoss Rücksprünge, um Terrassen auszubilden.

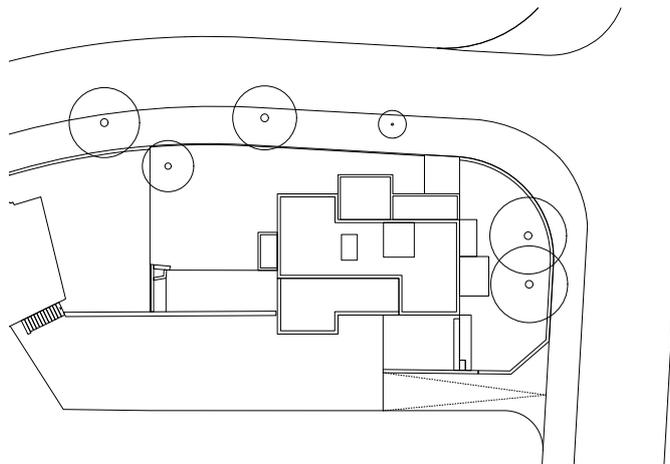
**Raumprogramm:**

Auf vier Geschossen sind zwei Wohneinheiten entstanden: Eine kleine Einliegerwohnung, die sich im untersten Geschoss zu einem Vorgarten öffnet, und eine grosse Wohneinheit, die sich über die übrigen Geschosse erstreckt.

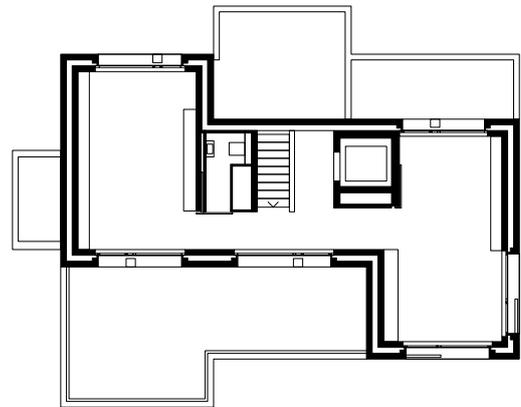
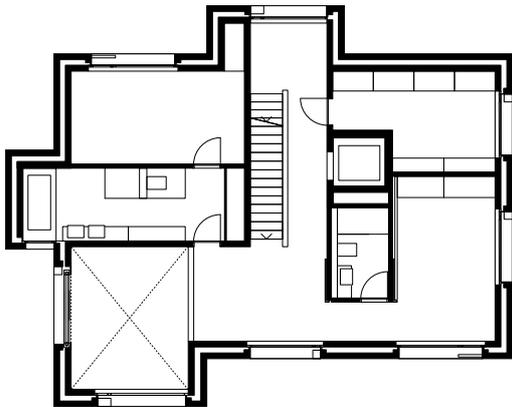
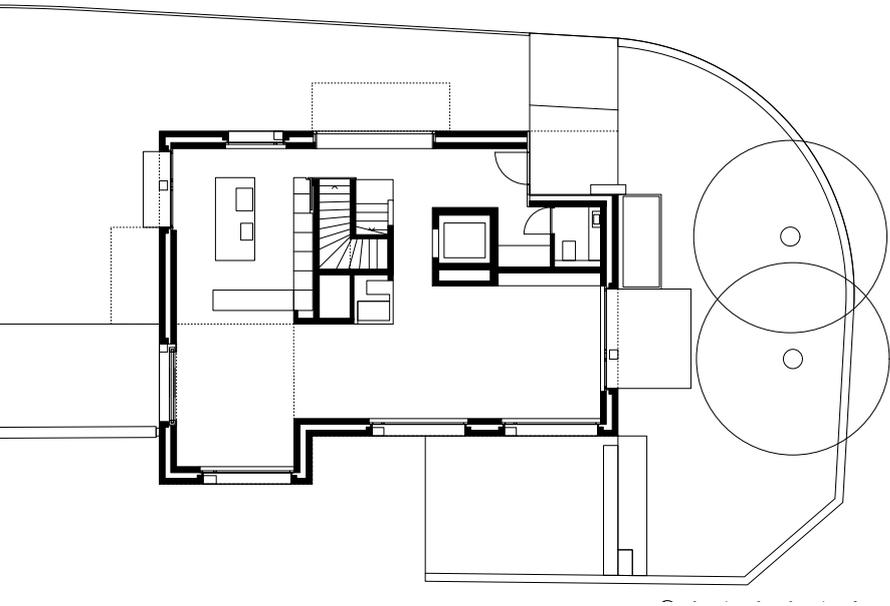
Im Erdgeschoss bildet ein Volumeneinsprung den Eingangsbereich. Ein Rundgang verbindet hier die Eingangsdielen mit dem Wohnraum, dem zweigeschossigen Essraum und der Küche.

**Konstruktion:**

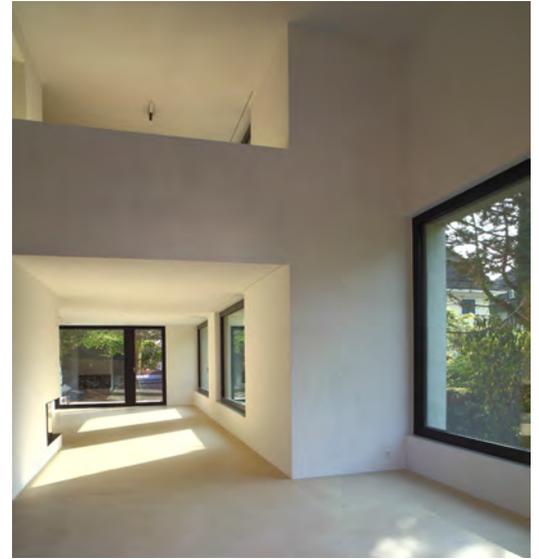
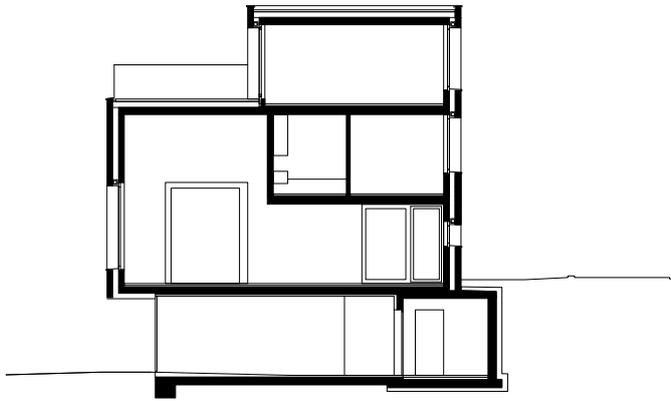
Dunkle Eichenholzfenster und separate Lüftungsflügel hinter vorhangartigen Gitterhauben fassen und gliedern die unterschiedlich grossen Öffnungen der verschiedenen Räume. Die äussere Schale der doppelten Betontragstruktur ist aus beigem Kalkbeton gefertigt. Einige Flächen wurden stark sandgestrahlt, andere schalungsglatt belassen.



Quelle: Annette Gigon / Mike Guyer







## Wohnüberbauung und Umbauten Pflegi-Areal, Annette Gigon / Mike Guyer 2002

Neubauten mit 48 Wohnungen, 11 Ateliers, 1 Arztpraxis und  
Umbau des Bestands (ehemaliges Spital) zu Büroräumen.  
Geschossfläche (SIA 416) 15'199 m<sup>2</sup>  
Farben Adrian Schiess

### Situation:

Die südwestlich gelegenen Gebäude der Architekten Pfister von 1933/1934 konnten bestehen bleiben und wurden zu Büros umgebaut, während die nordöstlichen, bezüglich Nutzung, Entstehungszeit und Urheberchaft heterogenen Spitalbauten durch Wohnbauten ersetzt wurden. Der räumliche Charakter der grossmasstäblichen Anlage sollte trotz der erheblichen Eingriffe erhalten bleiben.

Die neue Wohnbebauung säumt und definiert zusammen mit den bestehenden Bauten drei grossflächige Aussenräume: den Garten, den Samariterhof und den Carmenhof.

### Raumprogramm:

Die Wohnungen im Neubauteil sind mehrheitlich Etagenwohnungen mit grosszügigen Grundrissen. Es gibt insgesamt 48 Einheiten mit 22 unterschiedlichen Grundrisstypen von 2,5 bis 6,5 Zimmern. Zusätzlich dazu wurden auf dem Niveau des Hofes neun Ateliers erstellt. Im Hinblick auf moderne Wohn-Arbeits-Konstellationen sind einzelne Erdgeschosswohnungen maisonnetteartig mit hofseitigen Atelierräumen verbunden.

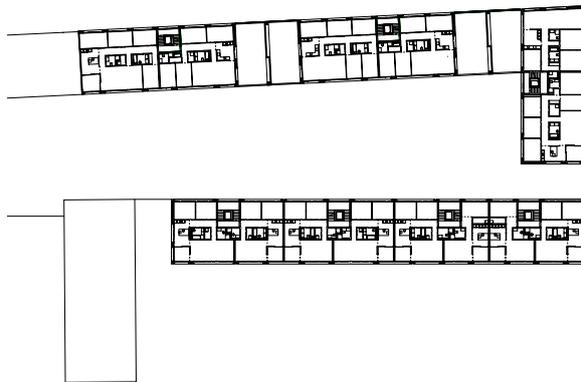
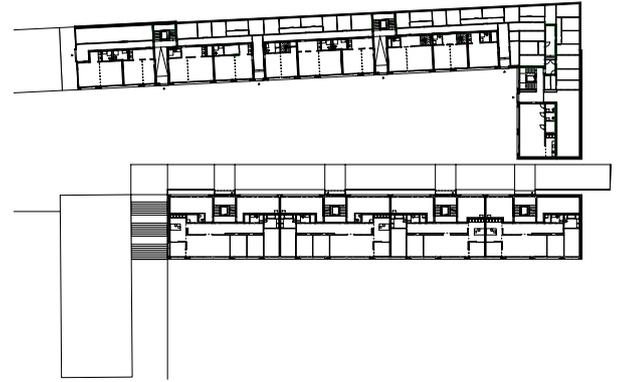
### Konstruktion:

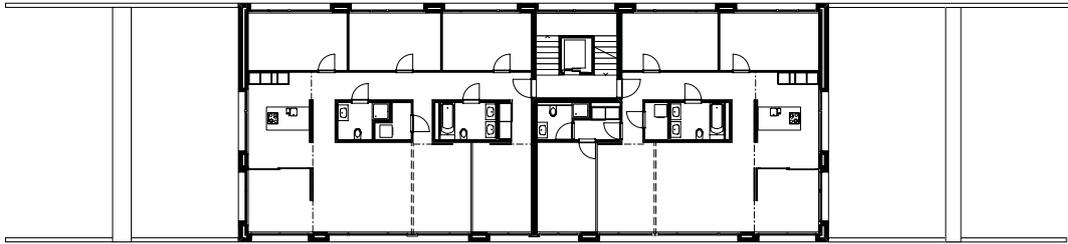
Beton ist das Material der Baukonstruktion wie auch der Bodenbeläge im Inneren.

Die statische Struktur wird mit den tragenden Kernen und zweischaligen Aussenwänden gebildet. Mächtige Fensteröffnungen verleihen den Wohnungen lichte Grosszügigkeit und Weite. Die stark durchbrochenen Wandflächen werden zu skelettartigen Strukturen und geben den Wohnbauten in Analogie zu den bestehenden Gebäuden ein sachliches, städtisches Gepräge.

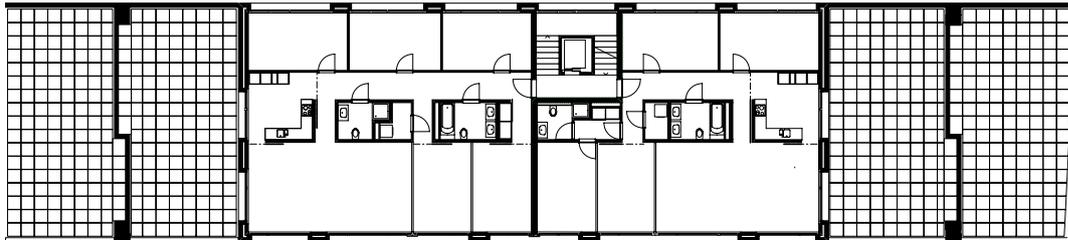
Quelle: Annette Gigon / Mike Guyer

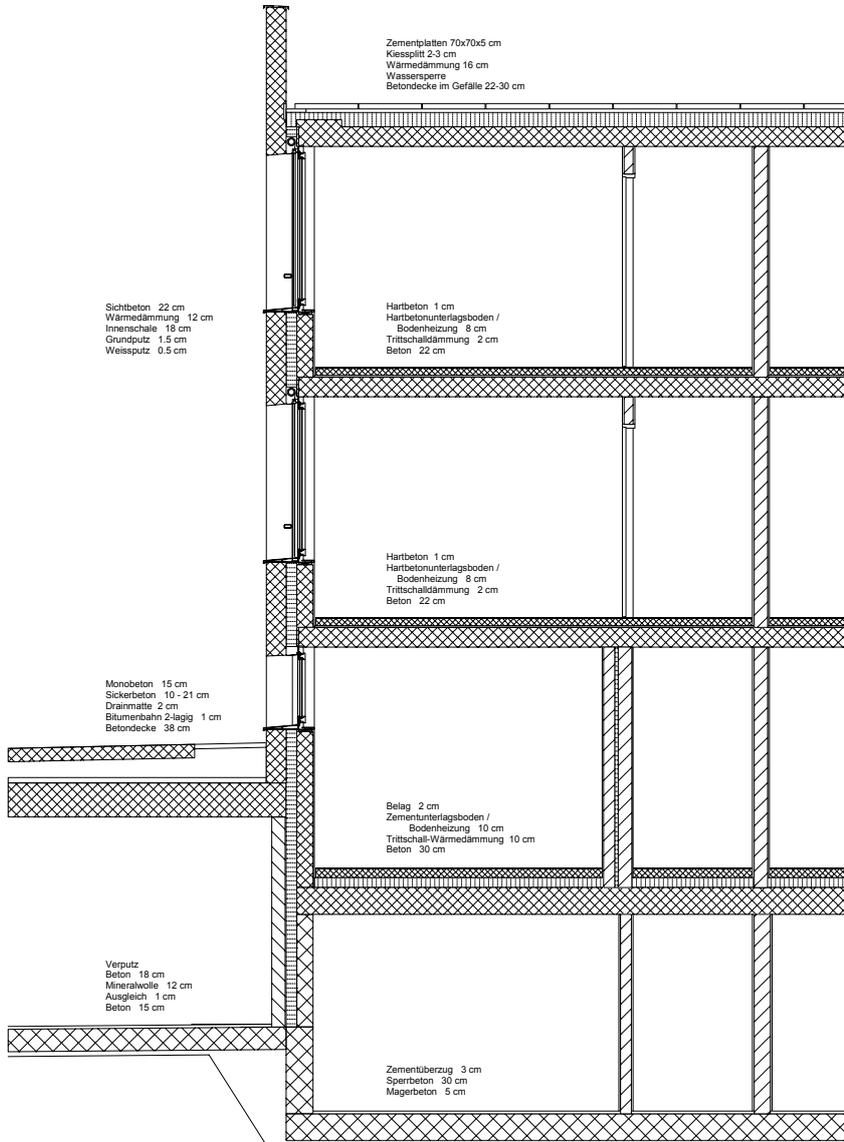






Grundrisse mit Jahreszeitenzimmer - Carmenstrasse 36 Niveau 6





## Villa Patumbah

Alfred Chiodera und Theophil Tschudy, 1885

### Garten

Evariste Mertens, 1891

### Renovation der Villa

Pfister Schiess Tropeano & Partner, 2013

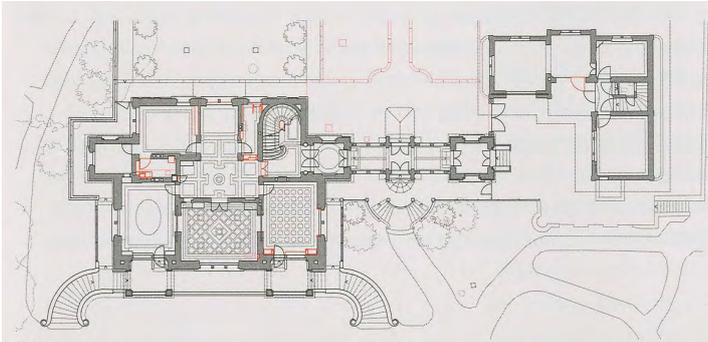
Die Villa Patumbah aus dem Jahre 1885 ist ein Meisterwerk des Historismus. Das herrschaftliche Anwesen liegt an sonnenverwöhnter Hanglage in Zürich-Riesbach, einer bereits im 19. Jahrhundert bevorzugten Wohngegend. Mit seinem prachtvollen Park gehört es zu den wichtigsten Villenanlagen des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Stadt Zürich. Die Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy kombinierten Stilelemente der Gotik, der Renaissance und des Rokoko sowie fernöstlich inspirierte Motive zu einem harmonischen Ganzen. Bauten mit zahlreichen Zitaten aus dem kunsthistorischen Formenschatz vergangener Epochen waren damals in Mode und eine prunkvolle Villa mit Parkanlage ein beliebtes Mittel der Selbstdarstellung vermöglicher Fabrik- oder Handelsherren. So liess sich auch der Bauherr der Villa Patumbah, Carl Fürchtegott Grob, seine Prunkvilla schaffen und seinen Erfolg als Tabakpflanzer in Sumatra für alle sichtbar in Stein meisseln. Grob nannte sein Anwesen «Patumbah» nach seiner Plantage in Sumatra. Der Begriff wurde früher in Sumatra verwendet, um einen Ort zu beschreiben, an dem man sich wohlfühlt.

Die grosszügig konzipierte Gartenanlage von 1890/1891 gilt als Meisterwerk des Gartenkünstlers Evariste Mertens, der die Gartenkultur Zürichs entscheidend mitgeprägt hat. Der Patumbah-Park ist im Stil des späten Landschaftsgartens gehalten, bei welchem die «natürliche» Landschaft mit geometrisch-ornamentalen Elementen kombiniert wurde.

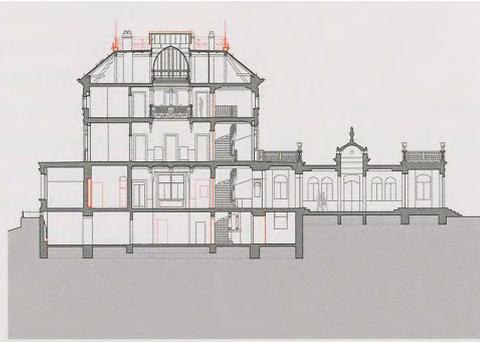
Von 2010 bis 2013 wurde die Villa Patumbah unter der Leitung der kantonalen Denkmalpflege Zürich und den Architekten Pfister Schiess Tropeano sorgfältig restauriert und erstrahlt jetzt in neuem Glanz.



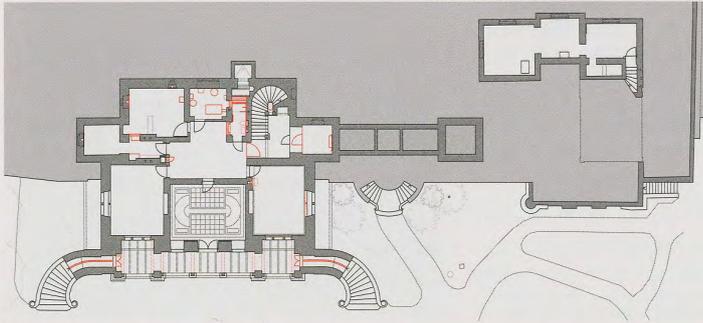
Quelle: <http://www.heimatschutzzentrum.ch/>



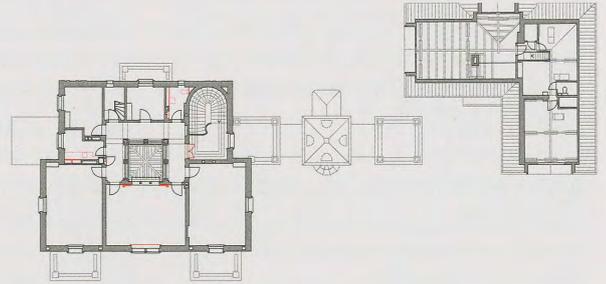
02



04



03



05



## Hammam und Wohnungen im Patumbahpark Miller & Maranta 2012

«Angestrengt», «kompliziert», gar von «Manie» war die Rede — die Jury hat es sich mit den Grundrissen dieses Projekts nicht leicht gemacht. Bis zu vierzig Meter tief treiben sie eine Tendenz im heutigen Wohnungsbau auf die Spitze, schmiegen sich die einzelnen Räume zu Konglomeraten um einen Lichthof, finden scheinbar zufällig zur Form des tiefen Baukörpers – keine gerade Wand, kaum ein rechter Winkel.

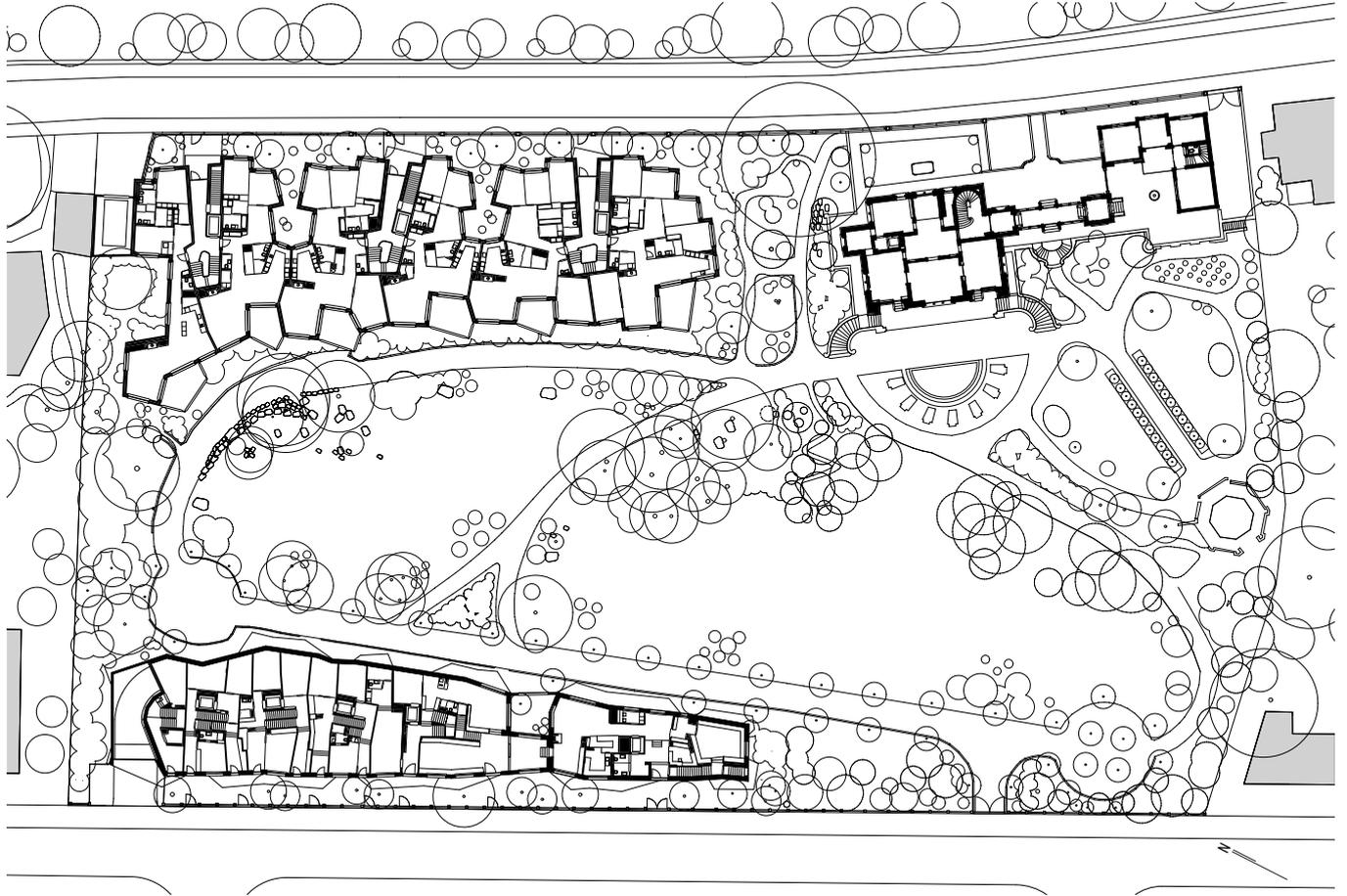
Erst bei genauerem Hinsehen versteht man: Ein Park steht hier im Vordergrund, ein Juwel aus dem 19. Jahrhundert, darin die Villa Patumbah als Hauptfigur. Die dichte Bebauung des Parkrandes ermöglichte es, die seit Langem getrennten Hälften der Grünanlage zu vereinen, ihre ursprünglichen Wege wieder begehbar zu machen, die alte Baubsubstanz zu pflegen und zu ergänzen. Die untere, hellere Hauszeile erzählt mit maurischem Ornament und hohem Kamin von der Idee der Projektinitiantin: Neben luxuriösen Familienwohnungen baute sie da einen Hammam mit Basar. Das obere Gebäude spricht stärker von der Leidenschaft der Architekten: Verwinkelte Raumflüsse machen aus den anspruchsvollen Rahmenbedingungen – tiefes Grundstück, laute obere Strasse, grünes Denkmal, historische Villa – massgeschneiderte Raumerlebnisse.

Das Ergebnis: Zwei unterschiedliche, aber verwandte Bauten, die an ihrer jeweiligen Strasse Verantwortung für die Stadt übernehmen. An ihren Rückseiten dienen sie dem Park und seiner Villa als Hintergrund. Die Betonfassaden ziehen eine klare Grenze, die unterschiedlichen Farbtöne vermischen sich mit dem Herbstlaub.

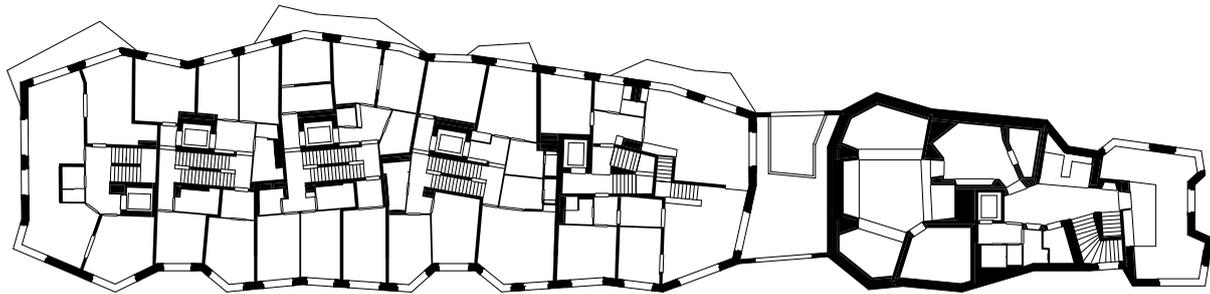
Quelle: Axel Simon, „Hase in Silber“, in: Hochparterre 12 (2012), S. 26–28; Adi Kälin, „Passendes Gegenüber für die Villa Patumbah, NZZ 27.11.2013



▽Grundriss Erdgeschoss: oben Zollikerstrasse, unten Mühlebachstrasse.







## Wohnhäuser Zollikerstrasse Annette Gigon / Mike Guyer 2011

Zwei Wohnhäuser, 8 Eigentumswohnungen, 2 Ateliers, Tiefgarage  
Geschossfläche (SIA 416) 2'896m<sup>2</sup>

### Situation:

Der eindrucksvolle Baumbestand auf dem ehemaligen Villengrundstück war in mehrfacher Hinsicht massgebend für die Architektur der Ersatzbauten. Die Bäume beeinflussten die Lage der Neubauten, deren Form, Materialisierung und auch Farbe. Sie machten eine spezifische architektonische Reaktion auf den unmittelbaren Ort notwendig.

Das im Vergleich zum Vorgängerbau wesentlich vergrösserte, neue Bauvolumen ist in zwei Baukörper aufgeteilt. Ein unüblich schlanker Zwischenraum schafft eine Sichtverbindung zwischen dem zur Strasse hin gelegenen Garten und dem westlichen, privaten Garten.

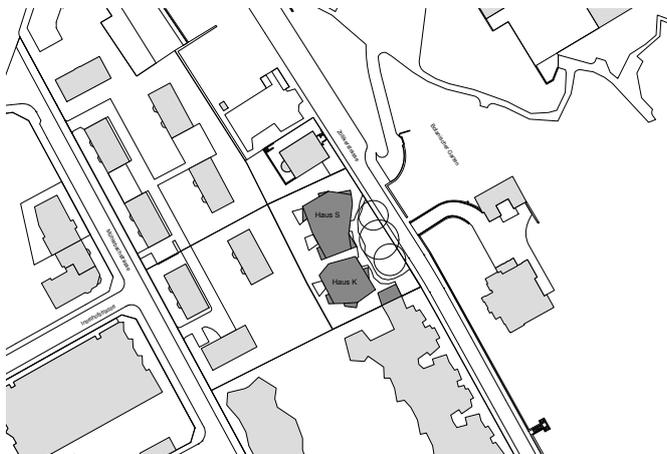
### Raumprogramm:

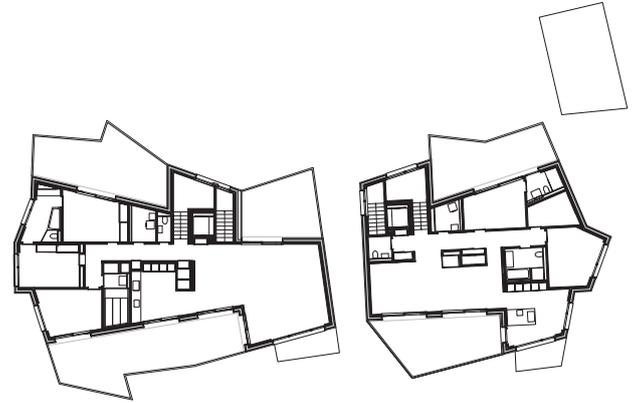
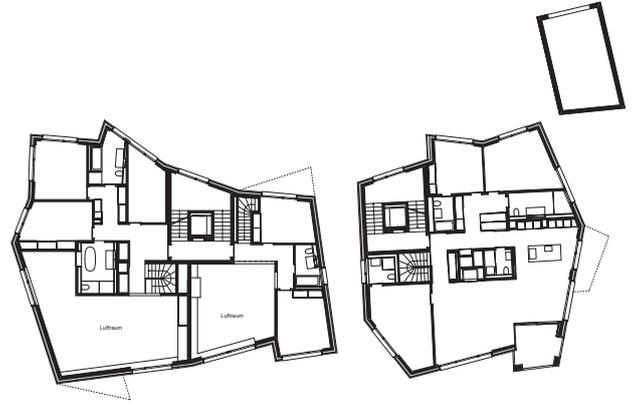
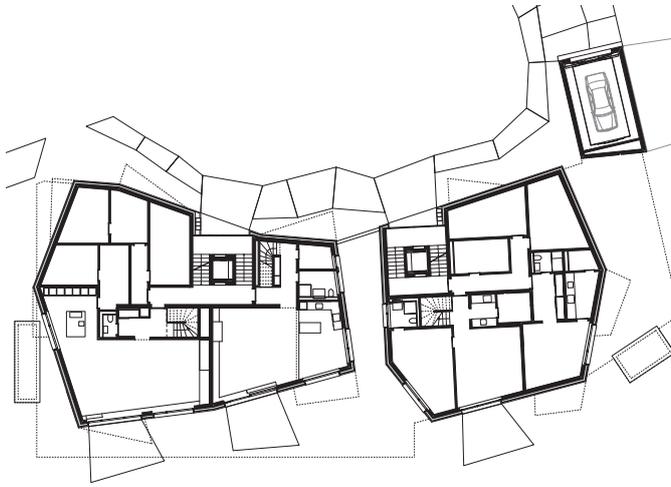
Insgesamt werden acht Eigentumswohnungen und ein Atelier angeboten, die in Grösse und Charakter sehr unterschiedlich sind. Dies äussert sich in den ein- oder zweigeschossigen Grundrissanlagen, den Raumhöhen und den Aussenräumen. So verfügen die Attikawohnungen über Terrassen, während die Wohnungen des ersten und zweiten Obergeschosses über offene, gedeckte Loggien verfügen. Die drei Wohnungen im Erdgeschoss sind Maisonettewohnungen; zwei davon besitzen überhohe Wohnräume mit direktem Ausgang zu einem privaten Garten.

### Konstruktion:

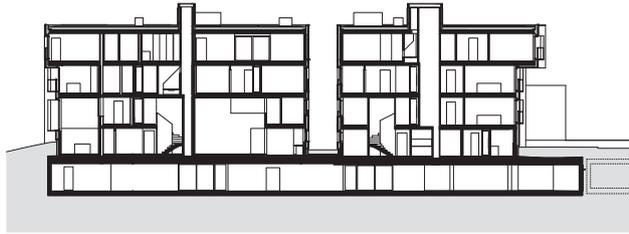
Die vielwinkligen, mit dunkelbraun emailierten Glasplatten verkleideten Baukörper reflektieren den Gartenraum kaleidoskopartig und steigern damit die Präsenz des kleinen Gartens. Die Vegetation spiegelt ihrerseits ein lebendiges Ornament auf die Fassaden und erweist dem malerischen Fassadenschmuck der nahen Villa Patumbah damit eine aktuelle Reverenz.

Quelle: Annette Gigon / Mike Guyer







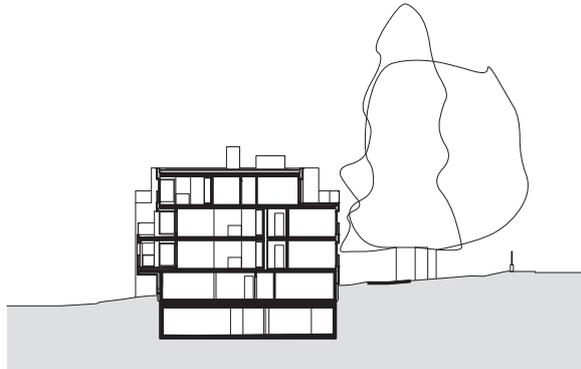


0178 Mehrfamilienhaus Leo Adriae, Zollikerstrasse, Zürich, 2005 - 2011  
ANNETTE GIGON / MIKE GUYER

Längsschnitt



© GIGON / GUYER

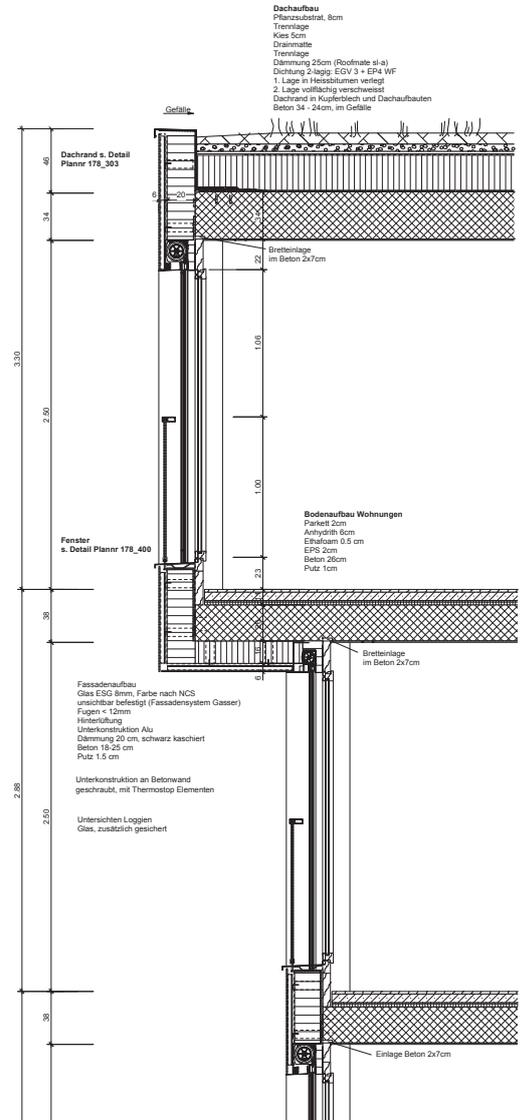


0178 Mehrfamilienhaus Leo Adriae, Zollikerstrasse, Zürich, 2005 - 2011  
ANNETTE GIGON / MIKE GUYER

Querschnitt Haus K



© GIGON / GUYER



# ZÜRICH

## Tag 3 - Genossenschaftlicher und kommunaler Wohnungsbau

- 01 Wohnsiedlung Limmat I
- 02 Erismannhof
- 03 Bullingerhof
- 04 Lochergut
- 05 Hardau II
- 06 Im Gut
- 07 Kalkbreite
- 08 Neubühl
- 09 Brunnenhof
- 10 Mehr als Wohnen

↑ 9 10



↓ 8

**Limmat I**  
**Friedrich Wilhelm Fissler**  
**1908**

**Renovationen:**

**1936–1939: Fassaden**

**1979–1980: Ausbau Dachgeschosse,**

**Verlegung der Waschküchen von den Dach- in die Untergeschosse,  
Bädereinbau und Küchenrenovationen, zentrale Heizung und  
Warmwasseraufbereitung, Fassadenrenovationen.**

**Areallfläche: 10'704 m<sup>2</sup>**

**Raumprogramm:**

**253 Wohnungen:**

**12 x 1 Zimmer, 30–44 m<sup>2</sup>**

**40 x 2 Zimmer, 42–68 m<sup>2</sup>**

**21 x 2.5 Zimmer, 47–66 m<sup>2</sup>**

**124 x 3 Zimmer, 54–75 m<sup>2</sup>**

**13 x 3.5 Zimmer, 67–82 m<sup>2</sup>**

**28 x 4 Zimmer, 75–96 m<sup>2</sup>**

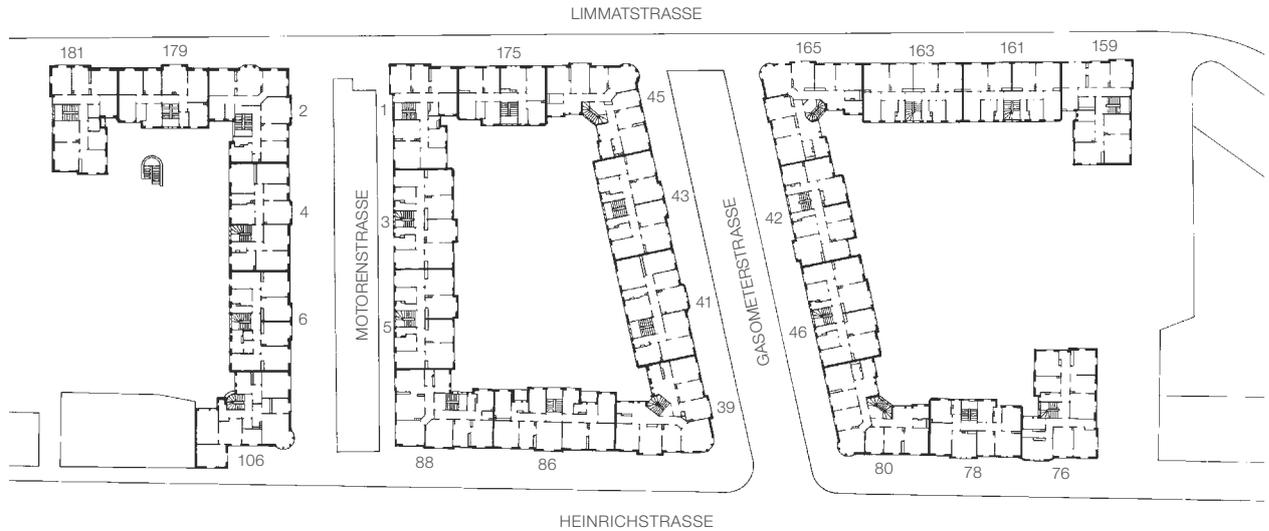
**15 x 4.5 Zimmer, 80–104 m<sup>2</sup>**

**1 Kindergarten**

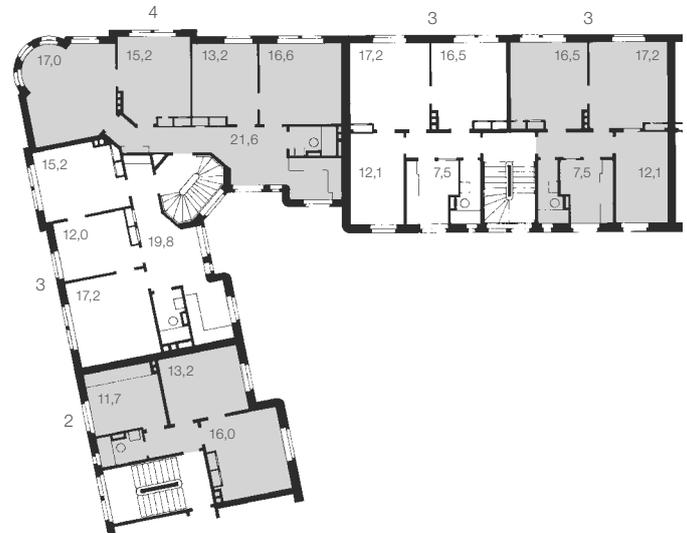


**Quelle:**

**Zürich Industriequartier Siedlungsdokumentation Nr.1 - Limmat I,  
Stadt Zürich, 2002, nachgeführt 2012**



Heinrichstrasse um 1910, historische Aufnahme (BAZ)



**Erismannhof  
Kündig & Oetiker  
1928**

unter Denkmalschutz seit 1991

**Renovationen:**

1989–91: Fassaden und Fenster

Einbau von Duschen in Küchenloggien

Warmwasser und Gasherde

Architekten: B. Winkler unter Mitwirkung der Denkmalpflege

Arealfläche: 11'690 m<sup>2</sup>

**Raumprogramm:**

170 Wohnungen:

10 à 2 Zimmer, 51 m<sup>2</sup>

129 à 3 Zimmer, 59 m<sup>2</sup>

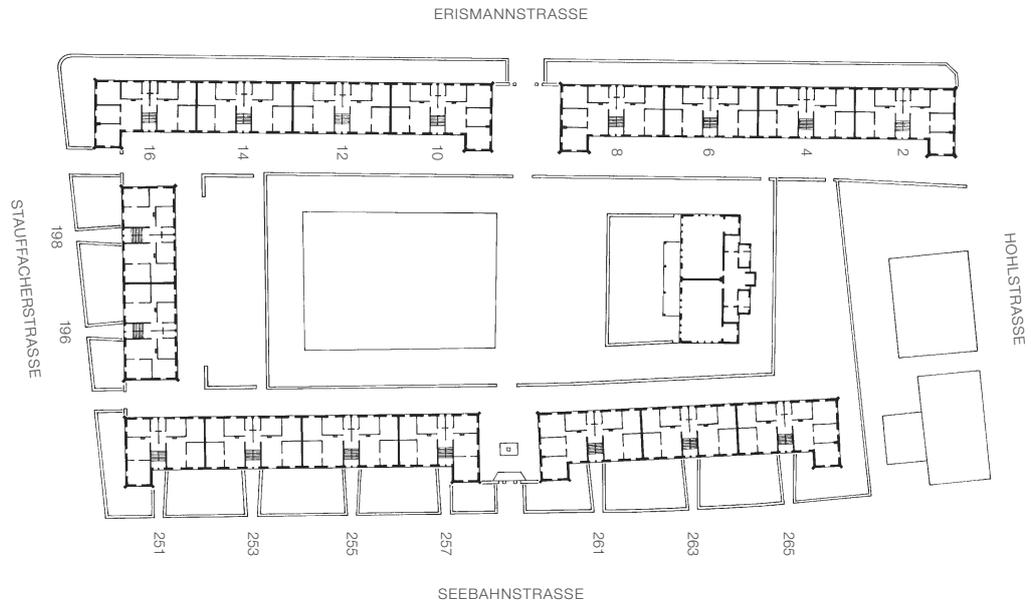
31 à 4 Zimmer, 80 m<sup>2</sup>

Doppelkindergarten



**Quelle:**

Zürich Industriequartier Siedlungsdokumentation Nr.8 - Erismannhof,  
Stadt Zürich, 2002, nachgeführt 2012



Historische Luftaufnahme um 1930 (BAZ)



**Bullingerhof  
Kündig & Oetiker  
1931**

**Renovationen:**

**1989–91: Fassaden und Fenster**

**Einbau von Duschen in Küchenloggien**

**Warmwasser und Gasherde**

**Architekten: B. Winkler unter Mitwirkung der Denkmalpflege**

**Renovationen:**

**1975–76: Totalsanierung und Neubezug**

**Projekt: O. Rotach**

**Arealfläche: 12'280 m2, öffentlicher Park 19'490 m2**

**Raumprogramm**

**223 Wohnungen:**

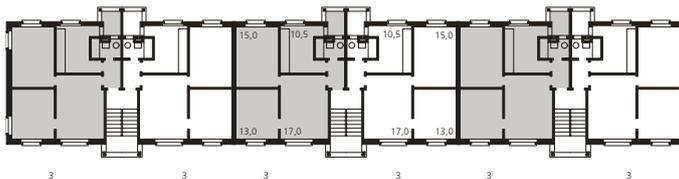
**12 à 2 Zimmer, 50 m2**

**207 à 3 Zimmer, 62 m2**

**4 à 4 Zimmer, 99 m2**

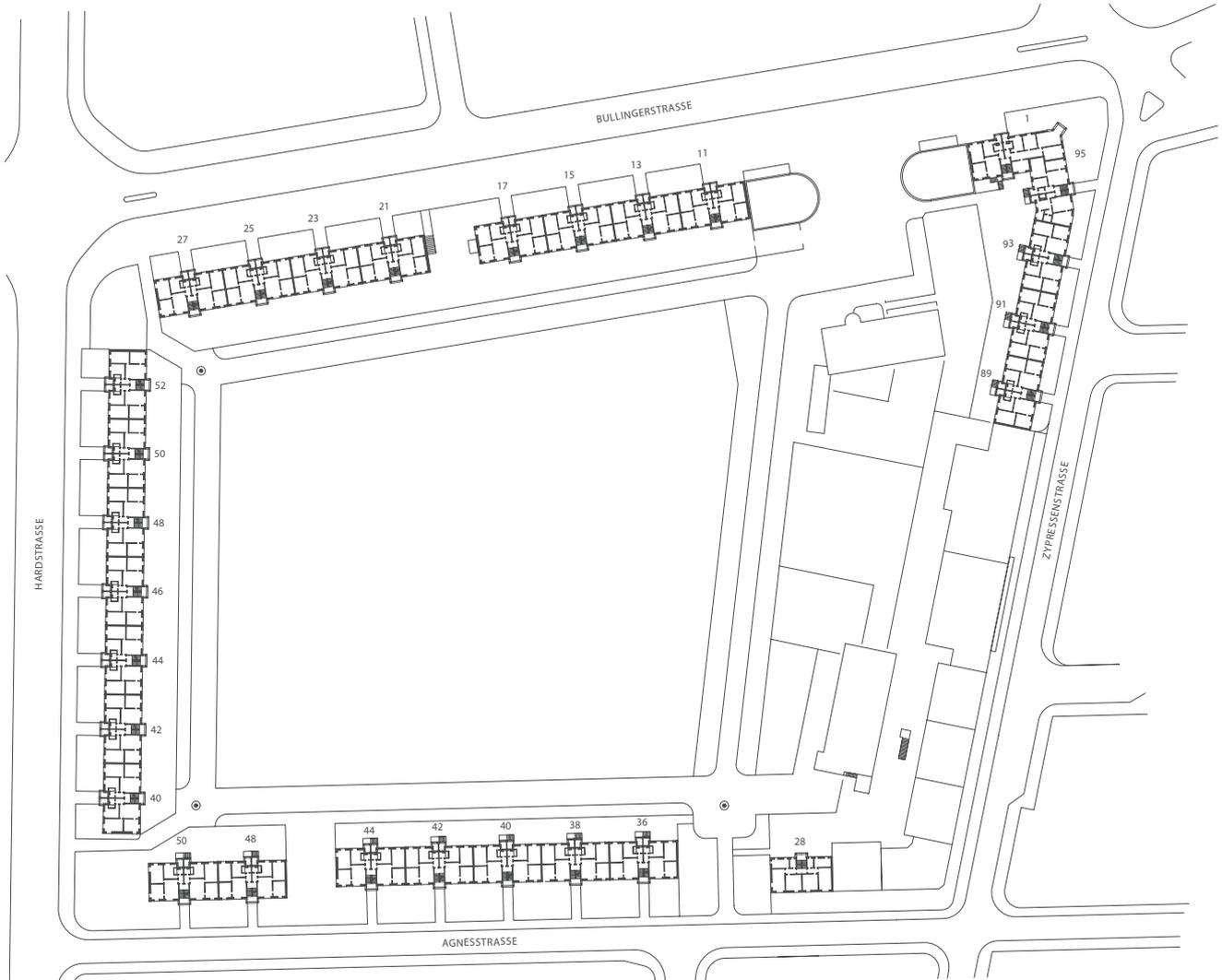
**Quelle:**

**Zürich Industriequartier Siedlungsdokumentation Nr.9 - Bullingerhof, Stadt Zürich, 2002, nachgeführt 2012**



**Agnesstrasse 36–44, 1.–3. Obergeschoss**





**Lochergut  
Karl Flatz  
1966**

**Renovationen:**

**1989 Gesamterneuerung der Aussenhülle, Fenster, Küchen**  
**2006 Ladenzentrum mit Bürogeschoss, pool Architekten**  
**2007 Instandsetzung Tiefgarage**

**Arealfläche: 16'140 m<sup>2</sup>**

**Raumprogramm:**

**346 Wohnungen:**

**99 à 1 Zimmer, 27-30 m<sup>2</sup>**  
**28 à 2 Zimmer, 50-52 m<sup>2</sup>**  
**72 à 2.5 Zimmer, 54-80 m<sup>2</sup>**  
**27 à 3 Zimmer, 63-71 m<sup>2</sup>**  
**92 à 3.5 Zimmer, 71-80 m<sup>2</sup>**  
**28 à 4.5 Zimmer, 102 m<sup>2</sup>**

**1 Kindergarten**

**1 Tageshort**

**1 Gemeinschaftsraum Ladenzentrum mit Bürogeschoss**

**1 Bistro**

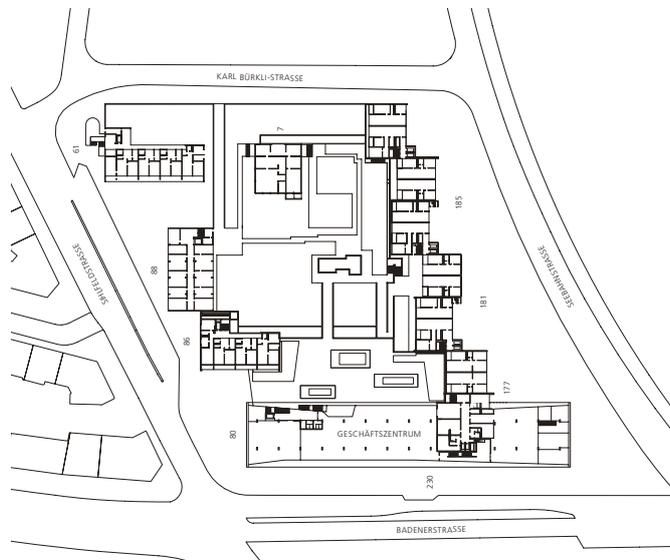
**Tiefgarage für 297 Autos,**

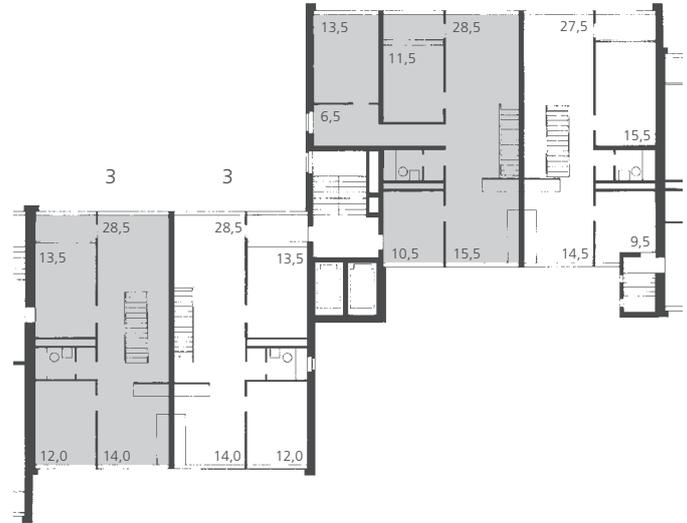
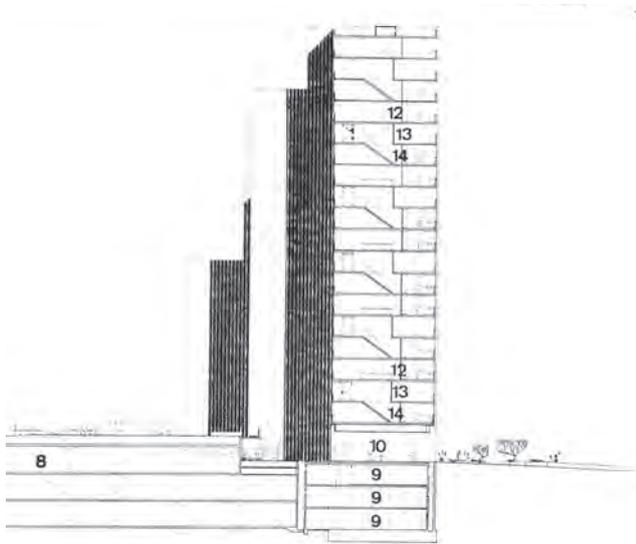
**13 Autoboxen, 26 Mofaplätze, 16 Motorradplätze**

**23 Abstellplätze im Freien Zivilschutzanlage**

**Quelle:**

**Zürich Aussersihl Siedlungsdokumentation Nr.22 - Lochergut,  
Stadt Zürich, 2012**





**Erschliessungsgeschoss**



**Oberes Wohngeschoss**

**Hardau II**  
**Max P. Kollbrunner**  
**1978**

**Renovationen:**

**2002 Wohnumfeldverbesserungen:**

**Umgestaltung Fussgängerebene und Hauseingänge,**

**Architekt: Gerold Löwensberg,**

**2006/07 Innenrenovation mit Wohnungszusammenlegungen,**

**Projekt: Batimo AG Architekten SIA, Bauleitung: Implenla**

**Generalunternehmung AG**

**Arealfäche: 31'682 m<sup>2</sup>**

**Raumprogramm:**

**Hochhäuser:**

177 à 1.5 Zimmer, 45 m<sup>2</sup>

212 à 2.5 Zimmer, 65–72 m<sup>2</sup>

72 à 3.5 Zimmer, 90m<sup>2</sup>

8 à 4.5 Zimmer, 130m<sup>2</sup>

24 à 5.5 Zimmer, 130 m<sup>2</sup>

**Flachbauten:**

80 à 4.5 Zimmer, 84–89 m<sup>2</sup>

(insgesamt 573 Wohnungen)

1 Kindergarten

1 Gemeinschaftsraum (Soziokulturzentrum)

1 Bistro

1 Jugendtreff

1 Arztpraxis

1 Lokal Samariterverein

1 Gantlokal

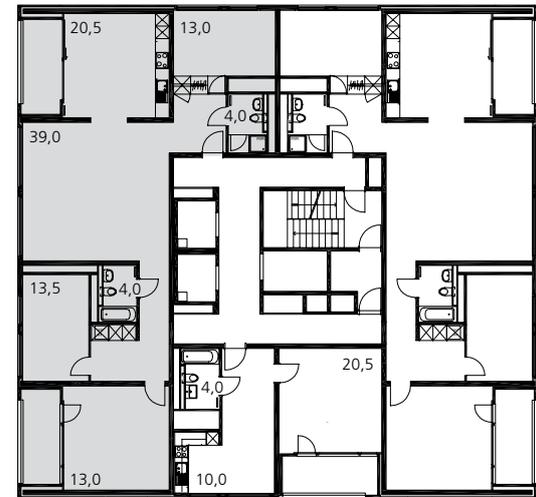
1 Tankstelle mit Shop

1 Autogarage

1 Tiefgarage

**Quelle:**

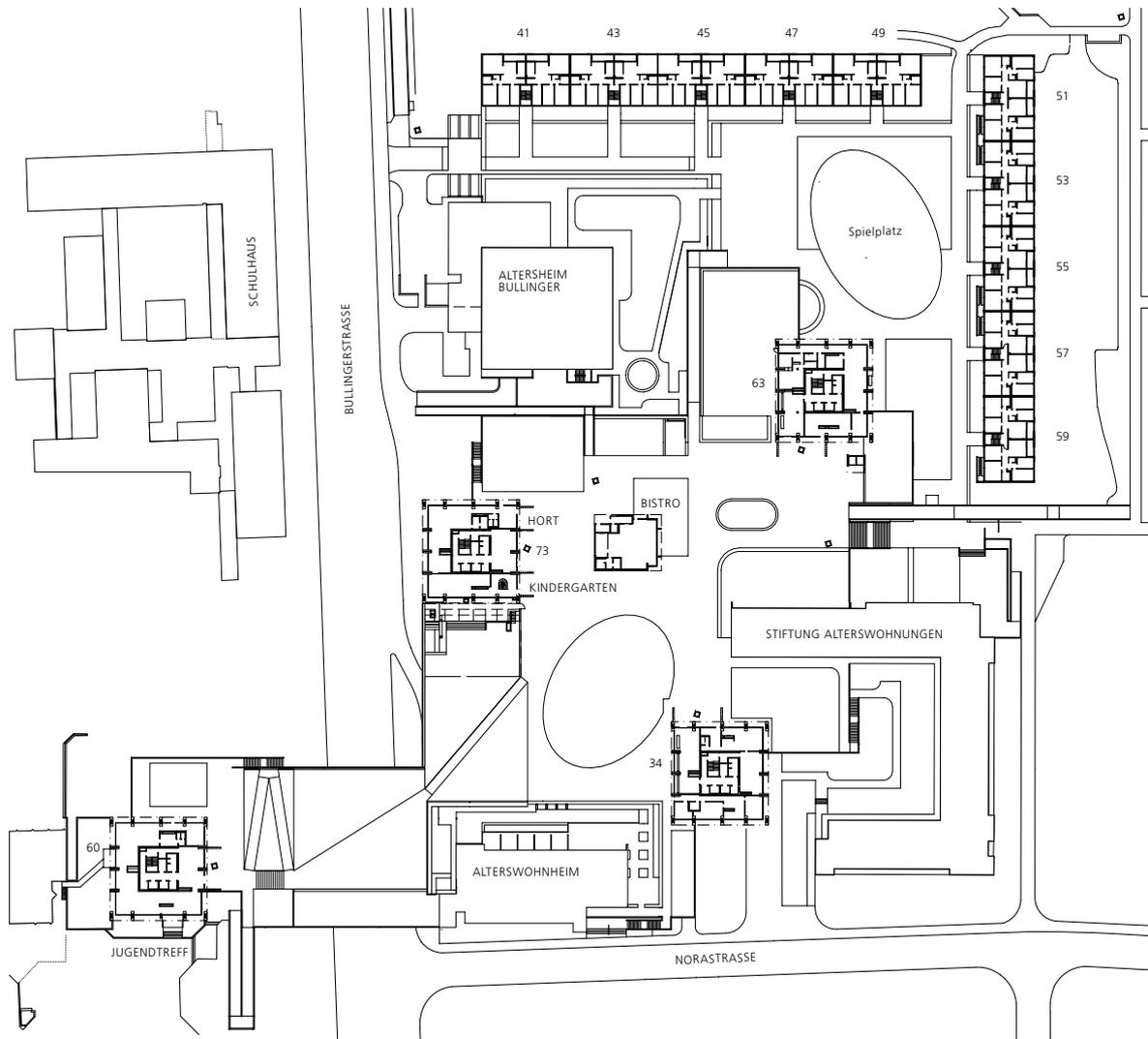
**Dokumentation der städtischen  
Wohnsiedlungen, Stadt Zürich, 2008**



4 1/2

1 1/2





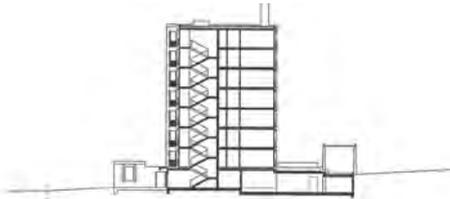
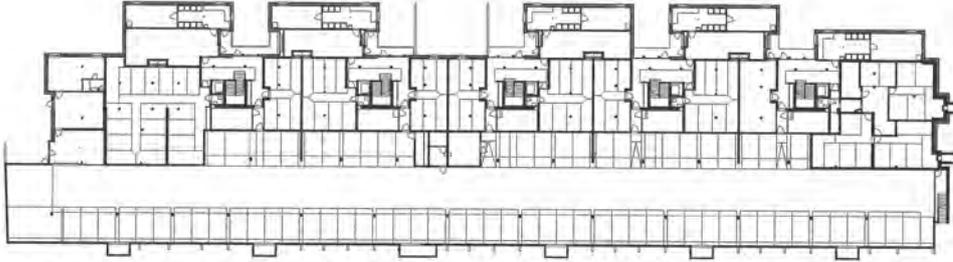
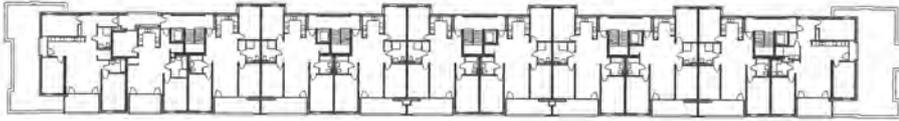
## Wohnbau im Gut Peter Märkli 2013

Nach dem Zweiten Weltkrieg erstellten die Architekten Karl Egger und Wilhelm Müller für die Baugenossenschaft Im Gut schlichte, meist drei- bis viergeschossige Zeilenbauten beidseits der Gutstrasse. Ein Teil dieser alten Siedlungsbauten wurde durch die beiden siebengeschossige Gebäudescheiben ersetzt, die zwischen 2009 und 2013 in zwei Etappen errichtet wurden. Rhythmisch gesetzte Risalite gliedern die Bauwerke. An den Stirnseiten der Volumen vermitteln 3-geschossige Kopfbauten zum Massstab der Umgebung. Vorbauten, die Waschküchen und Veloräume beherbergen, liegen entlang der Gutstrasse. Die Sockel der Wohnbauten sind wie ihre Loggien aus zweischaligem Mauerwerk errichtet worden. Der Rest des Bauwerks hingegen wurde einschalig gemauert und mit einer Aussendämmung versehen. An der Südseite blicken die grosszügigen Loggien auf die Vorgärten der Parterrewohnungen sowie auf eine weitläufige Pergola, die über der Tiefgarage liegt. Die Wohnungen umfassen 3.5 bis 5.5 Zimmer, die durch parallele Schoten gegliedert werden. Ein zentraler Wohnraum erschliesst die einzelnen Zimmer und erlaubt einen Durchblick von Norden, wo eine u-förmige Küche zu finden ist, bis Süden, wo die breite Loggia anschliesst und von zwei Räumen aus betreten werden kann. Trotz eines erheblichen Kostendrucks und der relativ bescheidenen Grundfläche – eine typische 4.5-Zimmerwohnung besitzt bloss 105 Quadratmeter – erhalten die Wohnungen durch die sorgfältige Grundrissgestaltung eine hohe Raumqualität.

Quelle:  
Daniel Kurz, „Urbaner Masstab - Neue Wohnsiedlungen in Zürich“  
werk, bauen + wohnen 10 | 2012









## Wohn- und Gewerbesiedlung Kalkbreite Müller Sigrist 2014

Wettbewerb 2009  
Genossenschaft Kalkbreite  
Farbgestaltung Jörg Niederberger

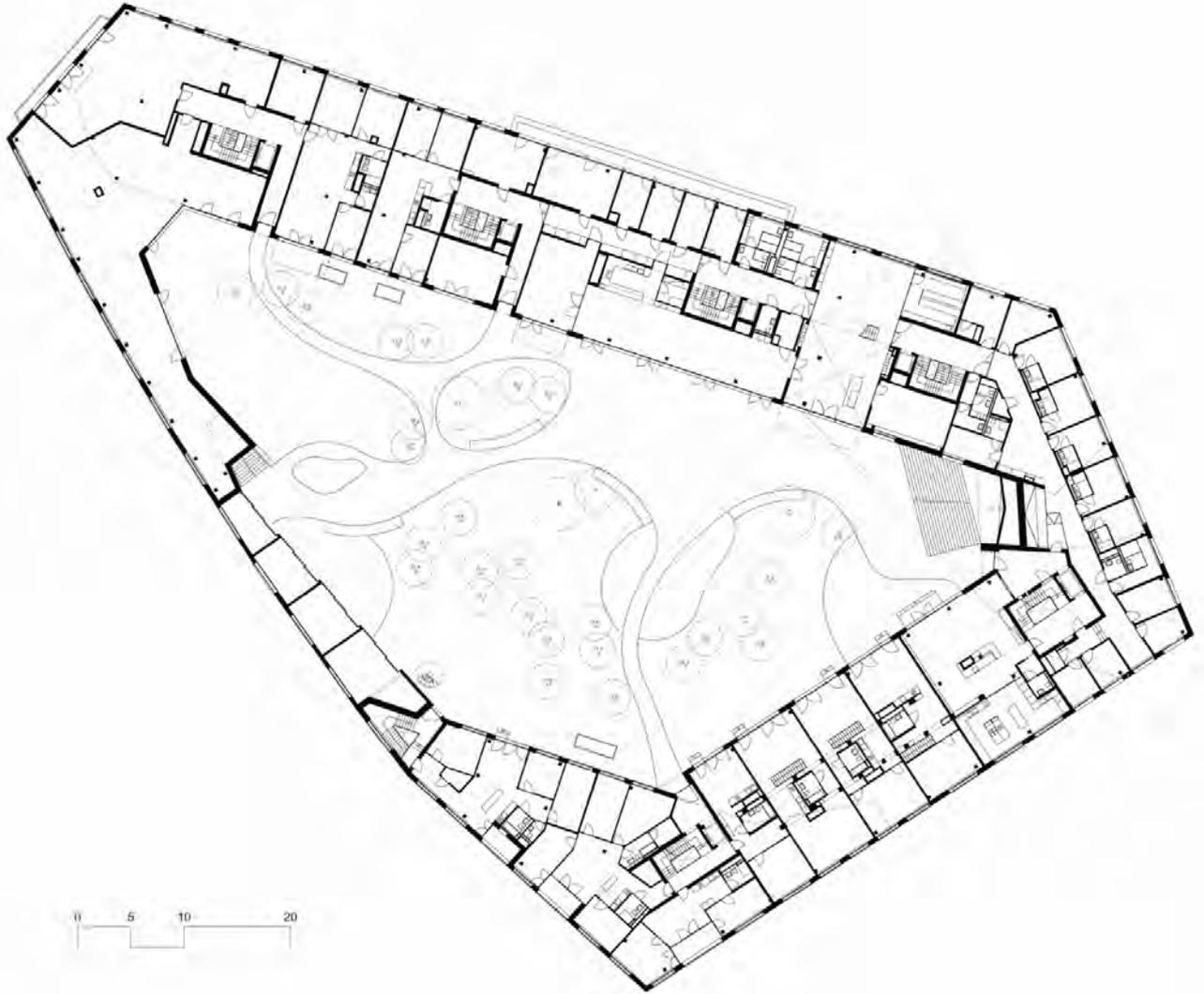
Mit einer Überdeckung der zentral gelegenen Tram-Abstellanlage wurde schon 1975 geliebäugelt. Doch erst 2007 bekam die neu gegründete Genossenschaft Kalkbreite das Baurecht dafür. Sie wollte auf dem Areal unterschiedliche Wohnformen mit einem lebendigen Gewerbemix verbinden. Entstehen sollte ein neuer städtischer Knotenpunkt nach hohen ökologischen und sozialen Massstäben.

Rund um die Tramanlage wurde eine vieleckige, abgetreppte Blockrandbebauung entworfen. Der Innenhof auf dem Dach der neuen Tramhalle ist öffentlich zugänglich. Weitere unterschiedlich gestaltete Dachgärten sind den Genossenschaffern vorbehalten. Der Fassadenputz schillert in einem Farbspektrum von Orange bis Türkis.

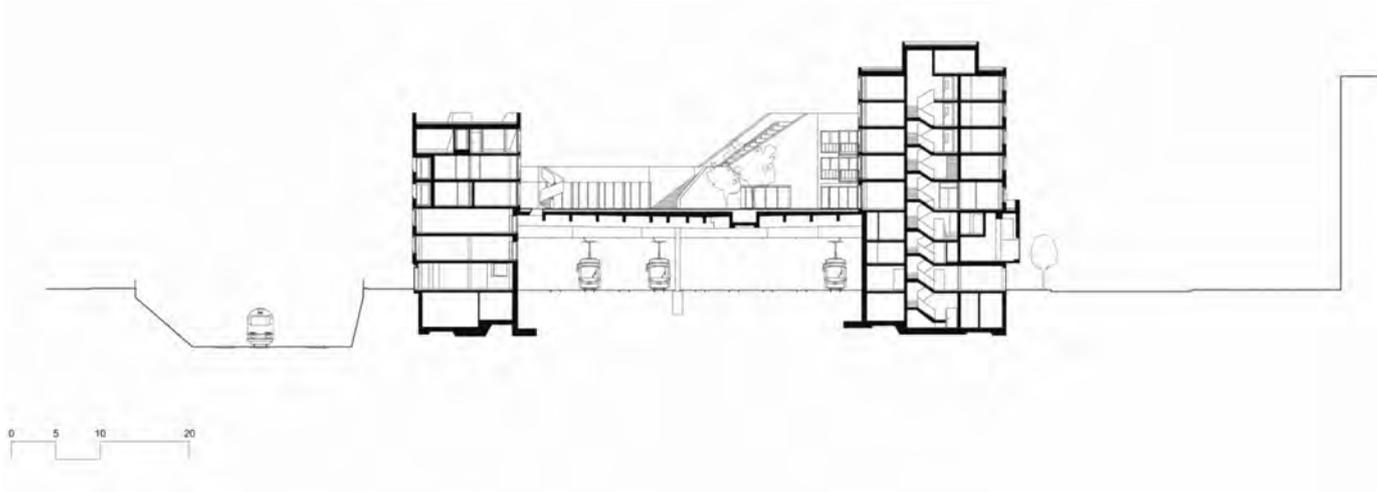
Das Raumprogramm umfasst 88 Wohnungen mit bis zu 9,5 Zimmern, 9 zumietbare Jokerräume, diverse Gemeinschaftsflächen sowie 20 Kultur-, Gastronomie-, Detailhandel und Dienstleistungsräume für 256 Bewohner und ca. 200 Arbeitsplätze. Die Kleinwohnungen und die gemeinschaftlichen Räume wurden entlang eines Mittelgangs angeordnet, der «Rue intérieure», die ringartig durch das Gebäude verläuft.



Quelle: <http://www.muellersigrist.ch>

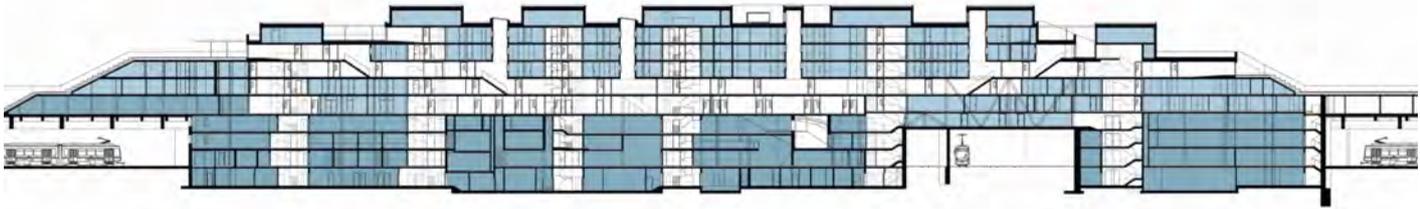


Grundriss 2. Obergeschoss

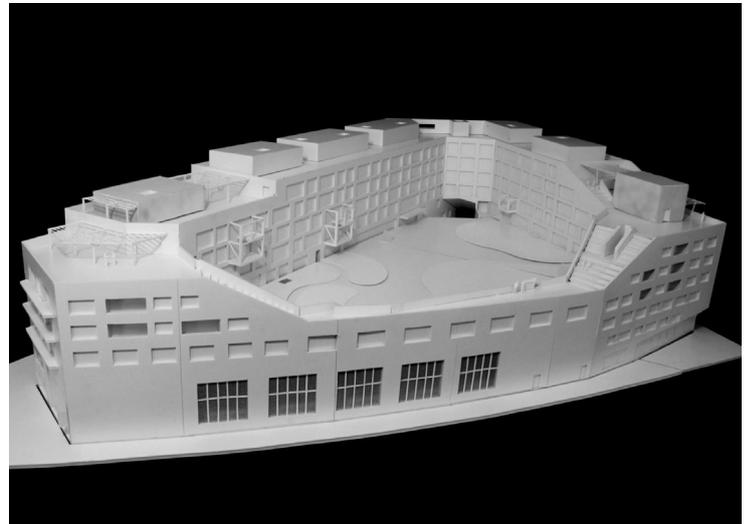
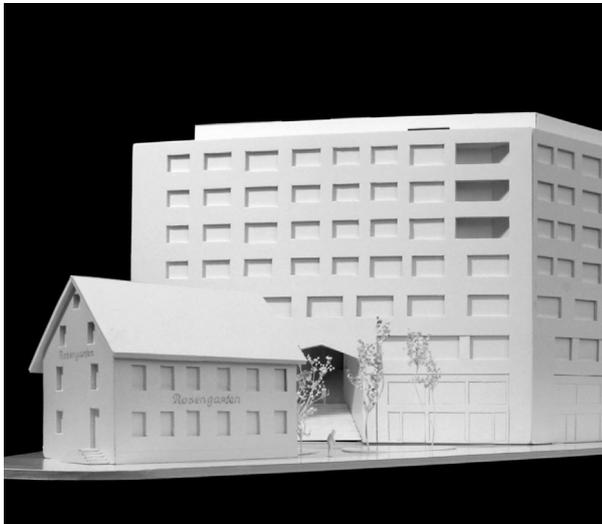


Querschnitt





**Schnittabwicklung Rue Interieur**



## Werkbundsiedlung Neubühl

Max Ernst Haefeli, Carl Hubacher, Rudolf Steiger,  
Werner Max Moser, Emil Roth, Paul Artaria,  
Hans Schmidt, 1932

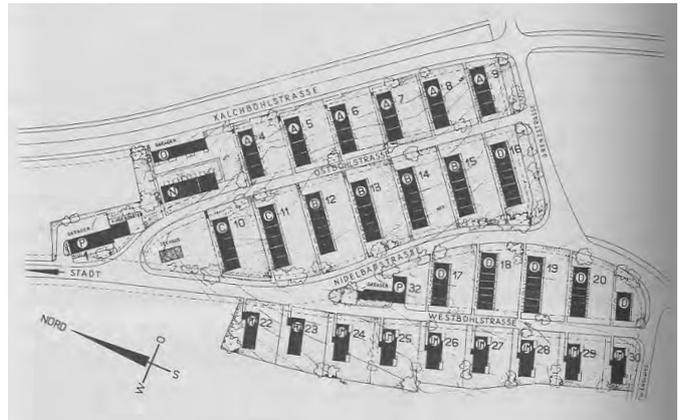
Unter dem Eindruck der Reformbemühungen im Siedlungsbau der Weimarer Republik – allen voran die Weissenhof-Siedlung des Deutschen Werkbunds 1927 in Stuttgart – erprobte eine Gruppe junger Avantgarde-Architekten, Mitglieder des Schweizerischen Werkbunds, an der Siedlung in Zürich-Wollishofen ihre eigenen innovativen Ideen. Mit dem Programm von 90 Geschosswohnungen (in Zweispännern und Laubenganghäusern) und 105 Drei- bis Sechszimmer-Reihenhäusern distanzieren sich die Initianten bewusst von einer sonst üblichen homogenen Siedlungsstruktur. Sie wollten die soziale Durchmischung fördern und schufen mit Wohnstrassen und verschiedenen gemeinschaftlichen Einrichtungen die Voraussetzung für eine neue Form des Zusammenlebens.

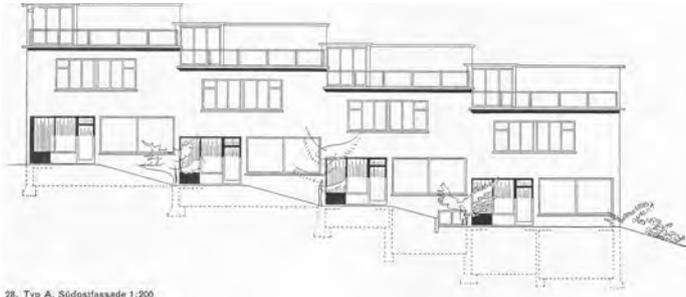
Die herkömmliche Blockrandbebauung wurde durch einen aufgelockerten Zeilenbau ersetzt. Die Häuserketten liegen, wie in den Zürichseedörfern von alters her üblich, senkrecht zum Hang, berühren die Verkehrsader nur mit den Kopfbauten und sind dem Gefälle entsprechend gestaffelt: Damit ist die Besonnung für alle Wohnräume gleich gut und für den Betrachter im Freien der Blick zum See nicht „verriegelt“.

Mit neuzeitlichsten Konstruktionsmethoden wurde der auf Typisierung beruhende Entwurfsgedanke umgesetzt. Neben dem Bestreben zur Rationalisierung zeigt sich das Interesse für den Einzelfall in der durchdachten Detaillierung (Schiebefenster an den Wohnzimmern, Eingangspartien in feinem Drahtglas), die bei aller Sorgfalt spartanisch bleibt; der „Luxus“ liegt in der Öffnung zum Licht und zur Natur, die gestattet, „in Berührung mit Himmel und Baumkronen zu leben“ (Giedion), entsprechend dem Lebensgefühl des aufgeklärten Bürgers, für den die Wohnungen, auch von den Mietpreisen her, bestimmt waren.

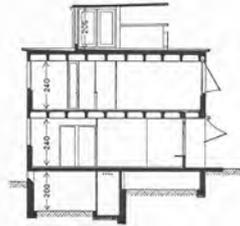
Die delicate Arbeit der Renovation dieses Paradebeispiels des Neuen Bauens in der Schweiz wurde 1985/86 von den Architekten ARCOOP, Ueli Marbach und Arthur Rüegg vortrefflich ausgeführt.

Quelle: Schweizer Architekturführer: 1920–1990, Band 1, Zürich 1996, S. 16; Alfred Roth: Die Neue Architektur 1930-1940, Artemis, Zürich/München 1975

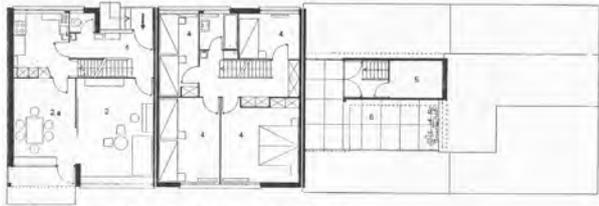




28. Typ A, Südostfassade 1:200



29. Typ A, Schnitt 1:200



- 1 Vorplatz
- 2 Wohnraum
- 2a Essraum
- 3 Gartensitzplatz
- 4 Schlafzimmer
- 5 Abstellraum
- 6 Dachterrasse
- 7 Wohnungskeller
- 8 Mittelgang
- 9 Velorum
- 10 Waschküche
- 11 Trockenraum
- 12 Waschtänneplatz
- 13 Halbkeller

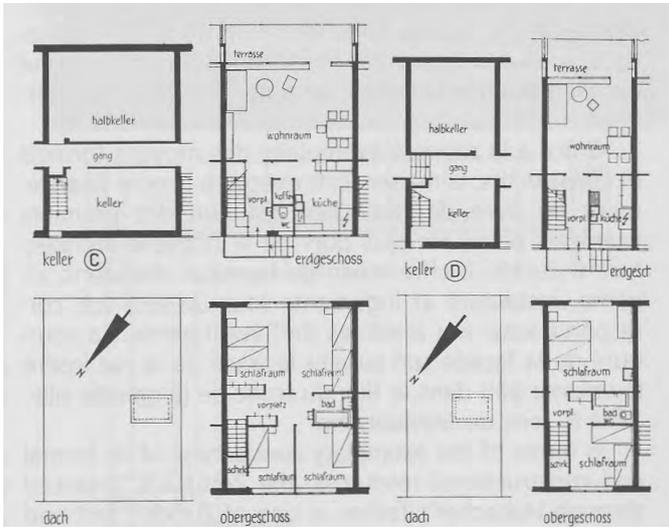


**Typ A**



**Typ A**





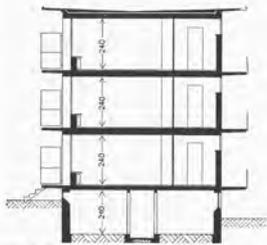
Typ B



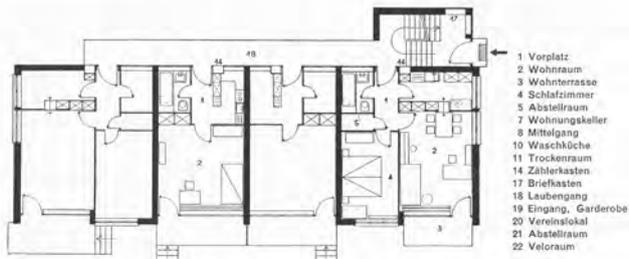
Typ B



Typ PQ



49. Typ PQ, Schnitt 1:200



- 1 Vorplatz
- 2 Wohnraum
- 3 Wohnterrasse
- 4 Schlafzimmer
- 5 Abstellraum
- 6 Abstellraum
- 7 Wohnungskeller
- 8 Mittelgang
- 9 Waschlöche
- 10 Trockenraum
- 11 Zählerkasten
- 12 Briefkasten
- 13 Laubengang
- 14 Eingang, Garderobe
- 15 Vereinslokal
- 16 Abstellraum
- 17 Velorum

Typ PQ

## Wohnüberbauung Brunnenhof, Zürich Annette Gigon / Mike Guyer 2007

Zwei unterschiedliche Baukörper angrenzend an eine Parkanlage mit 72 Mietwohnungen, 6 Einzelzimmern, Gemeinschaftsraum, Doppelkindergarten, Doppelkinderhort, Tiefgarage mit 75 Parkplätzen

Wettbewerb 2003  
Geschossfläche (SIA 416) 18'437 m<sup>2</sup>  
Farben Adrian Schiess

### Situation:

Die bestehenden, lärmbelasteten dreigeschossigen Wohnungsbauten der Stiftung ‚Wohnungen für kinderreiche Familien‘ in Zürich konnten durch zwei leicht geknickte, langgezogene, unterschiedlich hohe Baukörper ersetzt werden. Das grössere, sechsgeschossige Gebäude folgt der Hofwiesenstrasse, orientiert sich aber zum Parkraum, wobei es gleichzeitig den Park von der Strasse abgrenzt und diesen vor Strassenlärm schützt.

Die Bauten sind als ‚Stapel‘ horizontaler Platten konzipiert, die unterschiedlich stark auskragen und in Parkrichtung grosszügige Balkone ausbilden.

### Wohnungen:

Die Überbauung umfasst 72 Mietwohnungen für die Stiftung ‚Wohnungen für kinderreiche Familien‘.

Bei allen Wohntypen gewährt ein Rundlauf räumliche Grosszügigkeit, Bewegungsfreiheit für Kinder und Erwachsene sowie erhöhte Nutzungsflexibilität. Letztere wird bei den Erdgeschosswohnungen mittels schaltbarer Einzelzimmer zwischen den Wohnungen und mit jeweils eigener Erschliessung noch weiter erhöht. Den Eingangshallen im Erdgeschoss sind Durchgangsräume zum Park hin angegliedert, in denen Kinderwagen, Roller und Spielsachen deponiert werden können. Die natürlich belichteten Waschküchen und Trockenräume befinden sich im Untergeschoss direkt neben den Treppen.

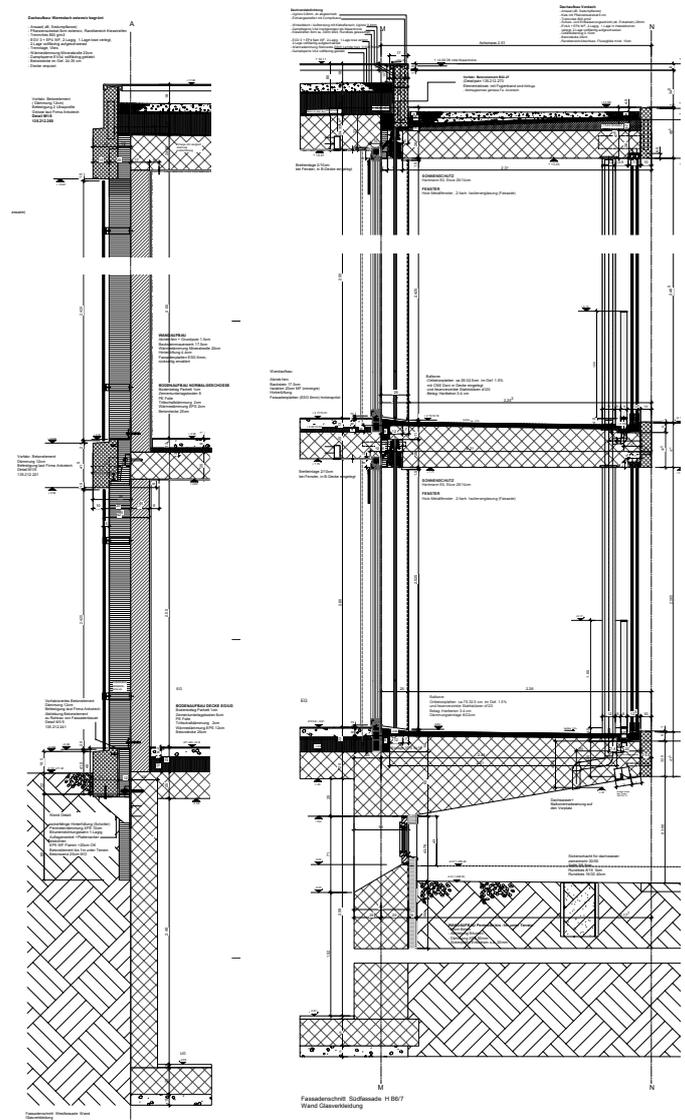
### Konstruktion:

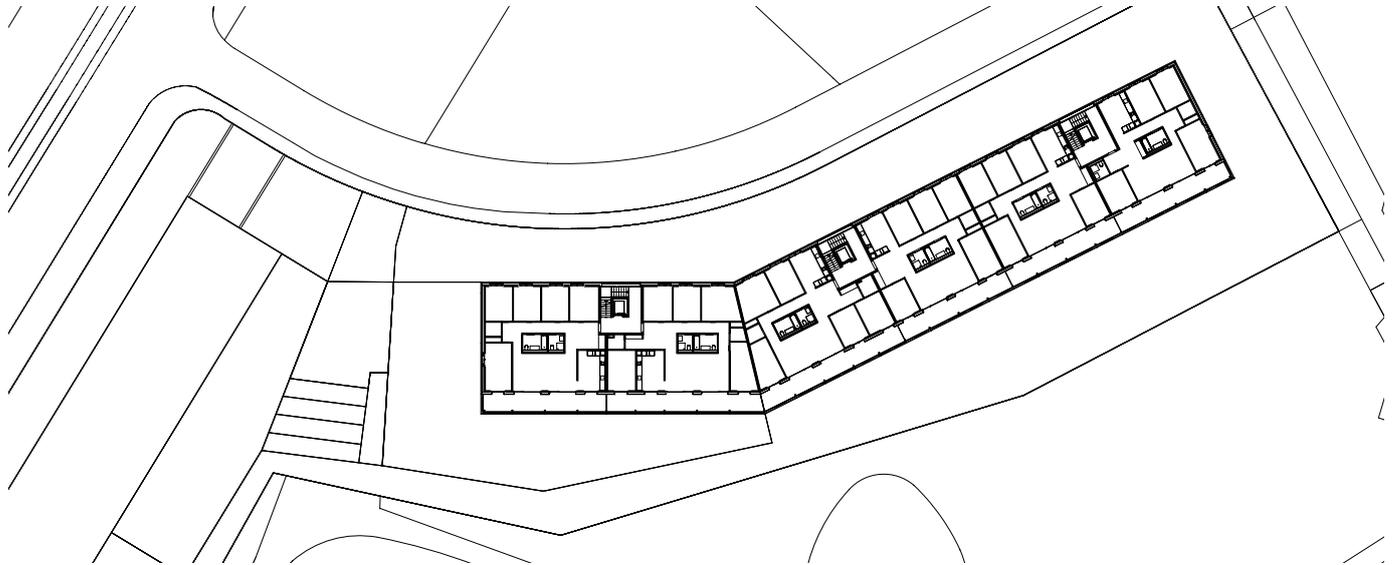
Die Fassaden werden durch die umlaufenden horizontalen Betonbänder und Balkone strukturiert. Geschosshohe, dazwischen gesetzte Fenster, die mit farbigen Glaspaneelen abwechseln, bilden zusammen mit verschiebbaren Sonnen- und Sichtschutzpaneelen aus Glas ein Spiel von Spiegelnden und matten, undurchlässigen, transluzenten und transparenten Farbflächen.

Der Eindruck des fließenden und sich verändernden Farbspiels wird durch die verschiedenen Positionen der Schiebeelemente verstärkt – so verändert sich die Farbkomposition schliesslich täglich, wenn nicht stündlich.

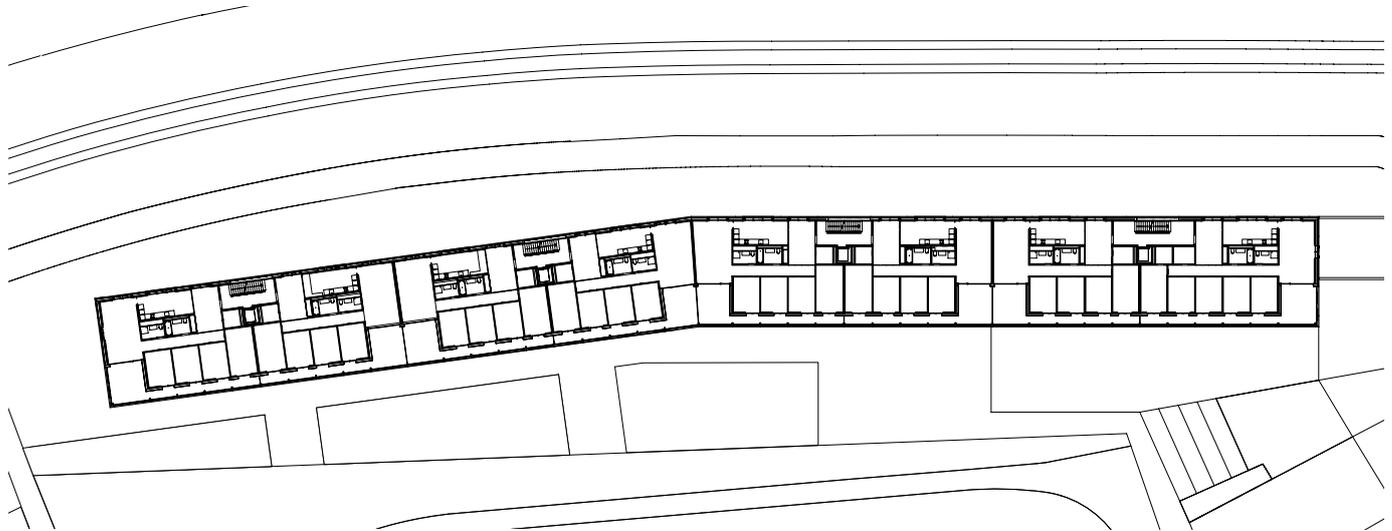
Quelle: Annette Gigon / Mike Guyer



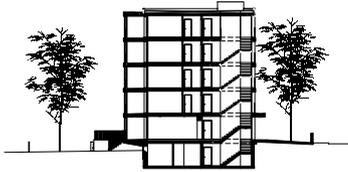




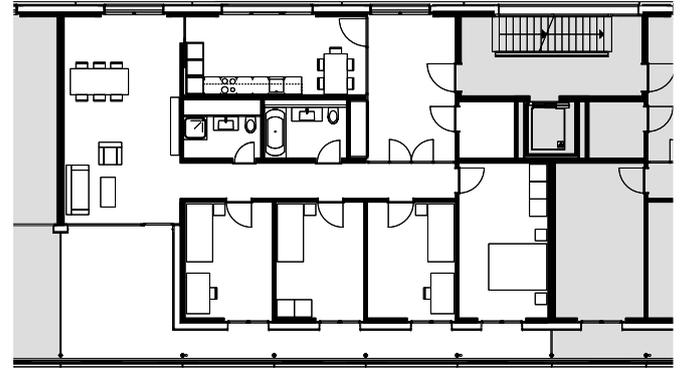
**Grundriss Haus B7**



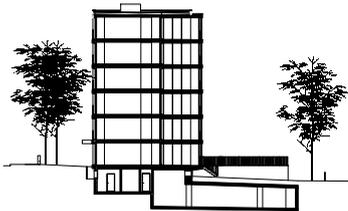
**Grundriss Haus H3**



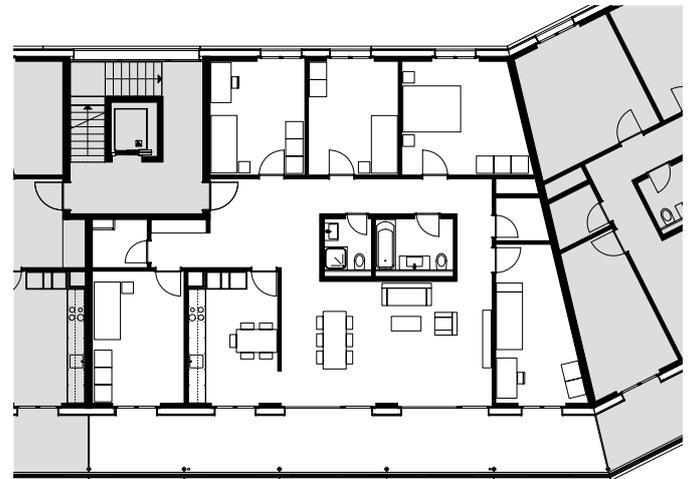
**Schnitt Haus B7**



**Grundriss H2, 5,5 Zimmer-Wohnung**



**Schnitt Haus H3**



**Grundriss B6, 6,5 Zimmer-Wohnung**

## mehr als wohnen

**ARGE Futurafrosch / DUPLEX Architekten, Müller Sigrist Architekten, Miroslav Šik / pool Architekten**  
2015

2007 feierten die Wohnbaugenossenschaften und die Stadt Zürich ihre 100-jährige partnerschaftliche Zusammenarbeit. Ein internationaler Ideenwettbewerb zur Zukunft des gemeinnützigen Wohnungsbaus in Zürich wurde ausgeschrieben und Ende des Jahres die Wohnbaugenossenschaft „mehr als wohnen“ durch rund 30 Baugenossenschaften gegründet. Sie erhielt durch die Stadt das ehemalige Areal der Betonfabrik Hunziker in Oerlikon. Die Gewinner des städtebaulichen Konzepts von 2009, die ARGE Futurafrosch und DUPLEX Architekten, entwarfen zusammen mit Müller Sigrist Architekten, Miroslav Šik und pool Architekten in insgesamt 13 Gebäuden rund 450 Wohnungen, die zwischen 2012 und 2015 realisiert werden sollen. Das neue Quartier soll neben Familien-, Alters-, Single- und WG-Wohnungen auch neue Wohnformen beinhalten. Zudem sind eine Réception mit Serviceangebot, ein Gästehaus, ein Restaurant, eine Mobilitätsstation und andere gemeinschaftliche Funktionen vorgesehen. Die Baugenossenschaft möchte in Bau und Betrieb der Siedlung die Ziele der 2000-Watt-Gesellschaft einhalten und gleichzeitig bezahlbaren, städtischen Wohnraum anbieten.

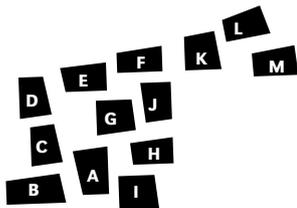
Haus A, M: DUPLEX architekten

Haus I,F: FUTURAFROSCH

Haus B, C, K: Architekturbüro Miroslav Šik

Haus D, E, H: Müller Sigrist Architekten

Haus, G, J, L: POOL Architekten



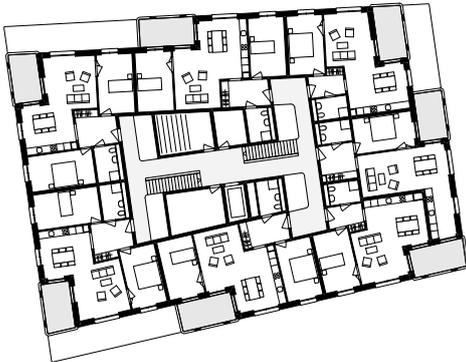
Quelle: [www.mehralswohnen.ch](http://www.mehralswohnen.ch)



**A: Duplex Architekten**



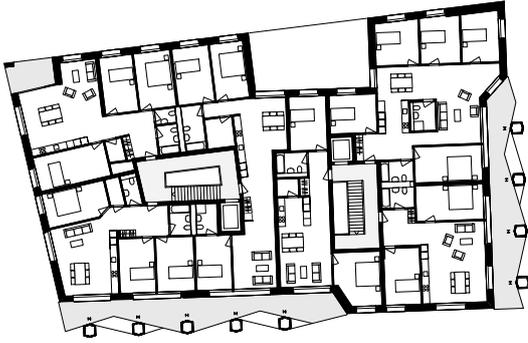
**B: Architekturbüro Miroslav Šik**



**C: Architekturbüro Miroslav Šik**



**D: Müller Sigrüst Architekten**



**E: Müller Sigris Architekten**



**Rendering**



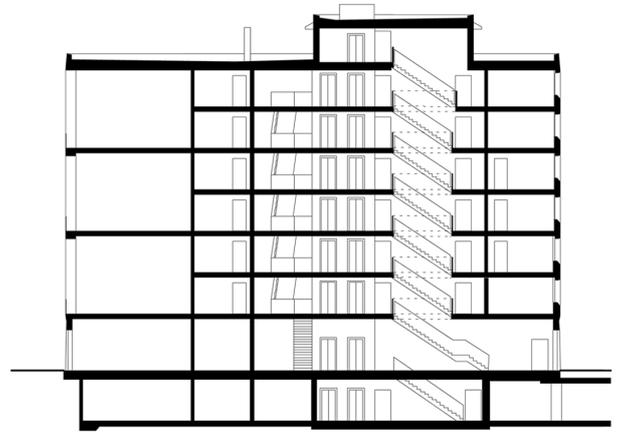
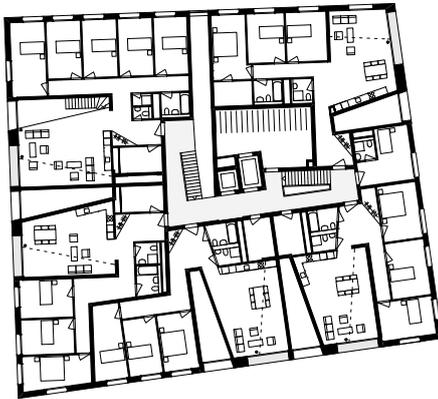
**F: FUTURAFROSCH**



**Rendering**



Rendering

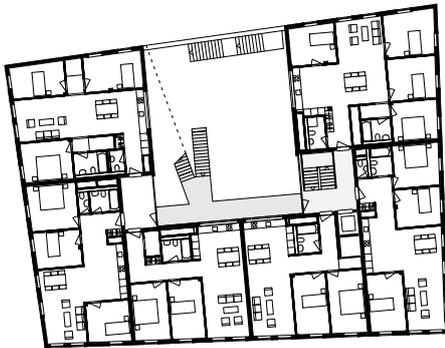




**H: Müller Sigrist Architekten**



**I: FUTURAFROSCH**



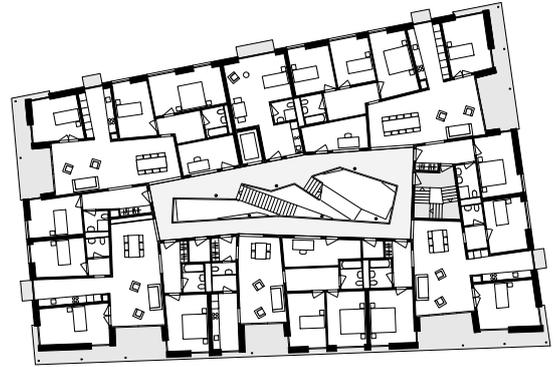
**J: POOL Architekten**



**K: Architekturbüro Miroslav Šik**



**L: POOL Architekten**



**M: Duplex Architekten**

# ZÜRICH

## Tag 4 - Zürich entwickelt sich

- 01 Lindenhof
- 02 Uraniaturm Jules Verne
- 03 Europaallee
- 04 RiffRaff
- 05 Röntgenareal
- 06 Viaduktbögen
- 07 Löwenbräuareal
- 08 Hardturmpark
- 09 Toniareal
- 10 City West
- 11 Prime Tower



**Stadtmodell  
1:1000 im Amtshau IV**





## Lindenhof

Der Lindenhof ist ein Moränenhügel, der sich gut 20 Meter über dem linken Limmatufer erhebt und sich in früheren Zeiten geradezu ideal als Siedlungsort anbot. Neuere archäologische Forschungen ergaben, dass bereits um 80 v. Chr. die Kelten auf und um den Lindenhof siedelten. Später war der Lindenhof das Zentrum einer römischen Siedlung, und im 9. Jahrhundert wurde er zur fränkischen Pfalz.

Nachdem Zürich 1218 freie Reichsstadt wurde, liess der Rat der Stadt die Pfalzburg auf dem Lindenhof abbrechen. Aus dem Jahr 1422 ist erstmals überliefert, dass der Lindenhof mit 52 Linden bepflanzt und für die Bevölkerung zugänglich ist. Als einzige öffentliche Grünanlage innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern war er mit steinernen Tischen, Armbrustständen, Schachspielen und einer Kegelbahn ausgestattet. Er diente als Festplatz, aber auch als Ort für politische Versammlungen.

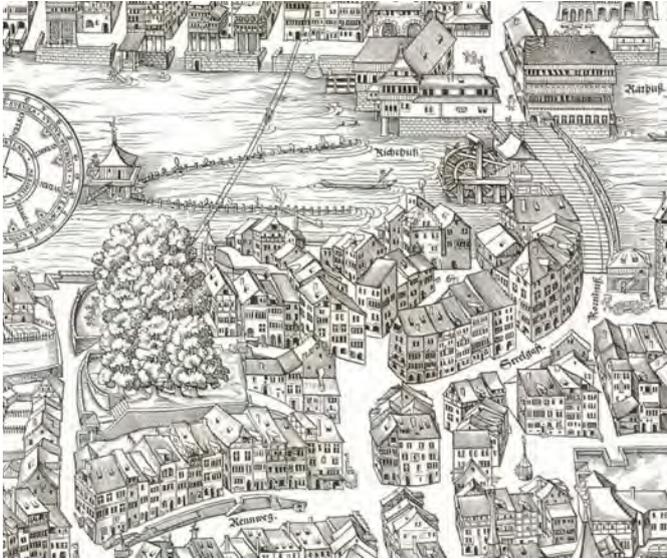
Unter barockem Einfluss wurde der Lindenhof im Jahre 1780 in eine streng geometrische Anlage mit Achsenkreuz und Diagonalen umgewandelt. Steinernen Statuen schmückten die Anlage. 1852 entstand die Freimaurerloge mit ihren markanten Treppengebeln. Der Lindenhof wurde 1861, dem Zeitgeist entsprechend, in eine landschaftlich geprägte Parkanlage mit verschlungenen Wegen und lauschigen Plätzchen umgestaltet.

### Quelle:

[https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/gsz/natur\\_und\\_erlebnisraeume/park\\_und\\_gruenanlagen/lindenhof.html](https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/gsz/natur_und_erlebnisraeume/park_und_gruenanlagen/lindenhof.html)

<http://de.wikipedia.org/wiki/Lindenhof>





Ausschnitt Murerplan 1576



Luftbild Eduard Spelterini 1898



## Städtische Amtshäuser und «Urania»

Gustav Gull

1902–14

Die Behörden der eingemeindeten Stadt Zürich übernahmen im Sinn einer modernen Leistungsverwaltung auch neue öffentliche Aufgaben wie die Modernisierung der Schule, eine aktive Gesundheits- und Sozialpolitik, die Stadtplanung für den erweiterten Raum der Stadt und die Führung der industriellen Betriebe. Das erforderte eine wesentlich vergrösserte, professionalisierte Verwaltung, die entsprechenden Raum benötigte. Das 1898–1901 von Gustav Gull erbaute Stadthaus, ein moderner Verwaltungsbau in den Architekturformen altdeutscher Gotik und Renaissance, war dazu ein erster Schritt. Die Suche nach einem neuen, noch repräsentativeren Verwaltungszentrum konzentrierte sich bald auf den Hügel des Oetenbachklosters am nördlichen Fuss des Lindenhofs.

Die Planung der städtischen Amtshäuser durch Gustav Gull, der 1895–1900 als «planender» zweiter Stadtbaumeister wirkte, war mit einem tief greifenden Umbau der Innenstadt verbunden, mit einer neuen Verkehrsachse quer durch die Altstadt. 1901 wurde der alte Sihlkanal zugeschüttet, seinem gekrümmten Lauf folgen die Urania- und Sihlstrasse bis zum Werdmühle- und Beatenplatz. 1904 und 1905 gruben sich Bagger durch den Moränenhügel des ehemaligen Oetenbachklosters, 1913 erfolgten der Brückenschlag der Rudolf-Brun-Brücke und der Durchbruch der Mühlegasse ins Häusergewirr der rechtsufrigen Altstadt. Die geschwungenen Strassenlinien und die Folge geschlossener Plätze waren die erste und wichtigste Verwirklichung des roman-

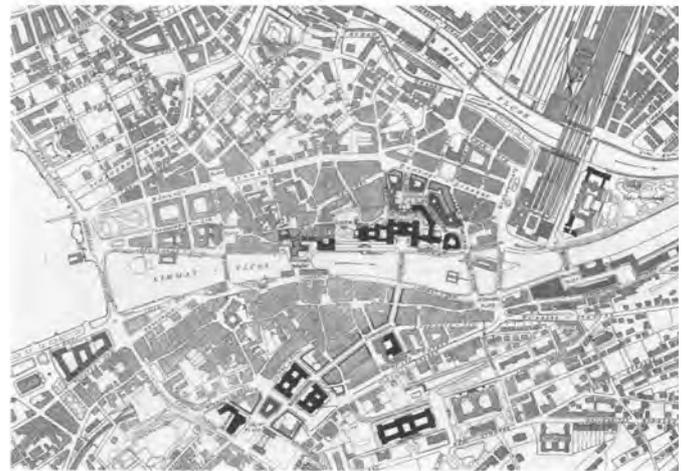
tisch gestimmten «künstlerischen Städtebaus» nach Camillo Sitte in Zürich. Die 1902 bis 1914 erbauten Amtshäuser bilden zusammen mit der benachbarten, ebenfalls von Gustav Gull erbauten «Urania» die Krönung der neuen Stadtanlage. Die Realisierung des geplanten Höhepunkts in einem gewaltigen, rittlings über der Uraniastrasse projektierten Stadthaus konnte vor dem Ersten Weltkrieg nicht begonnen werden, was das Ende dieses Vorhabens bedeutete.

Quelle: Amt für Städtebau. Baukultur in Zürich. Verlag NZZ, Zürich 2012; <http://www.urania-sternwarte.ch>





Städtische Amtshäuser und «Urania», 1902–14. (Foto 1915)



Plan für den Umbau der Innenstadt von Gustav Gull, 1905. (aus Schweizerische Bauzeitung, 1905)

## Europaallee

**Arealfäche:** 78'000 m<sup>2</sup>

**Ausnutzung Gestaltungsplan:** 273'000 m<sup>2</sup>  
(inkl. Dach-/Untergeschosse) plus 10%

**Qualitätsbonus und 20'000 m<sup>2</sup> für  
öffentliche Nutzungen.**

**Raumprogramm: Dienstleistung, Büro,  
Wohnen, Alterswohnen, Hotel, Gastronomie,  
Detailhandel, Freizeit, Bildung.**

**Wohnanteil: min. 40%, mit Ausnahme der  
Baufelder direkt beim Hauptbahnhof,  
400 Wohnungen und 174 Hotelbetten.**

**Arbeitsplätze: 8'000 / 100'000 m<sup>2</sup>  
Bürofläche**

**Studienplätze: 4'800 Studierende**

**Bauhöhen: 19–22 m, bis 40 m in  
ausgewählten Bereichen**

**Parkplätze: 650**

**Öffentlich nutzbare Aussenräume.**

**Projektpartner Masterplanung:  
Schweizerische Bundesbahnen SBB, Bern  
Stadt Zürich**

**Masterplaner:  
Kees Christiaanse,  
KCAP Architects and Planners, Zürich**

**Projektentwickler:  
SBB Immobilien Development Zürich City**

**Quelle:** <http://www.europaallee.ch>

## Übersichtsplan:

### Fachhochschule Sihlhof 1

(nicht Entwicklungsgebiet Europa-Allee)  
Giuliani.Hönger, Zürich  
Hochschulen HWZ und PHZ  
2003

### Baufeld A

Max Dudler, Zürich  
Pädagogische Hochschule Zürich  
Büro und Retail  
2012

### Sihlpost A1

Architekten Gebrüder Bräm, 1930  
Umnutzung Max Dudler, Zürich  
Gastro, Retail, Dienstleistung  
2015

### Baufeld B

Stücheli Architekten AG  
Büro/Retail  
2018

### Baufeld C

ARGE Gigon / Guyer Architekten, Zürich,  
David Chipperfield Architects, London,  
Max Dudler, Zürich  
Büro, Retail, Gastro  
2013

### Baufeld D

Wiel Arets  
Büro, Retail, Gastro  
2020

### Baufeld E

ARGE Caruso St John Architects, London  
Bosshard Vaquer Architekten, Zürich  
Eigentums- und Mietwohnungen  
Retail, Gastro  
2014

### Baufeld F

Roger Boltshauser Architekten  
Büro, Retail, Gastro  
2019

### Baufeld G

ARGE Graber Pulver Architects, Zürich /  
Masswerk AG, Kriens  
Büro, Seniorenresidenz und Eigentums-  
wohnungen  
2015

### Baufeld H

e2a eckert architekten, Zürich  
Büro, Gastro, Kino, Mietwohnungen,  
Hotel- und Büronutzung  
2017

### Baubereich 1

Zollstrasse West,  
Enzmann Fischer Partner AG, Zürich  
Wohn- und Gewerbebau,  
Genossenschaft Kalkbreite  
2020

### Baubereich 2,3

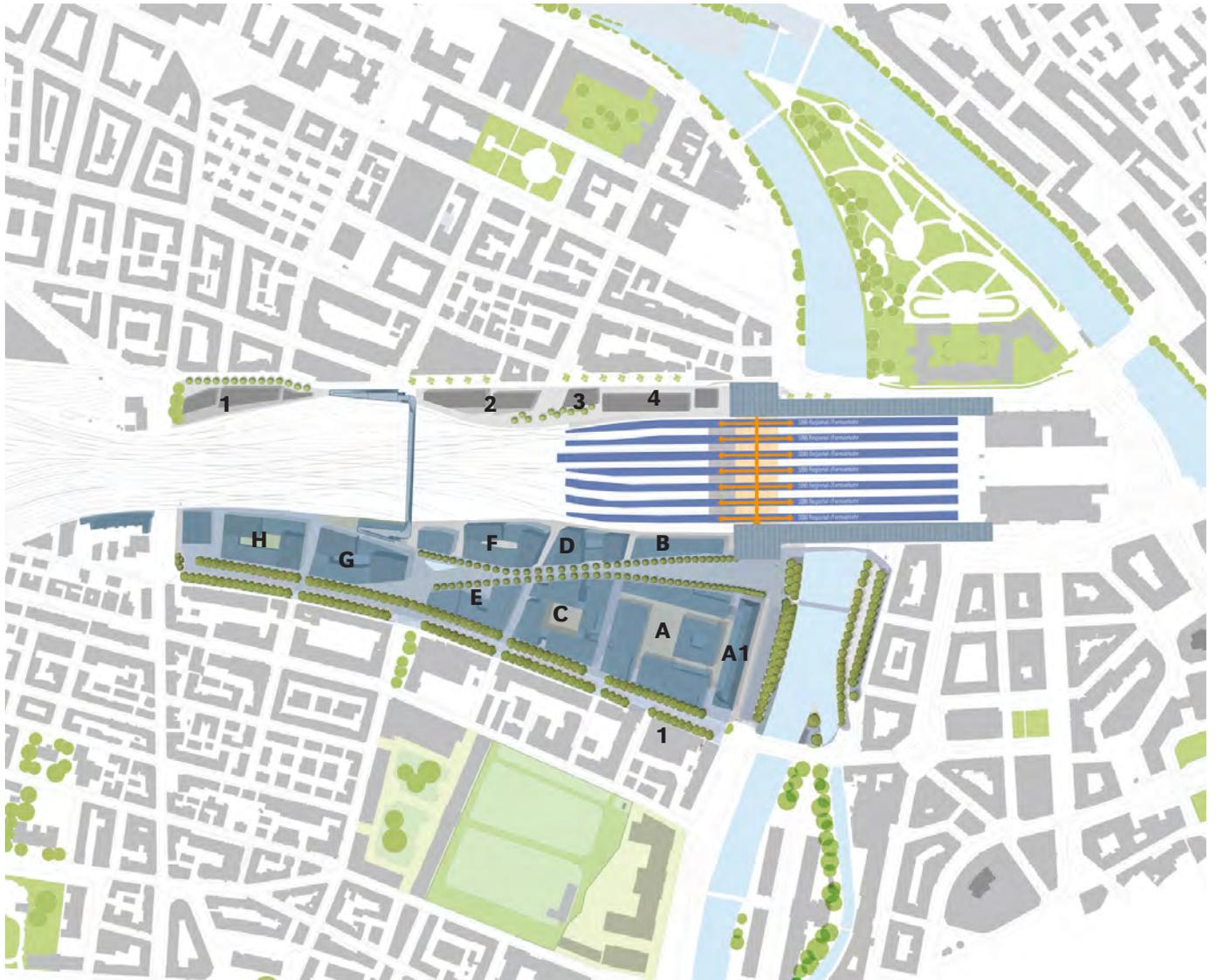
Zollstrasse Ost,  
Esch Sintzel Architekten, Zürich  
Wohnungen und publikumsorientierte  
Nutzungen  
2020

### Baubereich 4

Zollstrasse Ost,  
Made in Särl, Genf  
Büro- und Gastronutzung  
2019

**Quelle:**

<http://www.europaallee.ch/de/europaallee>  
<http://www.sbb.ch>

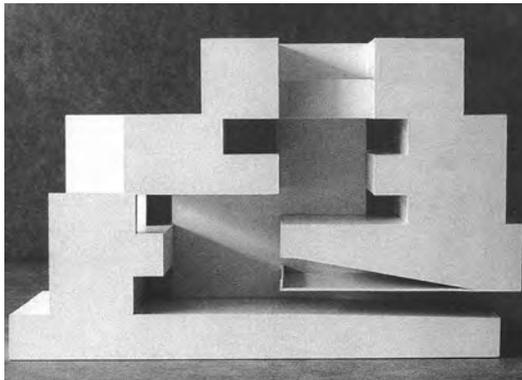


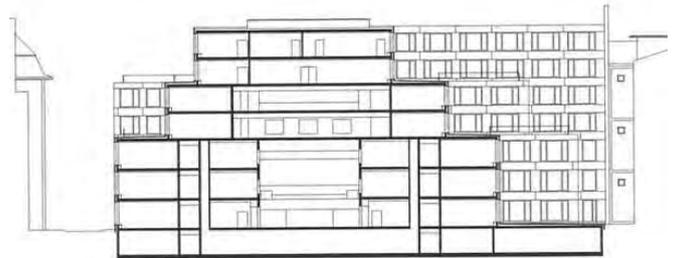
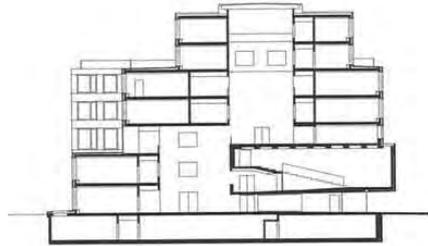
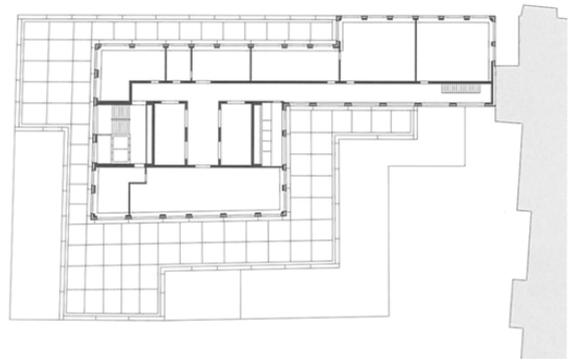
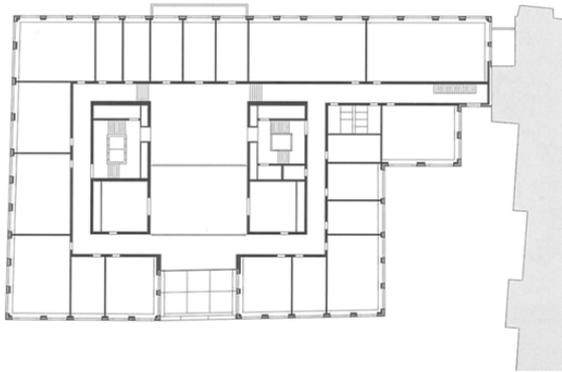
**Fachhochschule Sihlhof  
Giuliani.Hönger, Zürich  
2003**

Fachhochschule für Wirtschaft und Verwaltung  
Sprachabteilung der Pädagogischen Hochschule  
ausgelegt auf 1500 Studierende

Ausgehend vom baugesetzlichen Mantelvolumen wird der Gebäudkörper so geformt, dass er ein maximal grosses Raumprogramm aufnehmen kann. Um gleichzeitig den Baukörper in der heterogenen Masstäblichkeit des Umfeldes stadträumlich einzubinden, wird das Volumen mit zweigeschossigen Stufen getrept, sodass zugleich Terrassen als Pausenfläche entstehen. Die integrierten Schulen haben je einen kollektiven Innenraum, der als Einzelhof oder als Teil einer zusammenhängenden Hoffigur gelesen werden kann und einen Beziehungsreichtum und eine starke Identität erzeugt. In der Gebäudehülle sind alle opaken, vertikalen und horizontalen Flächen aus vorgefertigten Kunststeinelementen gefertigt und tektonisch gefügt, sodass die Körperhaftigkeit des Gebäudes betont wird. Die beige-gelbe Farbigkeit des durch das Schleifen hervorgeholten Jurakalkes bezieht sich auf die vorherrschenden Farbtönungen umgebender Bauten.

Quelle: <http://www.giulianihoenger.ch>





## Sihlpostgebäude

Adolf und Heinrich Bräm mit Robert Maillart, 1930

Umnutzung: Max Dudler, 2015

Das Tragwerk des 6-geschossigen Stahlbetonbaus ist dem damaligen Wissensstand entsprechend ausgelegt; dafür bürgt der Name des Ingenieurs Robert Maillart. Konstruktive und betriebliche Aspekte des vorab als Sammel- und Verteilstation dienenden typischen Bahnpostgebäudes fanden im Paketsortierpavillon eine bemerkenswerte Synthese. Die Entlastung durch das Postzentrum Mülligen veränderte allerdings die Aufgaben der Sihlpost, was sich demnächst in der Einrichtung des Baus niederschlagen wird.

Retail/ Gastro: 2'000 m<sup>2</sup>

Dienstleistung: 10'000 m<sup>2</sup>



Sihlpost 1929

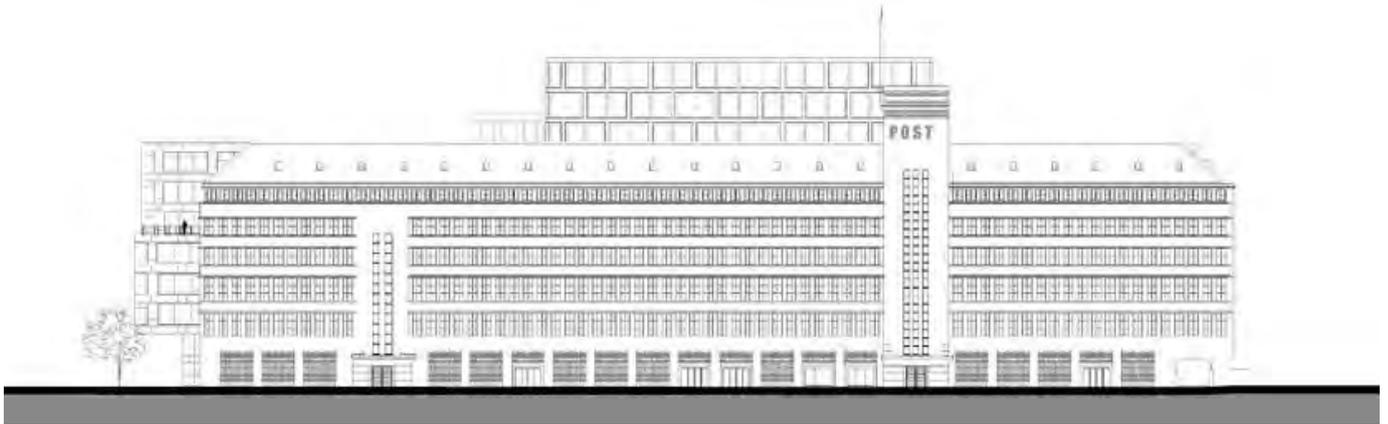


Sihlpost 1930

Quelle: Schweizer Architekturführer 1920–1990, Band 1, Nordost- und Zentralschweiz, S. 161, Nr. 703 ; <http://www.europaallee.ch/de/europaallee>



**Rendering**

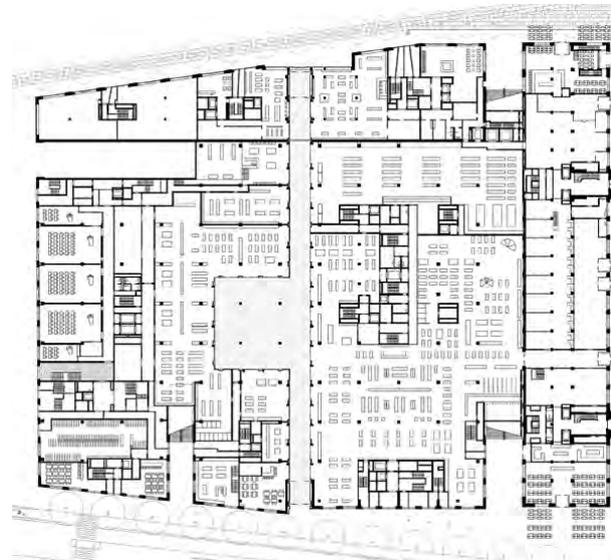


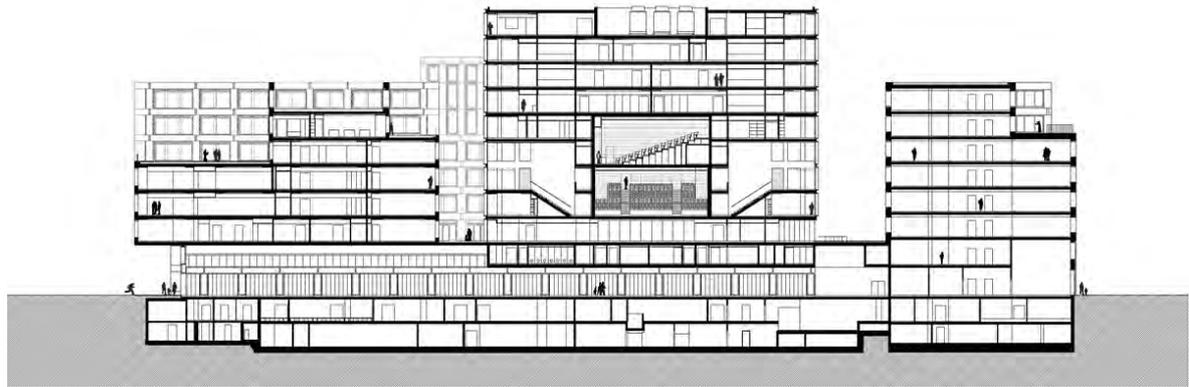
**Baufeld A**  
**Max Dudler Architekten, Zürich**  
**2012**

Ein Mall-Bereich bildet den Sockel für die Pädagogische Hochschule Zürich und Büroflächen, die einen Campusplatz umschliessen.

Retail/ Gastro: 7'300 m<sup>2</sup>  
Schulnutzung: 40'000 m<sup>2</sup>  
Büro 12'000 m<sup>2</sup>

Quelle: <http://www.europaallee.ch/de/europaallee>





**Baufeld B (Projekt)**  
**Stücheli Architekten, Zürich**  
**2017**

**Raumprogramm:**  
Der Bau beinhaltet öffentliche Nutzungen im Sockel und Büro-/ Dienstleistungsnutzungen in den oberen Geschossen.

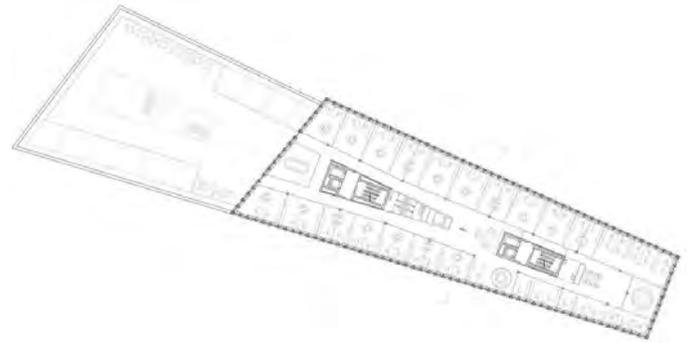
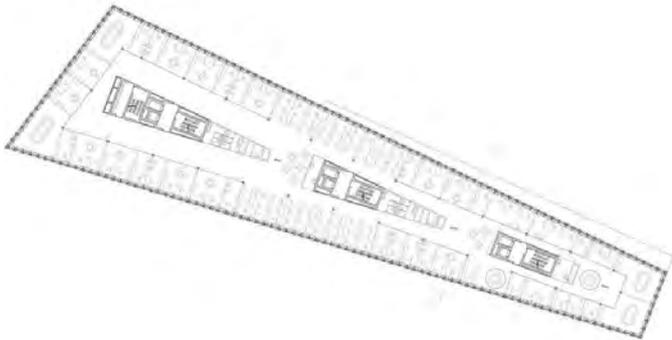
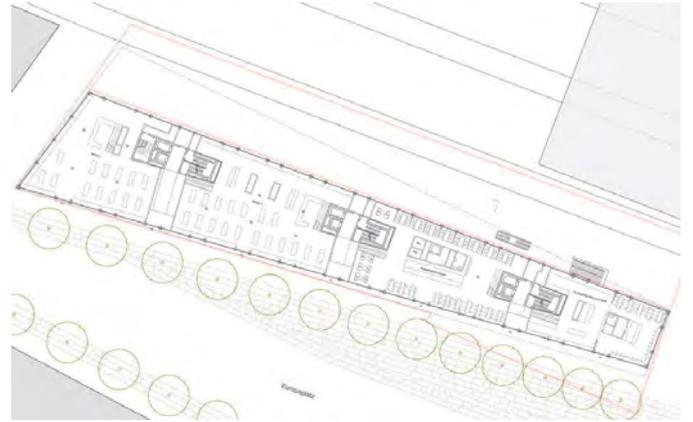
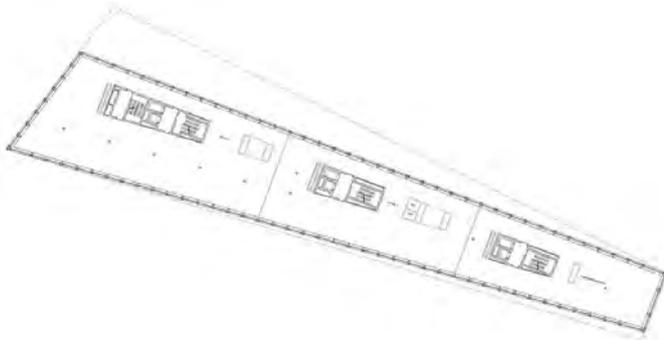


**Rendering**



**Rendering**

Quelle:<http://www.europaallee.ch/de/europaallee>



## **Baufeld C**

### **Architektengemeinschaft:**

**Max Dudler, Zürich,  
Annette Gigon / Mike Guyer, Zürich,  
David Chipperfield, London  
2013**

### **Städtebauliche Situation:**

**Blockrandbebauung mit vier gegliederten Volumen und Zugänge von vier Seiten zu einem öffentlichen Hof. Alle Volumen sind in den Obergeschossen durch Brücken miteinander verbunden, im 1. Obergeschoss bilden sie einen freien Umgang.**

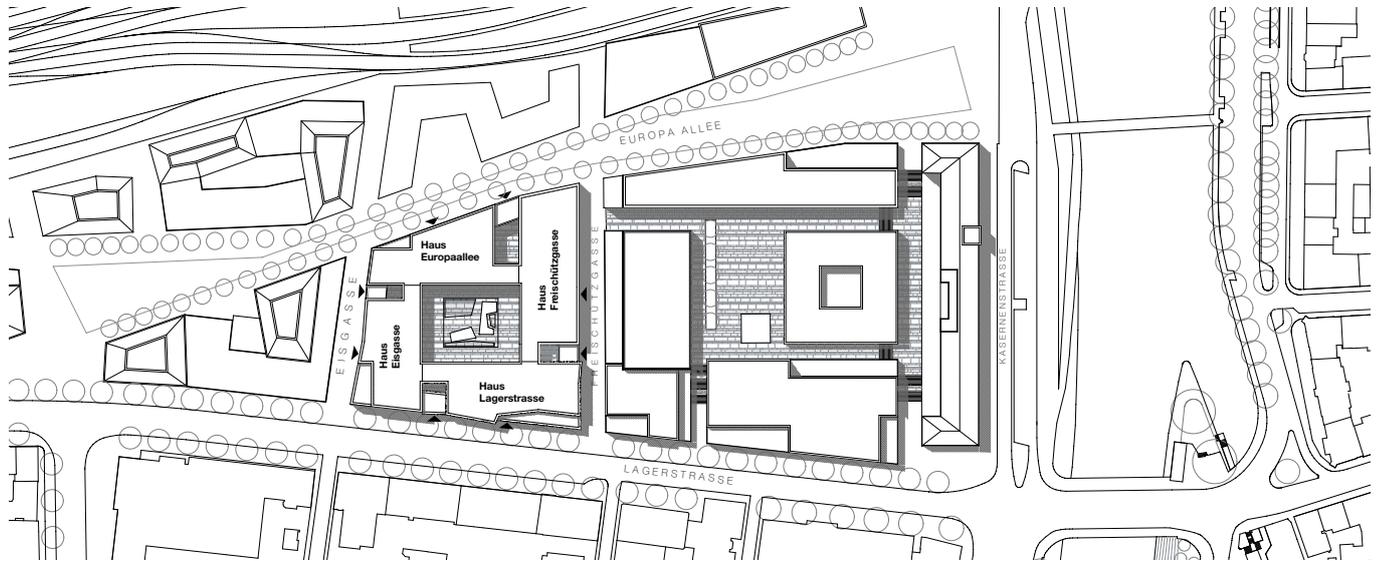
### **Raumprogramm:**

**4 Bürogebäude mit 2'000 Arbeitsplätzen  
Erdgeschosse mit Erschliessungshallen, Laden- und Gastronomie-  
nutzung  
GF total 56'700m<sup>2</sup>  
Volumen total 213'000m<sup>3</sup>  
Retail/ Gastro: 2'400 m<sup>2</sup>  
Dienstleistung: 12'500 m<sup>2</sup>**

### **Quelle:**

**J. Christoph Bürkle, Alexander Bonte. Zusammen Bauen, Dudler  
Gigon/Guyer, Chipperfield, Jovisverlag , Berlin 2014**



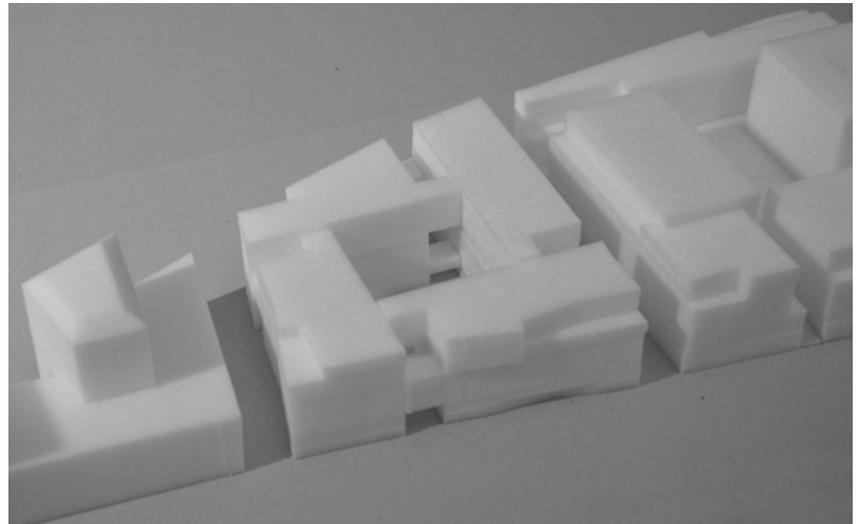


**Bürogebäude Lagerstrasse**  
Annette Gigon / Mike Guyer

**Bürogebäude Freischützgasse**  
David Chipperfield

**Bürogebäude Europa- Allee**  
Max Dudler

**Bürogebäude Eisgasse,**  
Max Dudler



**Bürogebäude Lagerstrasse  
Annette Gigon / Mike Guyer  
2013**

**Raumprogramm:**

**Büro, Erdgeschoss mit Erschliessungshalle,  
Ladennutzungen und Café  
GF 13'700m<sup>2</sup>**

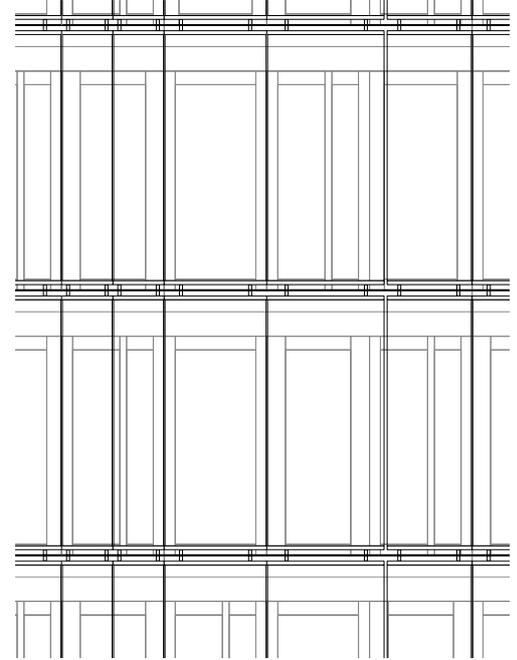
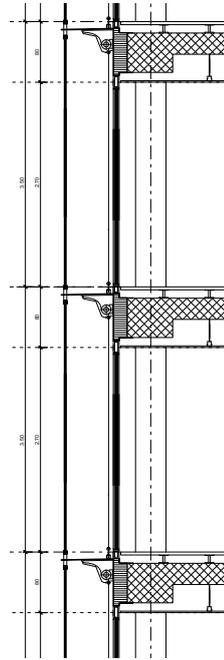
**Konstruktion:**

**Vorfabrizierte Betonstützen, Bodenplatten sowie  
Treppen- und Liftkerne in Ortbeton.  
Zweischichtige Gebäudehülle aus einer inneren  
Metall-Glasfassade und einer äusseren, durchlüfteten  
Einfachverglasung mit metallisch schimmernder Gewebeeinlage.**



**Quelle: [http:// www.gigon-guyer.ch](http://www.gigon-guyer.ch)**





#### Fassade

Zweischichtige Gebäudefassade aus thermisch getrennter Innenhaut und äusserer Verglasung

#### Innenhaut:

Thermisch getrennte Metallfensterprofile in Elementbauweise  
 Unterschiedlich rhythmisierte Einteilung  
 3-fach Isoliertgläser und hochgedämmte Paneele  
 Metalloberflächen pulverbeschichtet

#### Aussenhaut:

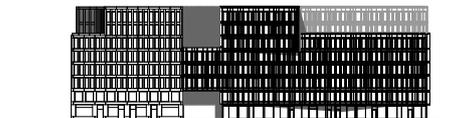
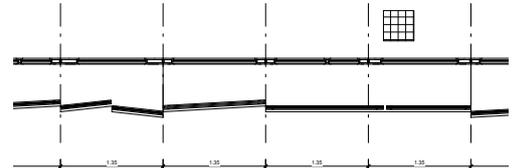
Geschosshohe VSG Glasschilder mit metallisch schimmernder Gewebeeinlage  
 3 verschiedene Elementlängen,  
 Gläser unterschiedlich ausgerichtet  
 Unten und oben gehalten in Metall U Profil  
 auf horizontaler Stahlblechabschottung  
 Metalloberflächen pulverbeschichtet

#### Zwischenraum:

Hinterlüfteter Zwischenraum  
 Begehbar zu Reinigungs- und Wartungszwecken  
 Textiler Sonnenschutzbehang, metalbedampft

#### Doppelboden:

Teppich 1 cm  
 Trägerplatte 4 cm  
 Elektroinstallation 10 cm  
 Betondecke 23 cm  
 Installationsraum 27 cm  
 Hybriddecke 10 cm



**Bürogebäude Freischützgasse  
David Chipperfield Architects  
2013**

**Raumprogramm:**

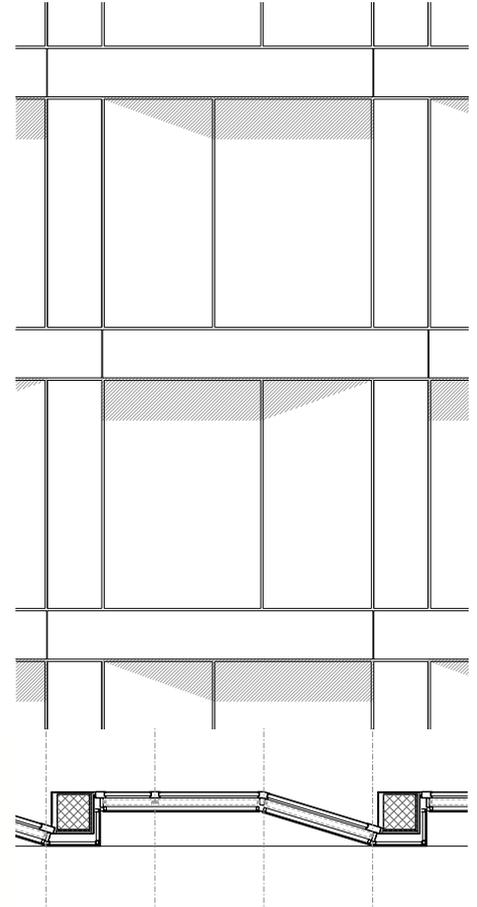
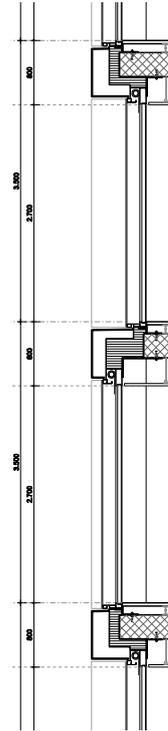
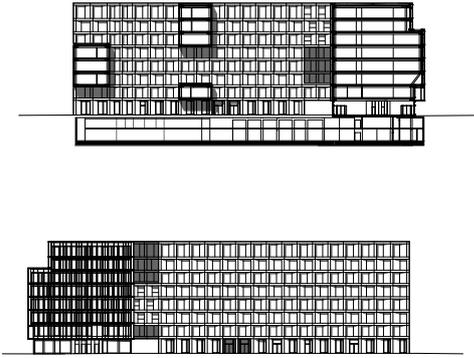
**Büro, Erdgeschoss mit Erschliessungshalle,  
Konferenz und Restaurant  
GF 14'600m<sup>2</sup>**

**Konstruktion:**

**Vorfabrizierte Betonstützen, Bodenplatten sowie  
Treppen- und Liftkerne in Ortbeton.  
Zweischichtige, mäandrierende Gebäudehülle, Teilbereiche der  
Fenster und Stützenverkleidung aus Glas mit Gewebeeinlage.  
Horizontalbänder in anodisiertem Aluminium.**

**Quelle: <http://www.davidchipperfield.co.uk>**





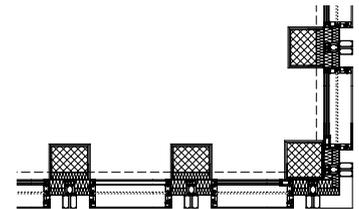
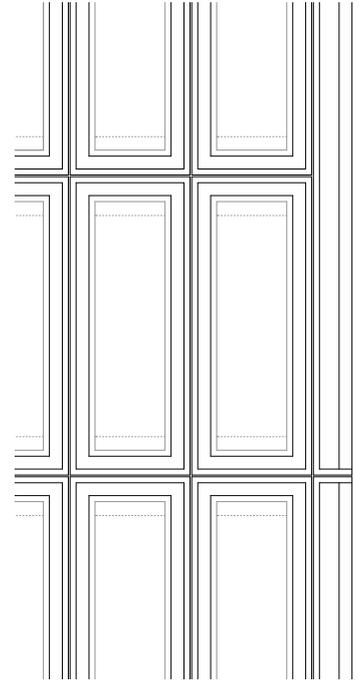
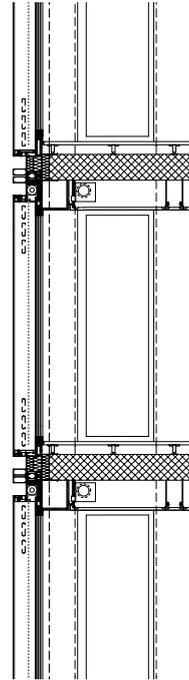
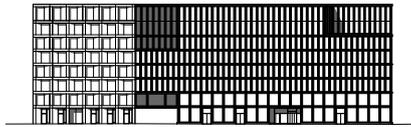
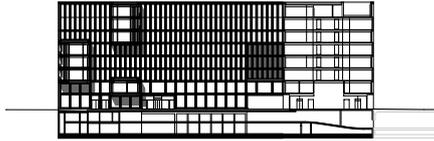
**Bürogebäude Europa-Allee  
Max Dudler, Zürich  
2013**

**Raumprogramm:**  
Büro, Kundenzone  
Erdgeschoss mit Erschliessungshalle und Retail  
GF 12'700m<sup>2</sup>

**Konstruktion:**  
Vorfabrizierte Betonstützen, Bodenplatten sowie  
Treppen- und Liftkerne in Ortbeton.  
Vorfabrizierte Kastenfenster aus Metall und Glas.

Quelle: <http://www.maxdudler.com>





**Bürogebäude Eisgasse  
Max Dudler, Zürich  
2013**

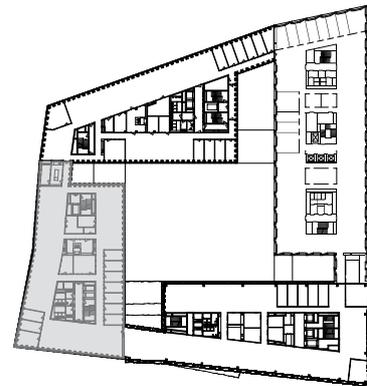
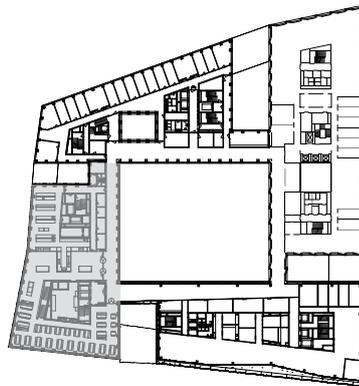
**Raumprogramm:**

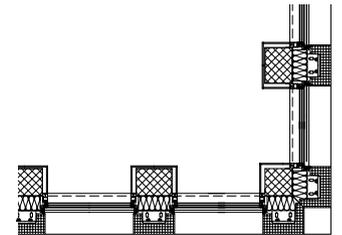
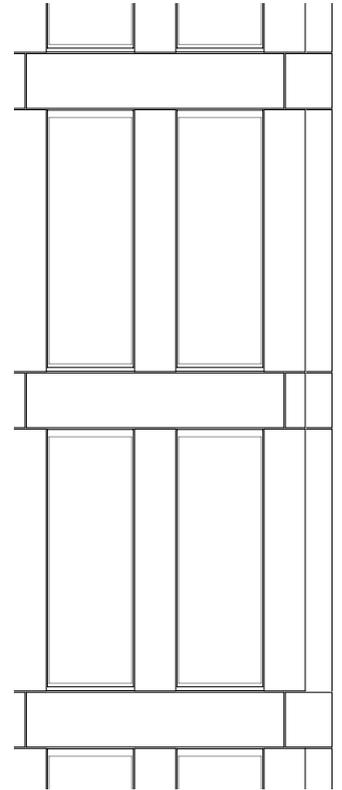
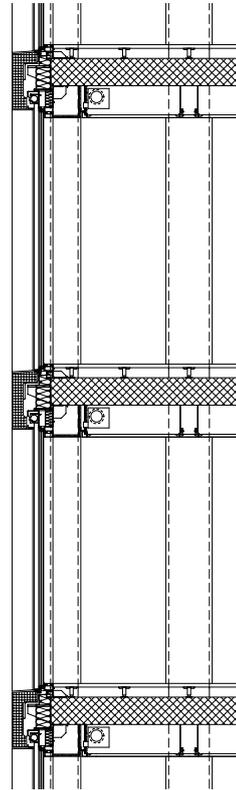
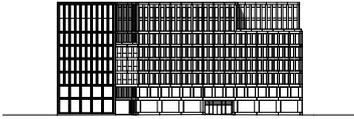
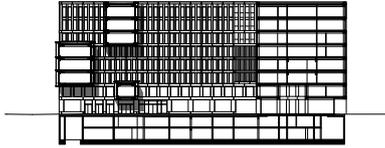
**Büro, Mitarbeiterrestaurant  
Erdgeschoss mit Erschliessungshalle, Bistro  
GF 11'300m<sup>2</sup>**

**Konstruktion:**

**Vorfabrizierte Betonstützen, Bodenplatten sowie  
Treppen- und Liftkerne in Ortbeton. Fassade mit  
Kunststeinverkleidung und aussenliegendem Sonnenschutz.**

Quelle: <http://www.maxdudler.com>





**Baufeld D (Projekt)**  
**Wiel Arets Architects**  
**2020**

**Raumprogramm:**

**Viergeschossiger Sockel und die zwei darüber liegenden, sechsgeschossigen Türmen.**

**Obergeschosse Dienstleistungs- und Büroflächen**  
**Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss Ladengeschäfte und Restaurants.**

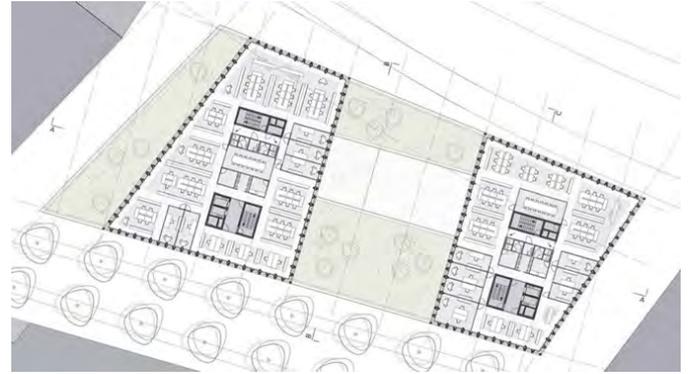
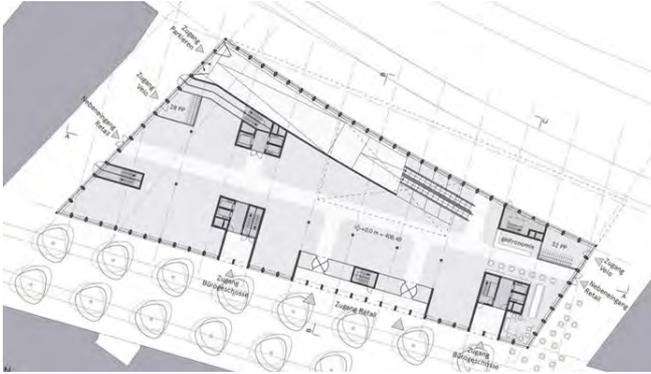
**Retail/Gastro: 2'500-3'500 m<sup>2</sup>**

**Dienstleistung: 10'000 m<sup>2</sup>**



**Rendering**

**Quelle: <http://www.europaallee.ch/de/europaallee>**



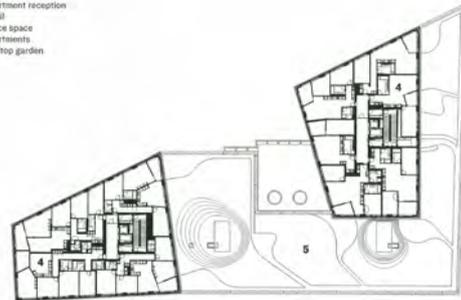
Rendering

**Baufeld E**  
**Caruso St John Architects LLP, London/**  
**Bosshard Vaquer Architekten, Zürich**  
**2014**

**Raumprogramm:**  
**Sockelbau mit Büro und Retail, Miet- und Eigentumswohnungen**  
**in zwei Turmbauten.**

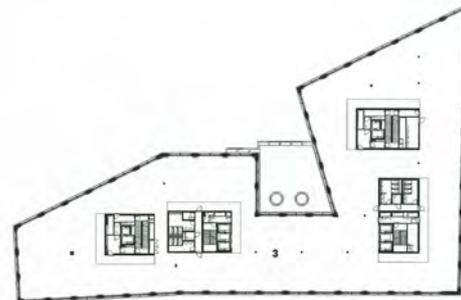
**Retail/Gastro: 1'300 m<sup>2</sup>**  
**Dienstleistung: 10'000 m<sup>2</sup>**  
**Mietwohnungen: 8'800 m<sup>2</sup> / 64 Whg.**

- 1 apartment reception
- 2 retail
- 3 office space
- 4 apartments
- 5 rooftop garden

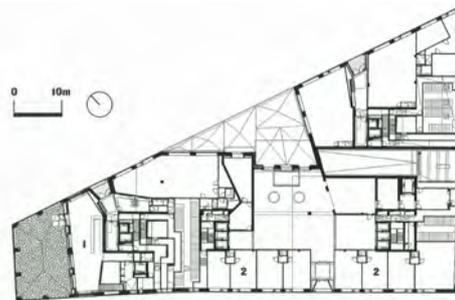


**2. Obergeschoss**

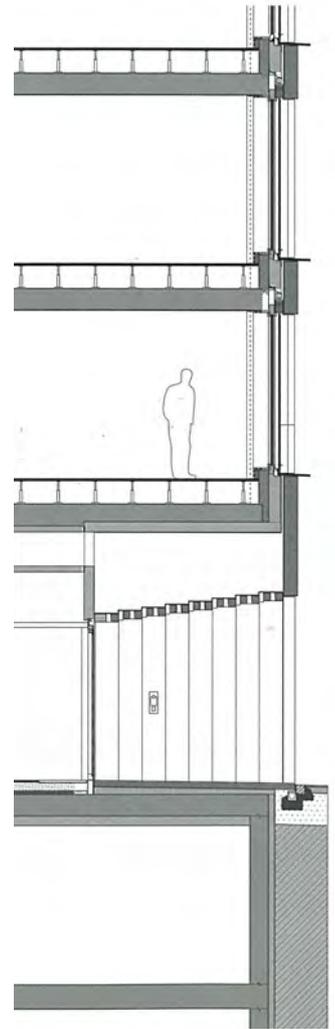
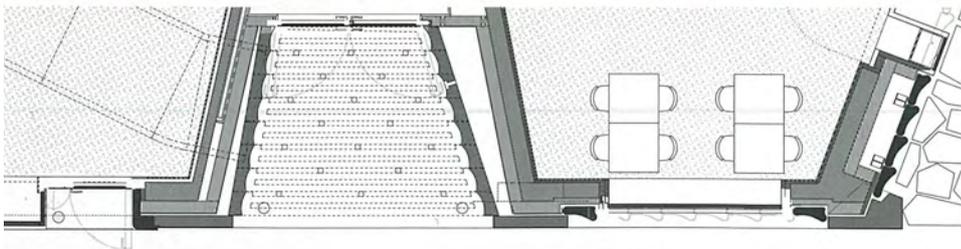
Quelle: Precise Schweiz, Architectural Review, August 2014



**1. Obergeschoss**



**Erdgeschoss**



**Baufeld F (Projekt)**  
**Roger Boltshauser Architekten, Zürich**  
**2019**

**Raumprogramm:**

**Miet- und Eigentumswohnungen, Dienstleistung/Büro,  
Ladengeschäfte und Gastronomie. Hauptturm 50m und zwei  
Nebentürme 34m und 43m.**

**34,000 Quadratmeter**

**Retail/Gastro: 1'800 m<sup>2</sup>**

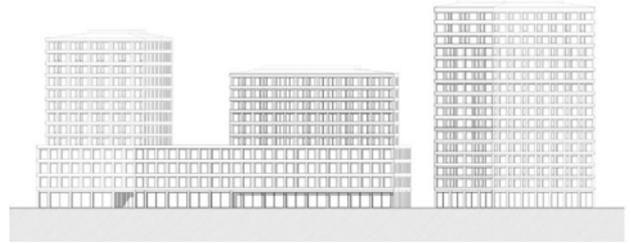
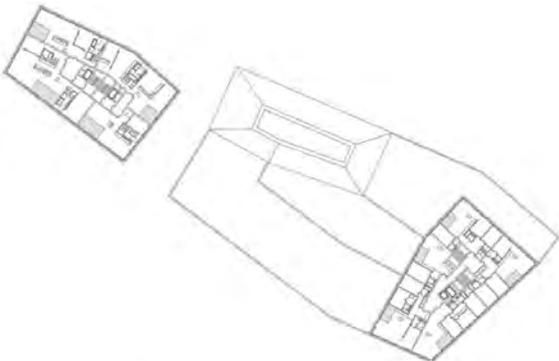
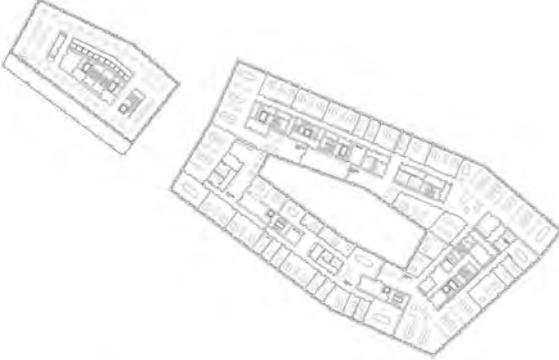
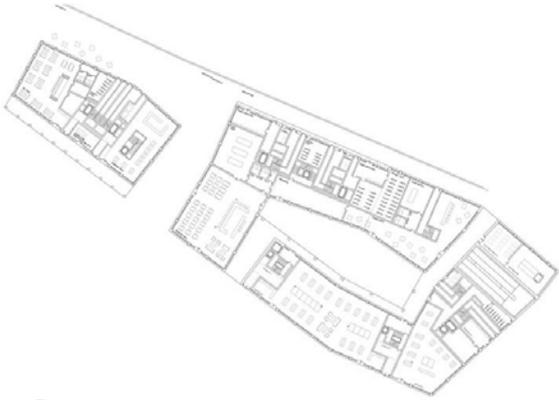
**Dienstleistung: 8'000 m<sup>2</sup>**

**Wohnungen: 18'000 m<sup>2</sup>**



**Rendering**

**Quelle: <http://www.europaallee.ch/de/europaallee>**



Rendering

**Baufeld G**  
**ARGE Graber Pulver Architekten AG/Masswerk**  
**2015**

**Raumprogramm:**  
Sockelbau mit zwei Türmen mit Wohnnutzung, Büros und  
Seniorenresidenz.

**Dienstleistung:** 7'000 m<sup>2</sup>

**Eigentumswohnungen:** 6'400 m<sup>2</sup> / 46 Whg.

**Seniorenresidenz:** 8'500 m<sup>2</sup> / 72 Whg.

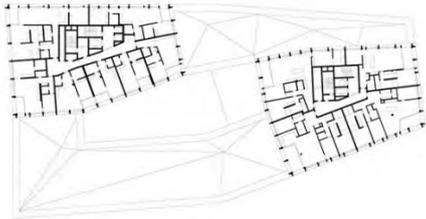
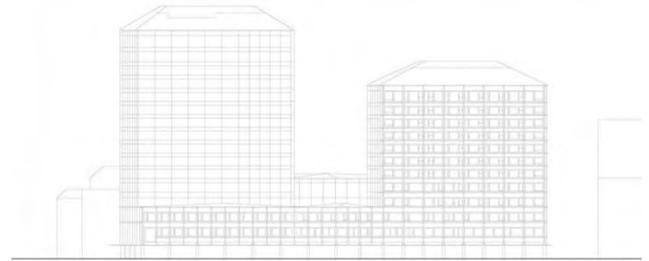
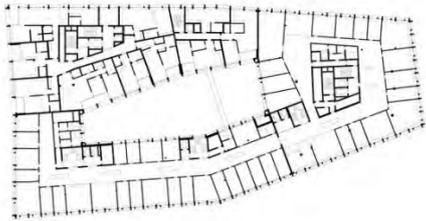
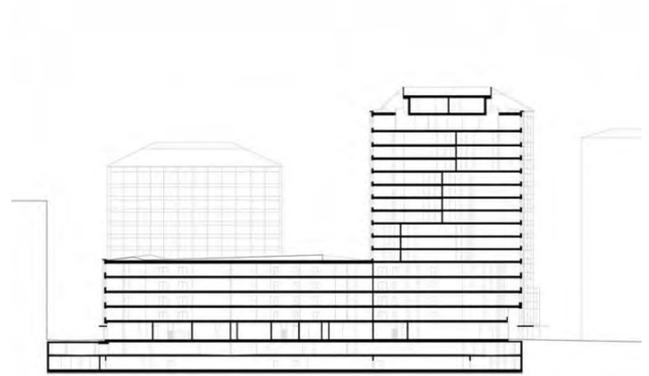
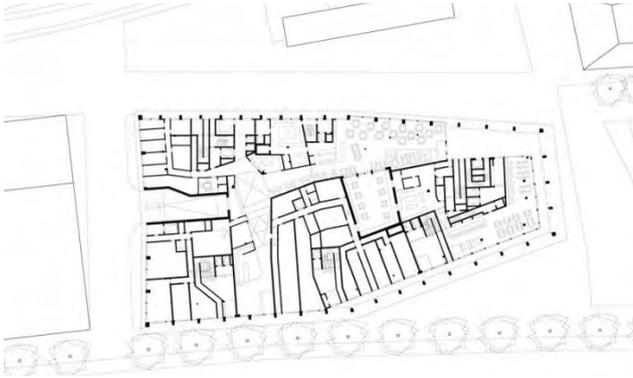


Rendering



Rendering

Quelle: <http://www.europaallee.ch/de/europaallee>



**Baufeld H (Projekt)**  
**e2a eckert eckert architekten AG, Zürich/  
Basler & Hofmann, Zürich**  
**2017**

**Raumprogramm:**

Das Projekt beinhaltet Büro- und Wohnnutzung sowie ein Hotel,  
ein Studiokino und eine Schule.

Retail/Gastro/Kino: 5'000 m<sup>2</sup>

Dienstleistung: 10'000 m<sup>2</sup>

Mietwohnungen: 4'600 m<sup>2</sup>/40 Whg.

Design-Hotel 25Hours: 5'300 m<sup>2</sup>/170 Zimmer

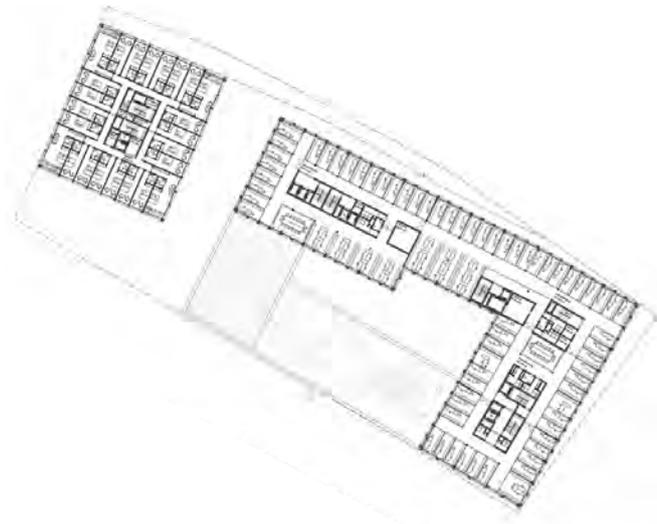


Rendering



Rendering

Quelle: <http://www.europaallee.ch/de/europaallee>



Rendering

## Zollstrasse (Projekt)

**Privater Gestaltungsplan SBB, gemeinsam mit der Stadt Zürich entwickelt. Städtebauliches Konzept: agps architecture und Atelier Girot, Teilarealen Zollstrasse West und Zollstrasse Ost.**  
**Durchmischte Nutzung: Erdgeschosse mit Läden, Kleingewerbe und Gastronomie. 40 Wohnungen in den oberen Geschossen.**  
**Öffentlich nutzbare Aussenräume.**

### Zollstrasse West, Baubereich 1

**Enzmann Fischer Partner AG, Zürich, 2020**

**Raumprogramm:**

**Gemeinnützige Wohnungen und Gewerbe für die Genossenschaft Kalkbreite.**  
**9'000 m2 HNF, nach Vorgaben der 2000-Watt-Gesellschaft.**

### Zollstrasse Ost, Baubereich 2,3

**Esch Sintzel Architekten, Zürich, 2020**

**Raumprogramm:**

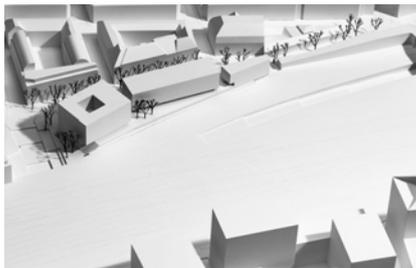
**Drei Gebäude mit 130 Wohnungen und publikumsorientierten Nutzungen im Erdgeschoss.**

### Zollstrasse Ost, Baubereich 4

**Made in Särl, Genf, 2019**

**Raumprogramm:**

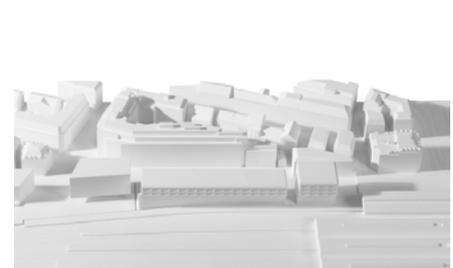
**Zwei neue Bürogebäude am Kopf der Zollstrasse und entlang des Perrons mit Gastronutzungen im Erdgeschoss.**



**Baubereich 1**



**Baubereich 2,3**

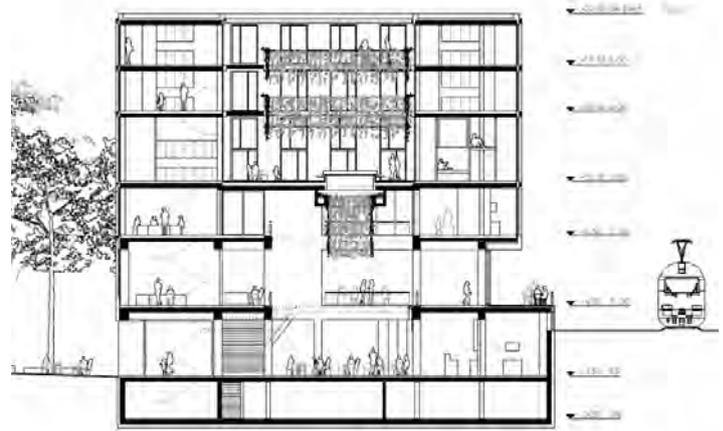


**Baubereich 4**

**Quelle: [www.sbb.ch](http://www.sbb.ch),  
[www.enzmannfischer.ch](http://www.enzmannfischer.ch), [www.eschsintzel.ch](http://www.eschsintzel.ch)**

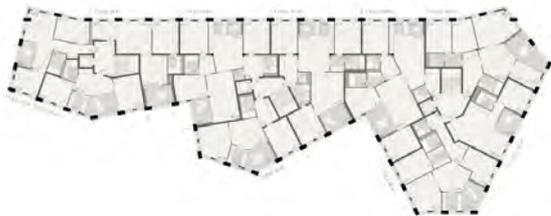


Baubereich1, Rendering





Baubereich 2,3 / Rendering

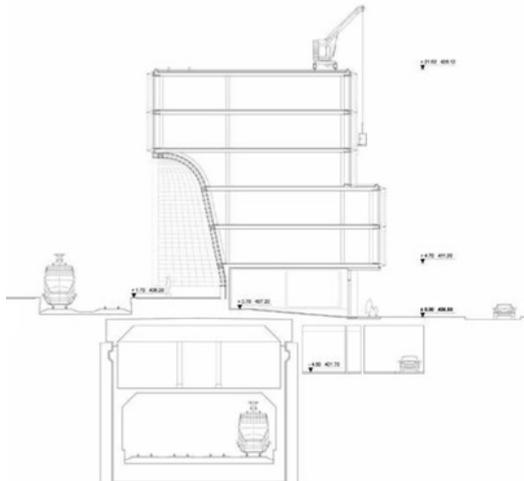




Baubereich 4, Rendering



Rendering



**Kino- und Wohnhaus RiffRaff 3+4**  
**Marcel Meili, Markus Peter**  
**mit Stauffer & Hasler Architekten,**  
**2002**

Foyer, Bistro und Kino

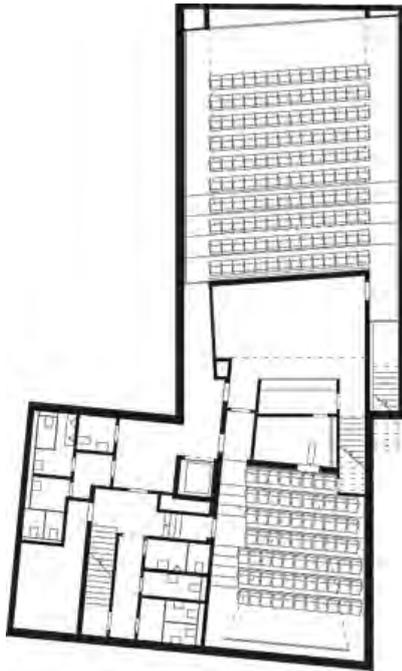
Kinosaal

14 Wohnungen 2,5–5.5 Zimmer, 85–140 m<sup>2</sup>

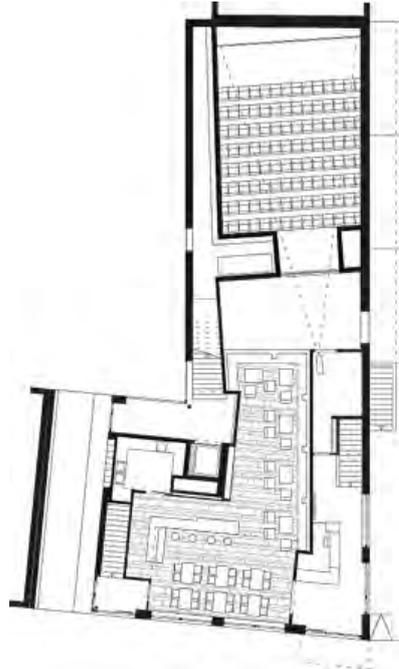
Kurze Zeit nach der Eröffnung wurde das RiffRaff 1+2 mit dem RiffRaff 3+4 erweitert. Nochmals erlaubte die offene Projektion erhebliche Raumeinsparungen, deren verzerrte Spiegelung jetzt das Deckenornament des Restaurants bildet. Im grossen Saal wurde die Projektion selbst zur Raumarchitektur, in Form einer bewegten «Videotapete». Die Wohnungen in den Obergeschossen verbinden Elemente der bürgerlichen Wohnung mit offeneren Raumtypologien. Die Wohndiele wurde zum zentralen Platz, um den die Zimmer aufgereiht sind. Durch ein offenes Bad ohne WC wurde ein zweiter Weg durch die Wohnung eingerichtet und die Küche mit dem Wohnraum verwoben. Die grossen Fenster ziehen die städtische Szenerie wie durch Lupen in den Wohnraum hinein.

Quelle: <http://www.meilipeter.ch>





**Untergeschoss**



**Erdgeschoss**



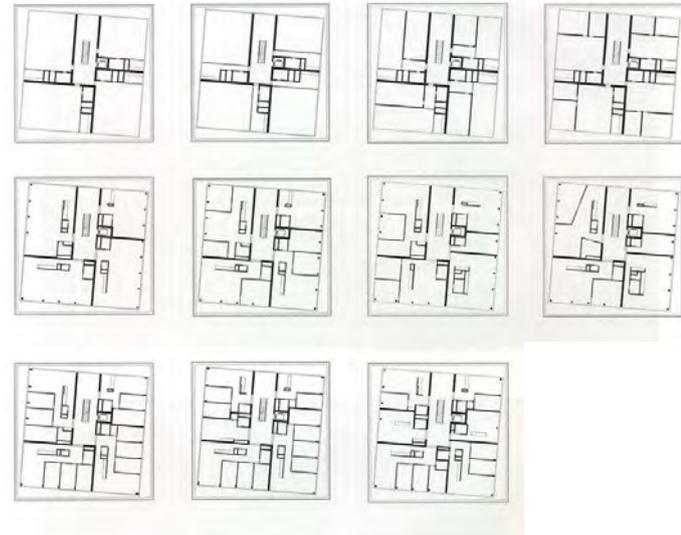
**Obergeschoss**

## Röntgenareal Isa Stürm Urs Wolf Architekten 2000

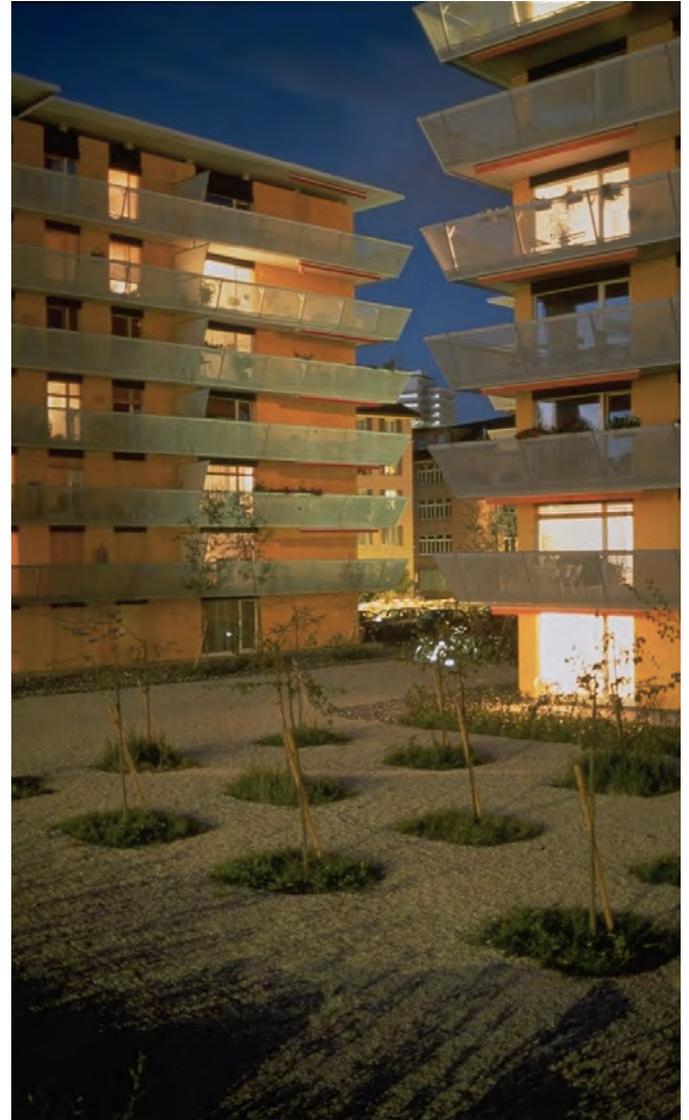
Nine yellow houses and a flash of white bordering on the tracks mark their presence at the treshold of Zurich's mains station. Situated at an industrial edg, the office building starts the demarcation of an area spanning a whole city block and creating an open field for nine shifted apartment cubes. This is the 'Röntgenareal', a new urban environment where contemporary modes of work and living take place with about 1000 inhabitant.

Like on a lakes shore all the nine houses are shifted to the open space of the railroads with its excellent qualities: sun, horizon, fresh air. Roof terraces, circulating balconies, storyhigh windows, open courtyards and landscapedesign are taking part. The yellow coat of paint creates an exciting interplay between the houses and the environment as well as orientation and ambience for the inhabitants.

Inside, the floors are split up into quadrants with totally 360 flats, everyone being flexible and lof low cost.



Quelle: <http://www.stuermwolf.net/>

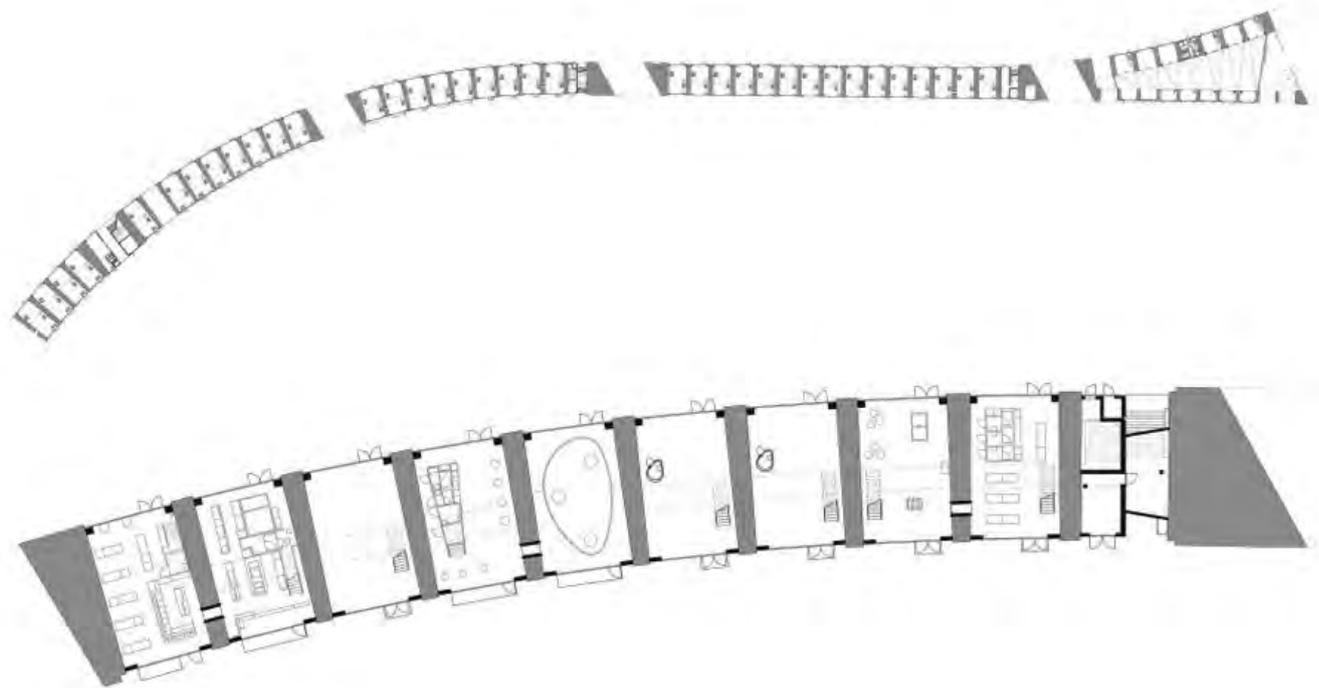


## Umnutzung Viaduktbögen EM2N Architekten 2010

The viaduct is more than just a bridge. Like a mountain chain erected by human hand it appears in the town with a scale derived from the landscape and topography. The infrastructure element, originally used as a railway line, had to be formed in a linear park that will be part of a culture, work and leisure mile. This reprogramming initiated two decisive urban impulses: The viaduct as a spatial barrier becomes a linking structure and the outdoor spaces bordering it are upgraded. We viewed the ambivalence of a large-scale connecting machine and a linear building as a fundamental quality and used it as the architectural leitmotiv to symbiotically connect the new uses with the viaduct structure, including the characteristic cyclopean masonry as atmospheric element. The new structures are deliberately restrained so as to emphasise the existing arches.

Quelle: <http://www.em2n.ch/projects/viaductarches>





# Löwenbräu-Areal

## Annette Gigon / Mike Guyer

### in Arbeitsgemeinschaft mit Atelier WW

#### 2013

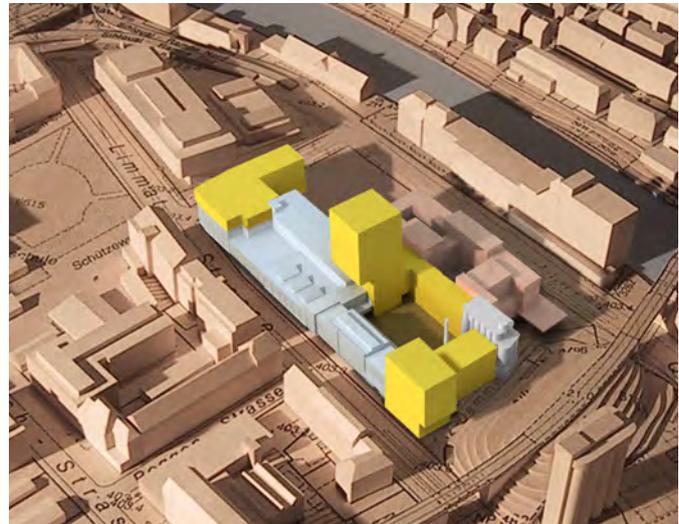
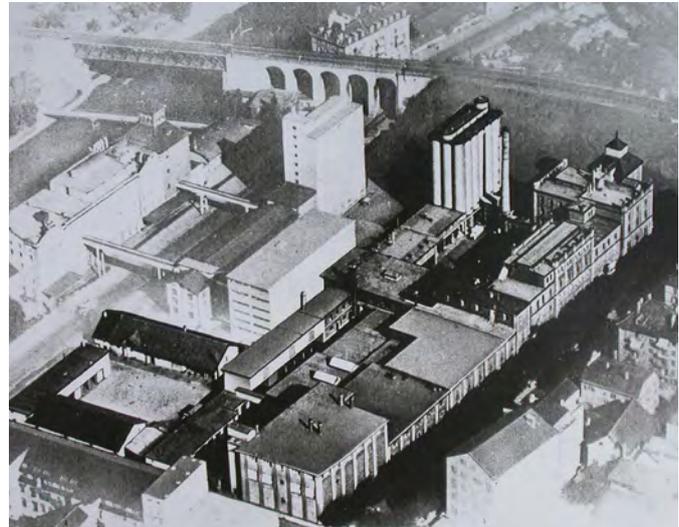
#### Kunstzentrum mit Wohnhochhaus und Bürogebäude:

Umbau und Nutzungserweiterung der ehemaligen, zum Teil unter Denkmalschutz stehenden Bierbrauerei Löwenbräu; Ergänzung der bestehenden Galerien durch neue Ausstellungsnutzungen Wohnturm, Bürogebäude.

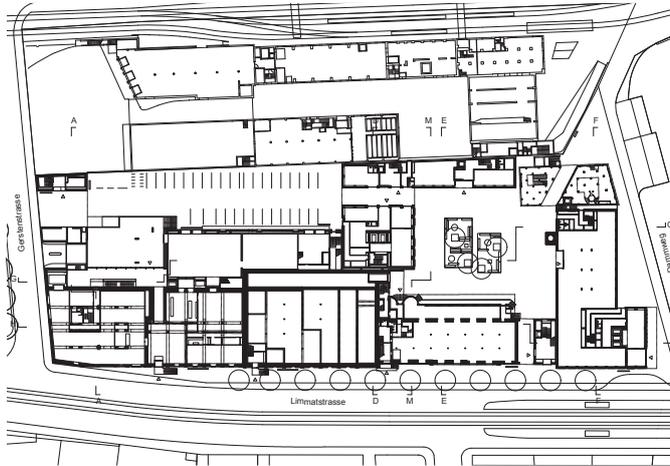
Geschossfläche (SIA 416)  
Total 48'328 m<sup>2</sup>  
Kunst ca. 10'555 m<sup>2</sup>  
Wohnen ca. 11'600 m<sup>2</sup>  
Büro- und Gewerbe ca. 10'200 m<sup>2</sup>

Das städtebauliche Konzept sieht innerhalb der bestehenden Anlage eine Konzentration auf drei bauliche Eingriffe in Form von Neubauten vor: den Neubau West als Erweiterung der Kunstnutzungen, den Büroneubau Ost und das Wohnhochhaus Mitte. Letzteres prägt als Hochhaus zusammen mit dem Stahlsilo und den Silos der Swissmill die Silhouette des Areals und ein Stück weit sogar die der Stadt neu. Der Neubau West bildet zusammen mit den Gebäudeteilen ‚Erschliessung Kunst‘ und der ‚Aufstockung Kunst‘ einen gewinkelten Körper, der hofseitig an die vormaligen Werkstätten angebaut ist. Er enthält Ausstellungsräume für Kunst, ein Boarding House und Büros.

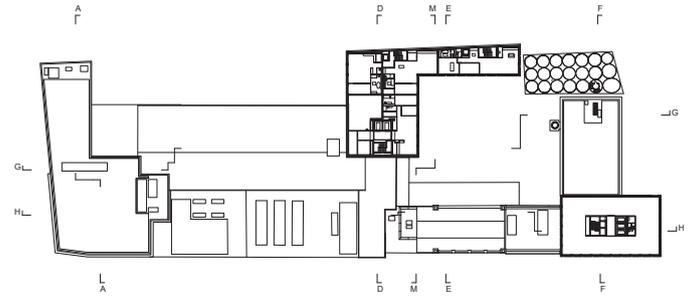
Das Wohnhochhaus Mitte mit seiner grossen Auskrugung nach Süden beinhaltet pro Geschoss eine bis vier Wohnungen, insgesamt 37, mit jeweils mehrseitiger Orientierung und Aussicht auf die Stadt, den See und das Limmattal. Das Hochhausvolumen geht in einen winkelförmigen Sockelbau über, der im Brauereihof fusst. Die 21 Wohnungen im Sockel sind nach Süden auf den ruhigen Hof orientiert. Im Erdgeschoss befinden sich eine Passage zwischen den beiden Höfen, die Eingangshallen der Wohnungen sowie Dienstleistungsnutzungen. Der Büroneubau Ost ist ebenfalls ein winkelförmiges Volumen mit einem höheren Gebäudeteil an der Limmattstrasse und einem niedrigeren zwischen dem Damweg und dem Brauereihof. Im Erdgeschoss ist unter der Auskrugung die Eingangslobby der Büros angeordnet, im Hof befindet sich der Zugang zu den Galerie- und Ladenräumen. In den oberen Bürogeschossen lassen unterschiedliche Raumtiefen verschiedene Bürotypen zu.



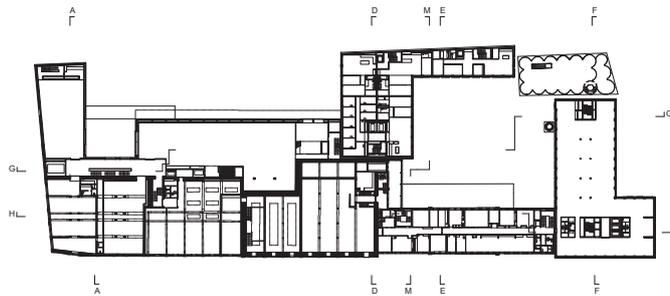
Quelle: Annette Gigon / Mike Guyer



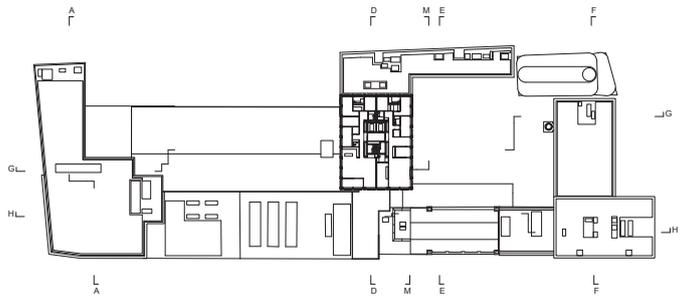
**Grundriss E0**



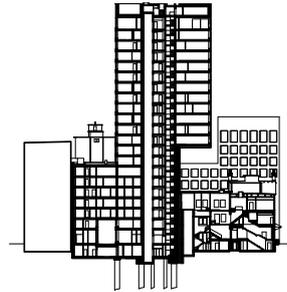
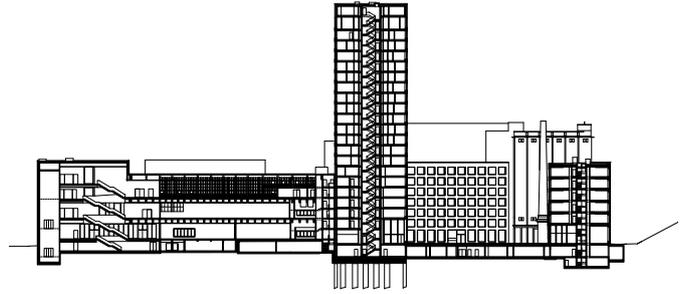
**Grundriss E5**

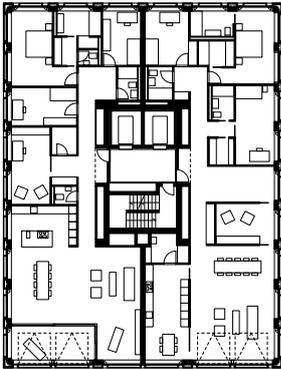
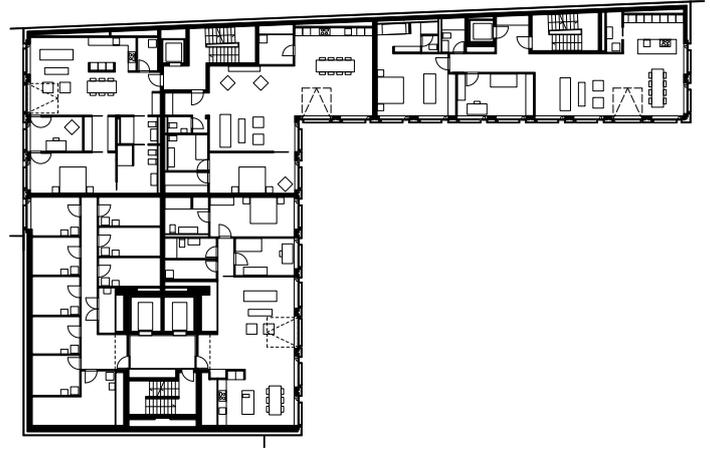
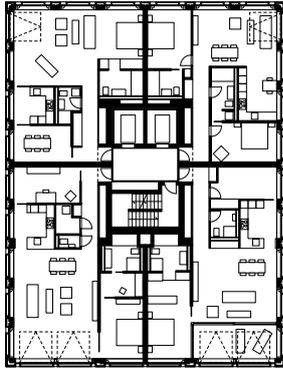


**Grundriss E1**



**Grundriss E10**





## Hardturmpark Zürich, Schweiz, Verschiedene Architekten

**Baufeld A1:** Gmür / Gschwentner

**Baufeld A2:** Theo Hotz

**Baufeld B:** ADP

**Baufeld C:** Gmür / Gschwentner

**Areal Grösse:** 47'000 m<sup>2</sup>

Das 47'000 Quadratmeter grosse Hardturm-Areal liegt an der Pfingstweidstrasse. Derzeit entsteht auf den ehemaligen Trainingsplätzen ein neues Stück Stadt: der Hard Turm Park mit rund 500 Wohnungen sowie Arbeitsplätzen, umgeben von grosszügigen Freiräumen.

2003 hatten die Hardturm AG als private Grundeigentümerin und die Stadt Zürich eine kooperative Entwicklungsplanung für das Gebiet gestartet. Das städtebauliche Konzept des Teams ADP Architekten AG/Vetsch Nipkow Partner gewann 2004 das Konkurrenzverfahren. Auf dieser Grundlage entstand das seit Ende 2005 vorliegende Städtebauliche Leitbild.

### **Baufeld A1**

Bürogebäude sowie Miet- und Eigentumswohnungen.

### **Baufeld A2**

Wohn- und Geschäftshaus mit Innenhof. Die Verkaufs- und Büroflächen liegen an der Pfingstweidstrasse, die 96 Wohnungen sind zum Park hin orientiert.

### **Baufeld B**

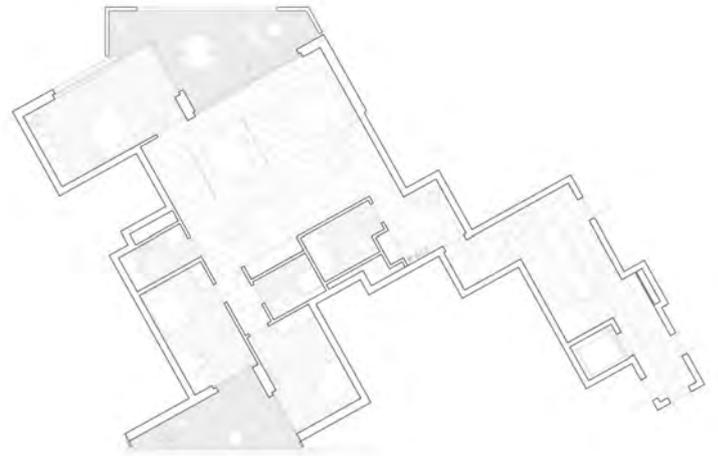
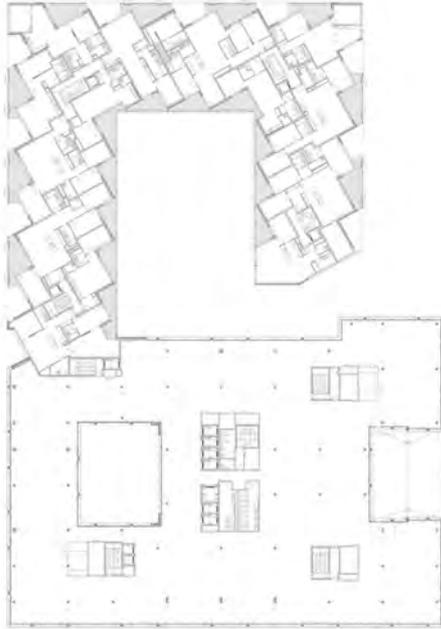
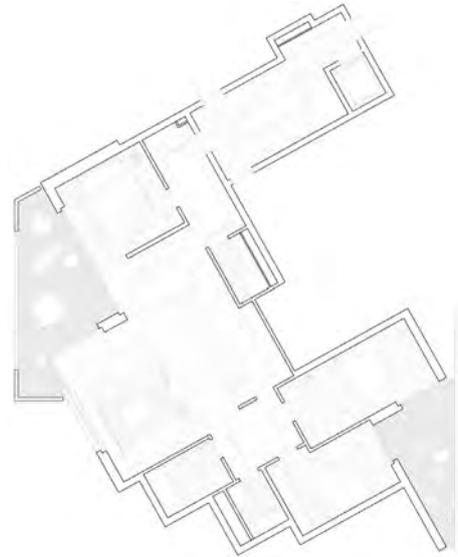
Hofrandbebauung mit Wohnungen, Hotelnutzung sowie Kinderkrippe, Kindergarten, Einkaufsangebote, Café und ein Restaurant.

### **Baufeld C**

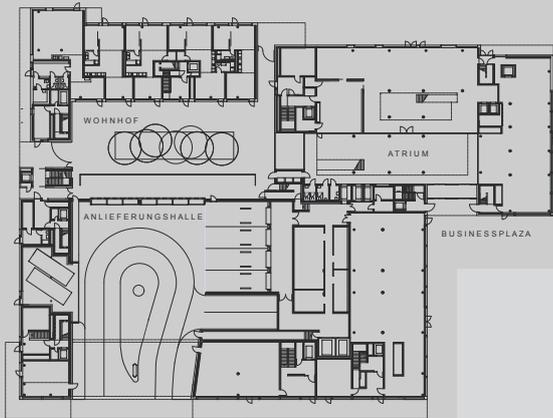
Im unteren Teil des 80m hohen Hochhauses befindet sich das Sheraton Zürich Hotel, in den oberen Geschossen Eigentumswohnungen.

**Quelle:** <https://www.stadt-zuerich.ch/hbd/de/index/entwicklungsgebiete>

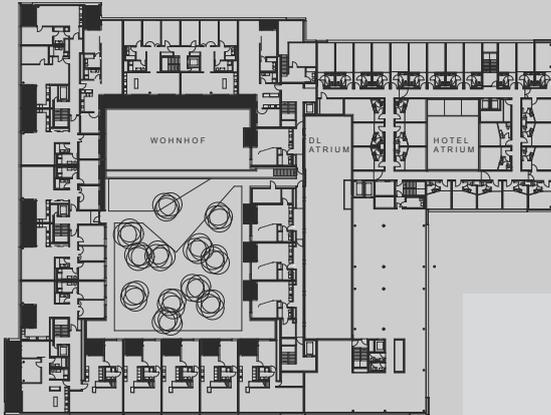




**Baufeld A1: Gmür / Gschwentner**

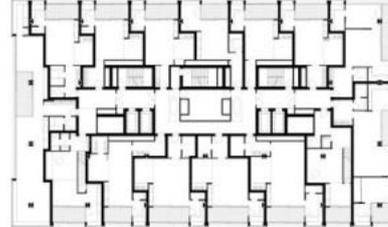
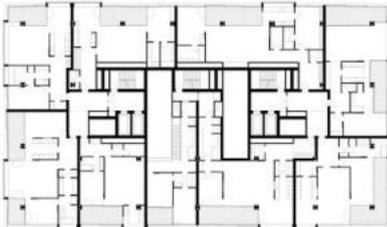
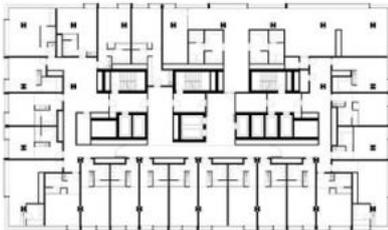
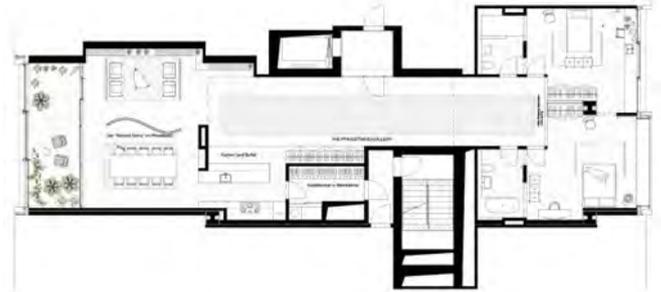


Rendering



Baufeld B: ADP





Baufeld C: Gmür / Gschwentner

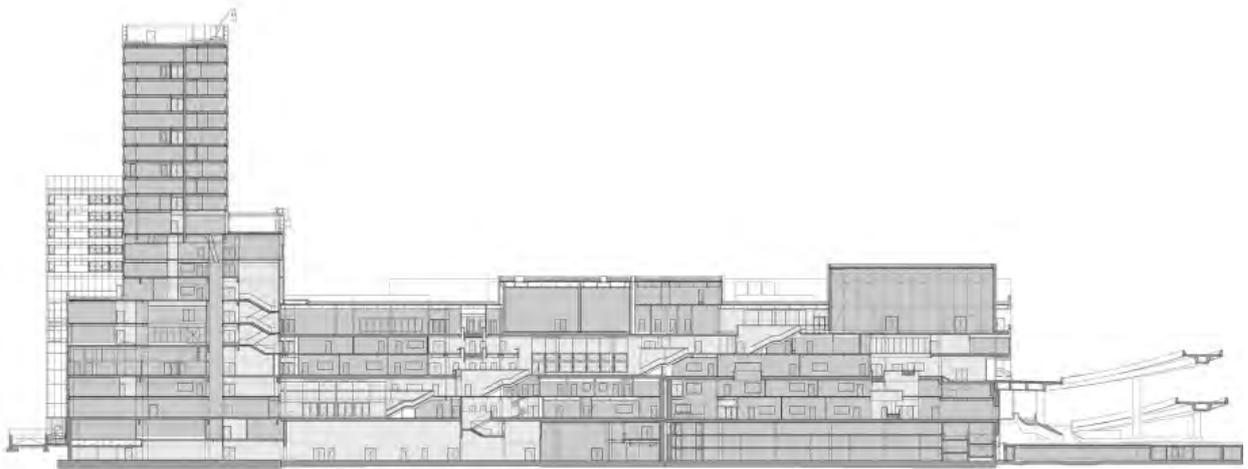
**Toni Areal**  
**Em2N**  
**2014**

108,000 m<sup>2</sup>, 3'600 students und 1'650 teachers and staff

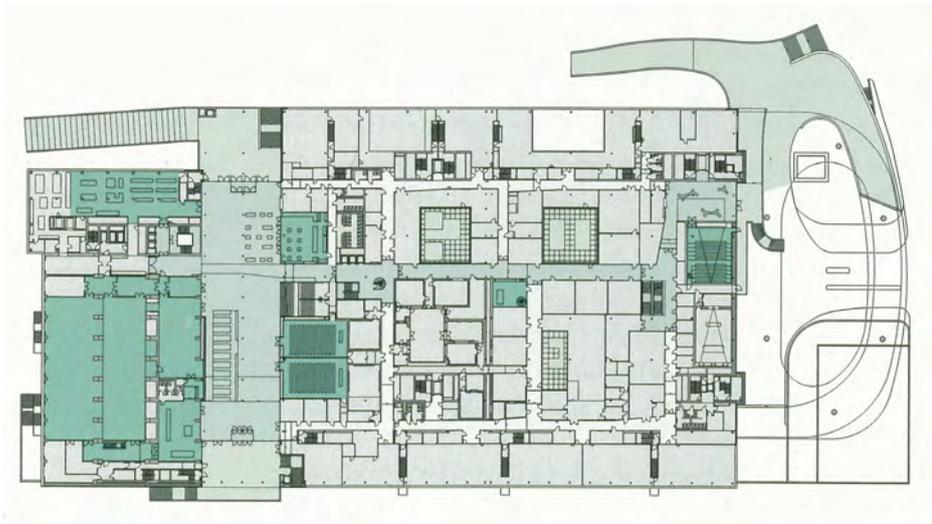
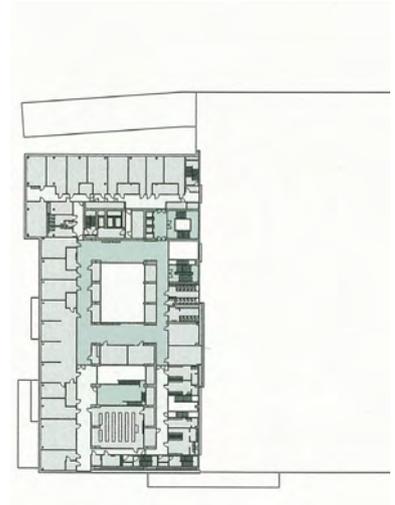
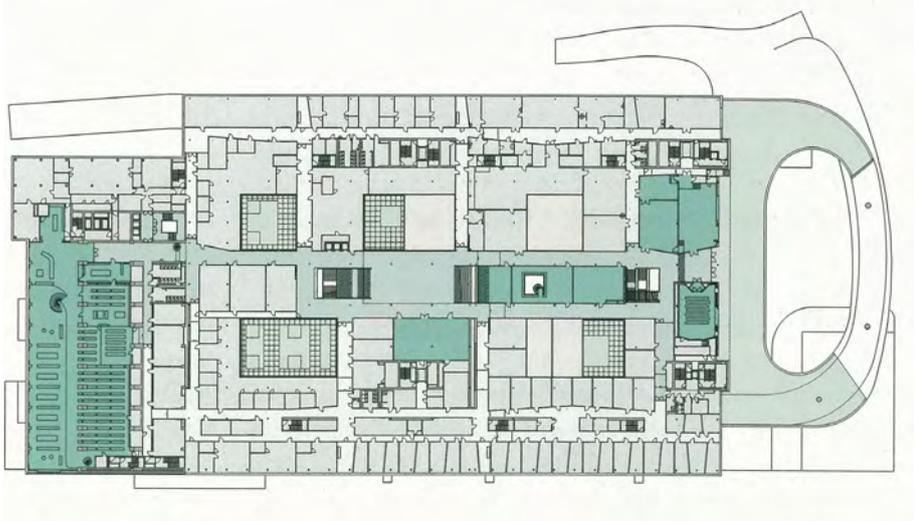
On the Toni-Areal a former milk-processing factory is to be transformed into a platform for education, culture and living. Within the urban development of the district and within the transition of Switzerland's university landscape the Toni-Areal represents a central building block. We assume that this is primarily an urban planning and a programmatic problem. Our design proposes tackling this sizable project – a built structure almost the size of an entire neighbourhood – with a kind of inner urbanism. On the outside the existing system of ramps is read as a vertical boulevard and reinterpreted as the main circulation. Inside, inner addresses are created that locate individual functions like buildings in the city. To create an open framework we work with different degrees of precision, scales and tonalities and with a range extending from huge public spaces to intimate private ones. The building as city, the city as building.

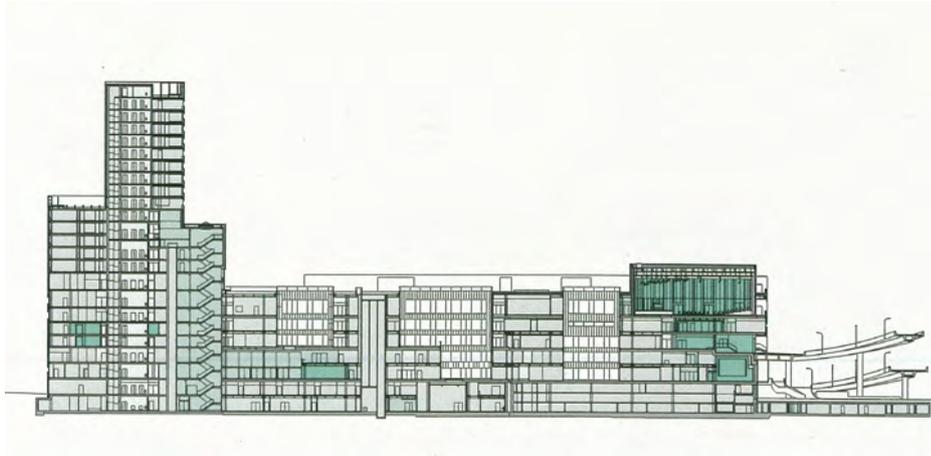
Quelle: <http://www.em2n.ch/projects/toniareal>





**Bestand**





## City West Marcel Meili und Markus Peter 2009–14

Gebäudehöhe: 77 m

Geschosse: 24

Wohnateliers, Technikgeschoss mit Abstellräumen,  
21 Wohngeschosse, Wohnungen: 128 2.5-, 3.5-, und 4.5-Zimmer-  
Wohnungen, 6 2-geschossige Wohnateliers

Das Wohnhochhaus Zölly und drei niedrigere, prismatisch gebrochene Wohnblöcke sind Teile eines neuen Wohn- und Dienstleistungsquartiers auf dem ehemals industriellen Coop-Areal in Zürich West. Der polygonale Turm steht am Rand des Gleisfelds und des Pfingstweidparks. Neben üblichen Etagenwohnungen wurde eine bemerkenswerte, aus dem Gebäudeschnitt abgeleitete Wohntypologie entwickelt: Alle drei Geschosse zieht sich eine Wohnung von der Schmalseite des Turms zurück; so ergeben sich für die beiden darüber und darunter gelegenen Wohnungen 1.5-geschossige Wohnräume, an die sich in den Ecken Küchen und Essbereiche anschließen. Im Erdgeschoss befinden sich neben der Eingangshalle, ein Veloabstellraum, eine Galerie und sechs Maisonette- Wohnateliers mit separaten Zugängen von aussen.

Quelle: Residential Towers, Annette Gigon / Mike Guyer, Felix Jerusalem

### Gebäude A

62 Eigentumswohnungen  
Lofts – 3.5 Zimmer  
17 Grundrisstypen  
2014

### Gebäude B

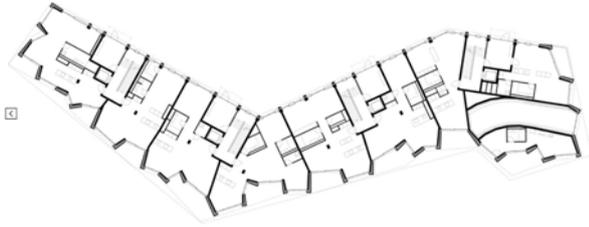
81 Eigentumswohnungen  
Studios – 4.5 Zimmer  
15 Grundrisstypen  
2014

### Gebäude C

96 Mietwohnungen, Gewerbe, Retail  
Studios – 4.5 Zimmer  
16 Grundrisstypen  
2014

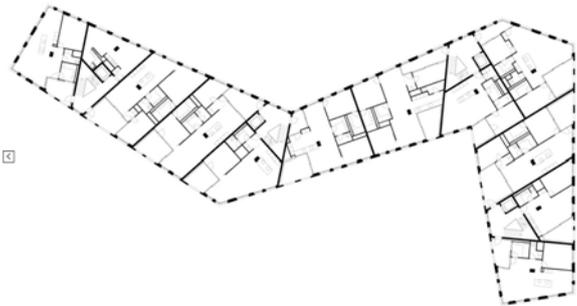
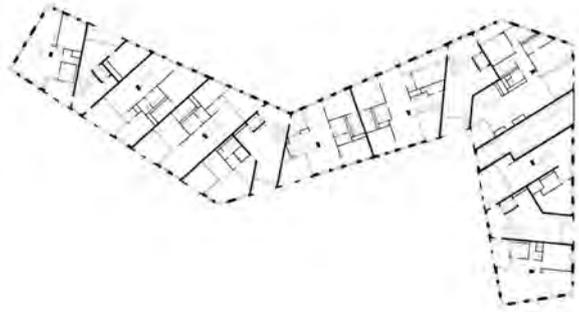
Quelle:<http://www.am-pfingstweidpark.ch/>



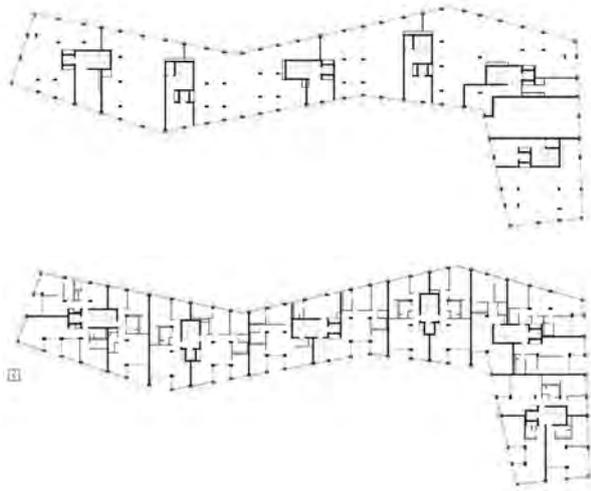


**Gebäude A**





**Gebäude B**



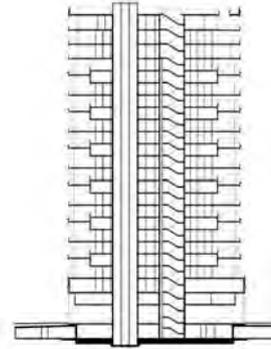
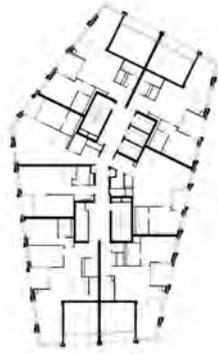
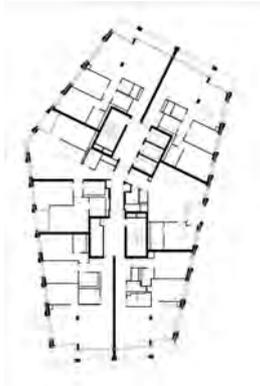
**Gebäude C**





Zölly





# Bürohochhaus Prime Tower, Maag-Areal Annette Gigon / Mike Guyer 2004-11

Wettbewerb 2004

Geschossflächen NGF (SIA 416): 49'121 qm

## Städtebauliche Situation:

Der Standort des Prime Tower und seiner Annexbauten ist Teil eines ehemaligen Industrieareals, das sich zu einem Dienstleistungs- und Wohngebiet entwickelt. Unmittelbar neben dem Bahnhof Hardbrücke gelegen, setzt das Hochhaus einen städtebaulichen Akzent nicht nur zugunsten des Areals selbst, sondern auch für das gesamte aufstrebende Gebiet Zürich-West

## Raumprogramm:

Bürohochhaus mit 36 Geschossen und 126 m Höhe

Eingangshalle, Bankfiliale und Gastronomie

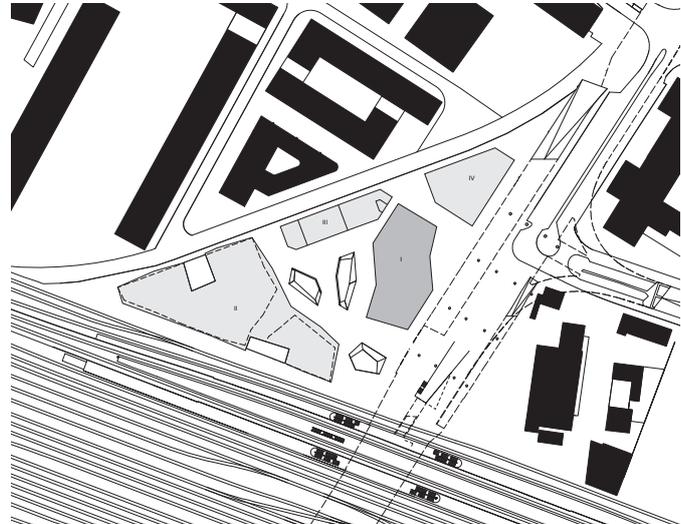
Büroräumlichkeiten in unterschiedlichen Typologien

Gastronomie und Konferenzbereich in den obersten Geschossen

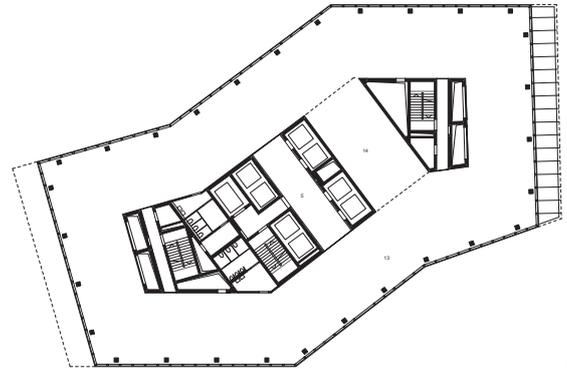
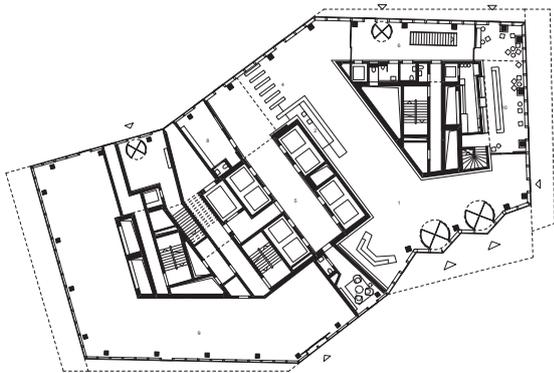
## Konstruktion:

Tragkonstruktion in Skelettbauweise (Beton) mit aussteifenden Erschliessungskernen. Der Lastabtrag der Auskragungen wird durch Schrägstellung der Fassadenstützen über zwei oder drei Geschosse bewerkstelligt

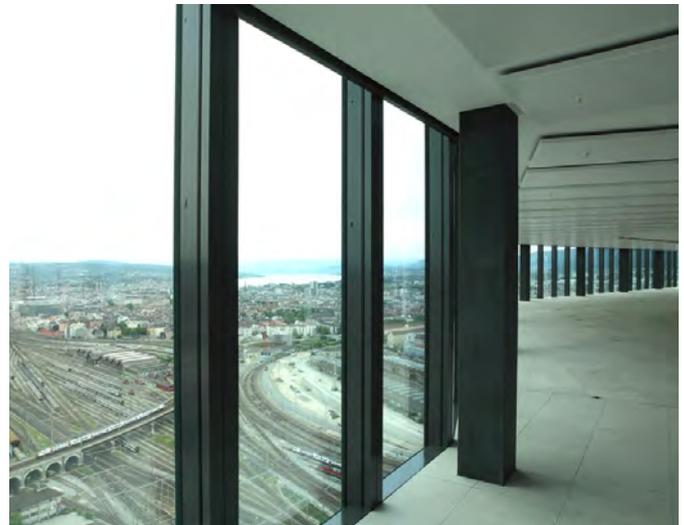
Eine Vorhangfassade aus dreifachen Isoliergläsern bildet den Gebäudeabschluss. Für den Komfort am Arbeitsplatz wie auch zur Entrauchung im Brandfall können alternierend Fenster zu Lüftungszwecken ausgestellt werden. Die vorgefertigten Fensterelemente sind nach aussen rahmenlos.

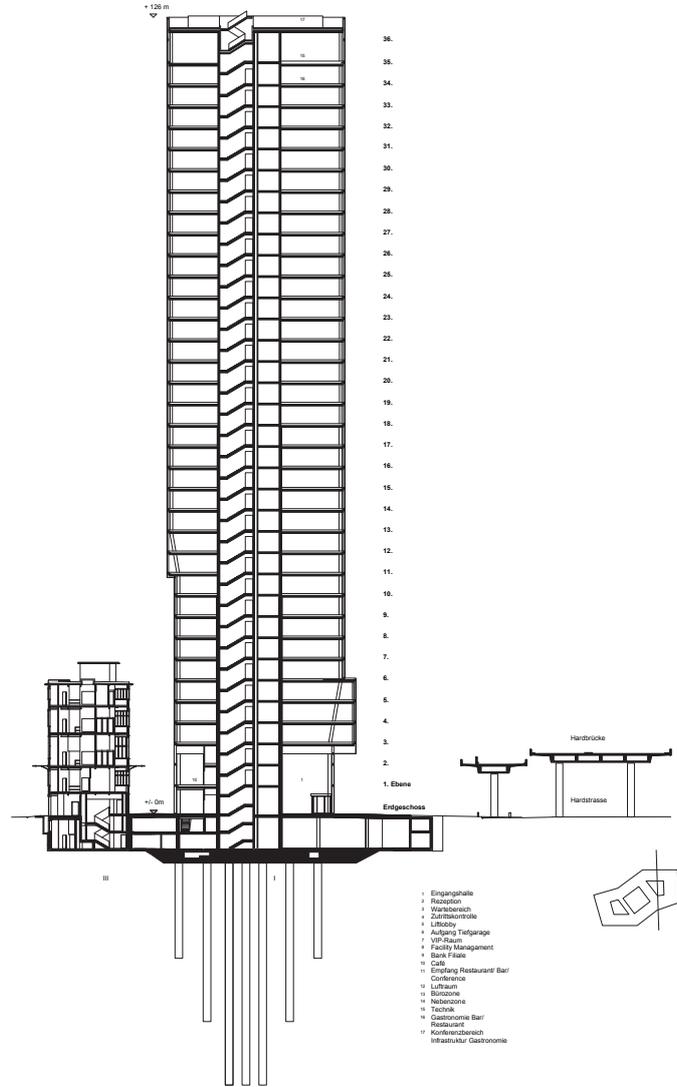
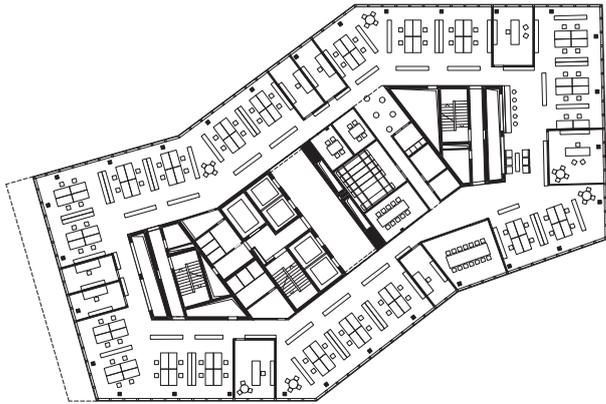


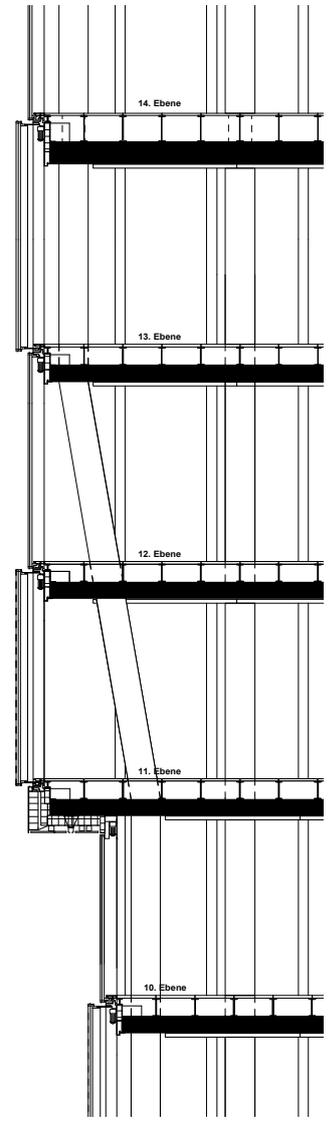
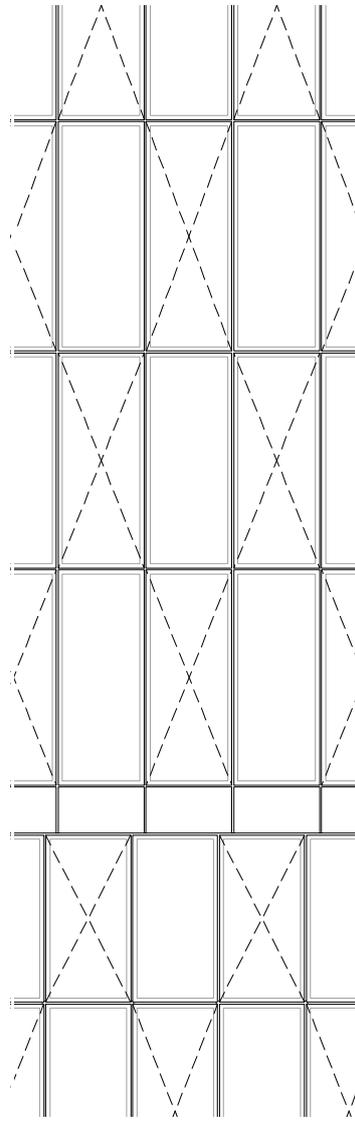
Quelle: Annette Gigon / Mike Guyer



110  
111  
112  
113  
114  
115  
116  
117  
118  
119  
120  
121  
122  
123  
124  
125  
126  
127  
128  
129  
130  
131  
132  
133  
134  
135  
136  
137  
138  
139  
140  
141  
142  
143  
144  
145  
146  
147  
148  
149  
150  
151  
152  
153  
154  
155  
156  
157  
158  
159  
160  
161  
162  
163  
164  
165  
166  
167  
168  
169  
170  
171  
172  
173  
174  
175  
176  
177  
178  
179  
180  
181  
182  
183  
184  
185  
186  
187  
188  
189  
190  
191  
192  
193  
194  
195  
196  
197  
198  
199  
200









# **ENTWICKLUNG DER STADT ZÜRICH**

## **BILD-, KARTEN-, PLAN-, UND TEXTSAMMLUNG**



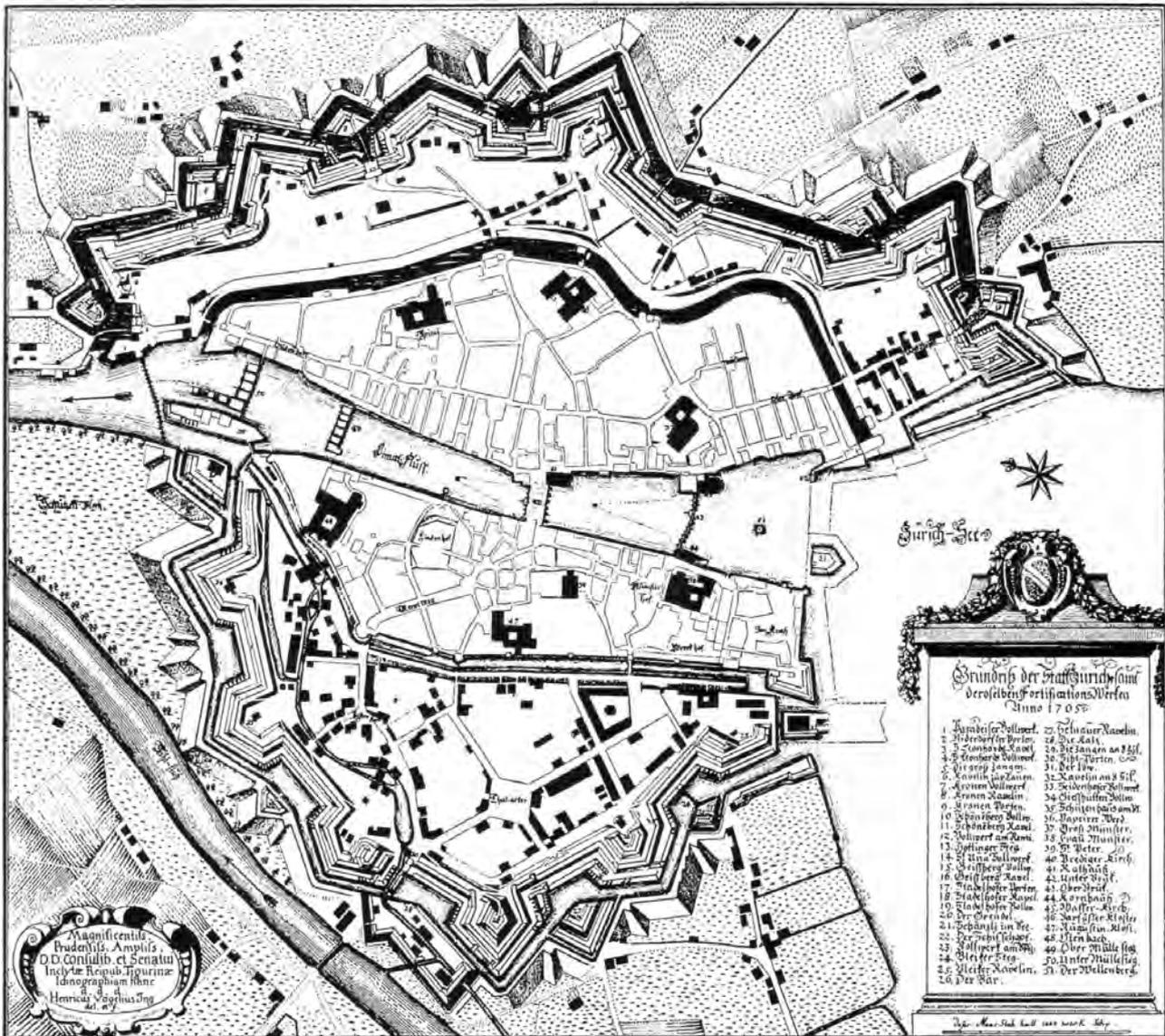
Murerplan von 1576 mit der zweiten Stadtbefestigung der Stadt Zürich



Älteste zuverlässige Darstellung der Stadt Zürich,  
Altartafeln des Grossmünsters von Hans Leu d.Ä., Ende 15. Jahrhundert



Das mittelalterliche Rennwegtor



Magnificenti  
Præsentis Amplis  
D.D. Consulib. et Senatui  
Inclite Reipub. Helveticæ  
Idiographum hæc  
Henricus Vogliuading  
del. 1705

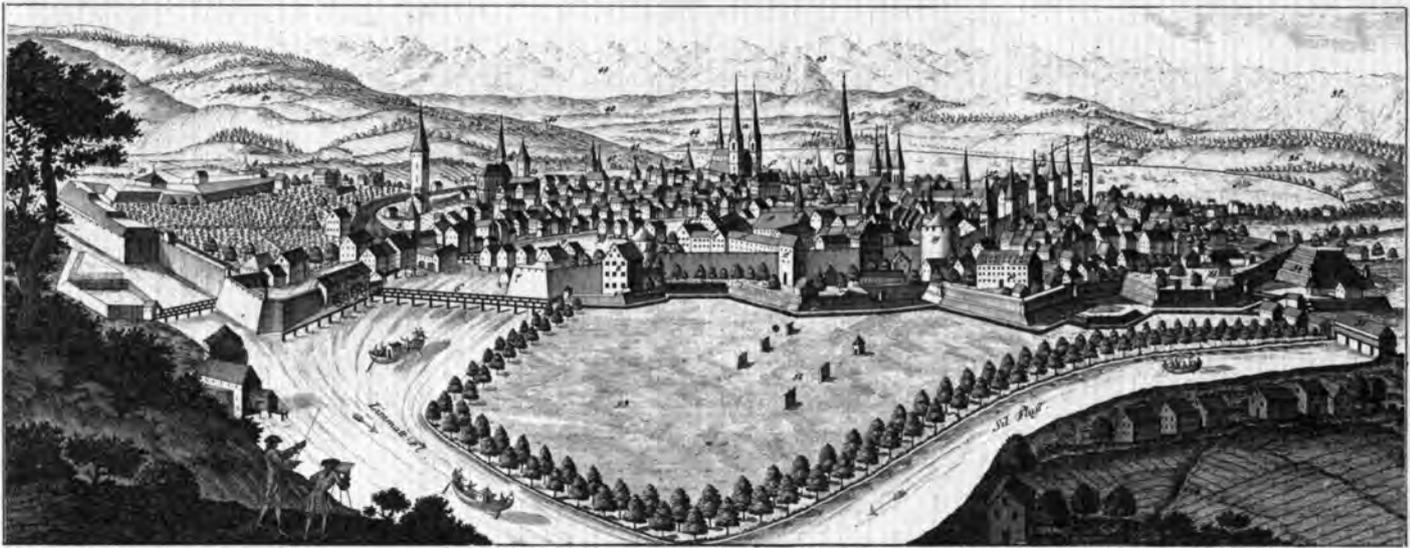
Zürich-See

  
**Grundriß der Stadt Zürich samt**  
**derselben Fortifications-Verfaß**  
 Anno 1705

1. Künstler'scher Wallweert.	27. Schürer'scher Wallweert.
2. Niederer'scher Wallweert.	28. Die Galt.
3. Zähringer'scher Wallweert.	29. Die Särgen an der Hof.
4. Grosse'scher Wallweert.	30. Die Turtel.
5. Der Löwe.	31. Der Löwe.
6. Koenig'scher Wallweert.	32. Koenig'scher Wallweert.
7. Koenig'scher Wallweert.	33. Koenig'scher Wallweert.
8. Koenig'scher Wallweert.	34. Koenig'scher Wallweert.
9. Koenig'scher Wallweert.	35. Koenig'scher Wallweert.
10. Koenig'scher Wallweert.	36. Koenig'scher Wallweert.
11. Koenig'scher Wallweert.	37. Koenig'scher Wallweert.
12. Koenig'scher Wallweert.	38. Koenig'scher Wallweert.
13. Koenig'scher Wallweert.	39. Koenig'scher Wallweert.
14. Koenig'scher Wallweert.	40. Koenig'scher Wallweert.
15. Koenig'scher Wallweert.	41. Koenig'scher Wallweert.
16. Koenig'scher Wallweert.	42. Koenig'scher Wallweert.
17. Koenig'scher Wallweert.	43. Koenig'scher Wallweert.
18. Koenig'scher Wallweert.	44. Koenig'scher Wallweert.
19. Koenig'scher Wallweert.	45. Koenig'scher Wallweert.
20. Koenig'scher Wallweert.	46. Koenig'scher Wallweert.
21. Koenig'scher Wallweert.	47. Koenig'scher Wallweert.
22. Koenig'scher Wallweert.	48. Koenig'scher Wallweert.
23. Koenig'scher Wallweert.	49. Koenig'scher Wallweert.
24. Koenig'scher Wallweert.	50. Koenig'scher Wallweert.
25. Koenig'scher Wallweert.	
26. Koenig'scher Wallweert.	

Zürich-See

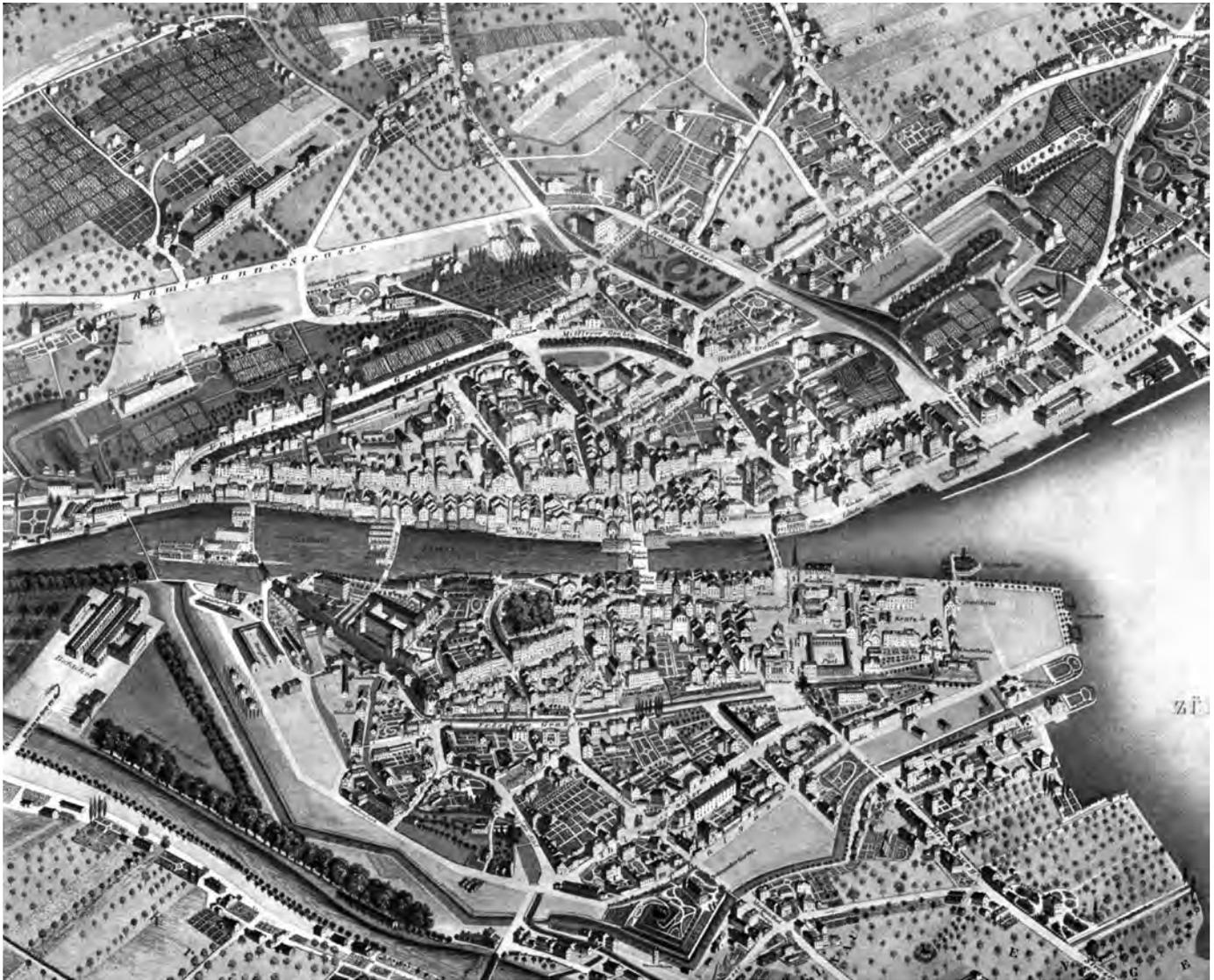
Bau der dritten Stadtbefestigungsanlage ab 1642 nach Plänen von Hans Georg Werdmüller und Johann Ardrüser, Plan von 1705



**Ansicht der Stadt Zürich mit zweiter und dritter Stadtbefestigung 1724**



**Die Gegend um den heutigen Paradeplatz anfangs des 18. Jahrhunderts**



Malerischer Plan von 1846 der Stadt Zürich nach der Schleifung der Schanzenanlage (1833-1834)



**Stadtentwicklung nach Westen, Quartier Aussersihl und Industriequartier, Fotografie von Eduard Spelterini, 1904**



**Zürich Innenstadt um 1910**



**Maschinenfabrik Escher Wyss, 1930**



Im Auftrag der Quai-Direktion v. d. Kern u. d. Ausführenden, gest. v. Hofer & Burger

Verlag von Hofer & Burger in Zürich  
ALLE RECHTE VORBEHALTEN

DIE QUAI-ANLAGEN IN ZÜRICH IM JULI 1887.

Quai-Anlage Zürich, Vedute von Hofer & Burger, 1887

# KRATZQUARTIER

## Die Umgestaltung des Kratzquartiers um 1800

### Sichere und hypothetische Entwicklungsphasen im Kratz

#### Zwei hypothetische ältere Phasen:

9./10. Jahrhundert (?). Das Areal des Fraumünsters und die ihm westlich vorgelagerten Gebäude weisen eine regelmässige Krümmung weg vom See in Richtung Norden auf und scheinen damit auf den Hügel von St. Peter und Lindenhof zu reagieren. Hier könnte eine älteste Entwicklungslinie (mit oder ohne Stadtbefestigung) vorliegen.

11./12. Jahrhundert (?). Es ist denkbar, dass sich anstelle der alten Kappelergasse eine ältere Befestigung mit Wall und Graben befunden hat, analog zum 1997 entdeckten Graben in der Fortuna- und der Kuttelgasse im Gebiet des Rennweges. Die Kappelergasse verlief mit ihren beiden Häuserzeilen ziemlich genau rechtwinklig von der Limmat zum Kappelerhof in der Stadtmauer am Fröschengraben.

Bei diesen beiden Entwicklungsstufen handelt es sich um Hypothesen. Es sind Fragestellungen für zukünftige archäologische Untersuchungen. Die Hypothesen beruhen einzig auf der bemerkenswert unterschiedlichen Ausrichtung der angesprochenen Bebauungen.

#### Die sicheren jüngeren Phasen:



Im 13. Jahrhundert wurde der Kratzturm als Abschluss der mächtigen Befestigung am Fröschengraben auf eine vorgeschobene Position in den See hinaus gebaut. Die Seeseite versah man mit einer Stadtmauer, welche vom Kratzturm in spitzem Winkel an die Limmat führte.

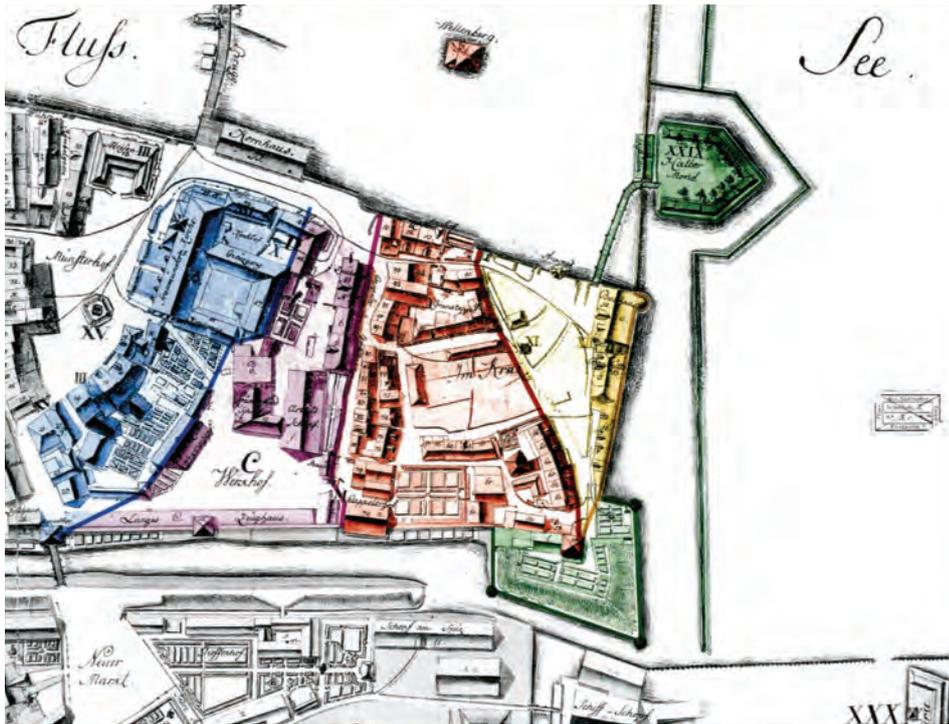


Um 1540 wurde ein dreieckiges Stück Land aufgeschüttet und mit einer neuen Stadtmauer gegen den See geschützt.



1621 wurde vor dem Kratzturm eine Bastion aufgeschüttet und 1660 gegenüber dem Bauhaus in der Limmat das Bauschänzli als Teil der barocken Stadtbefestigung errichtet.

Im 19. Jahrhundert erreichte das feste Land mit der Aufschüttung der Stadthaus- und Quaianlagen das heutige Seeufer.



Bearbeiteter Ausschnitt aus dem Müllerplan von 1788/93

## Planung eines Stadtquartiers

**Am 18. Mai 1858 beschloss der Stadtrat „einige anerkannte hiesige Architekten“ einzuladen, Pläne zu entwerfen für ein zentralisiertes städtisches Verwaltungsgebäude (ein neues Stadthaus) auf dem Areal des Kratzquartiers – das schon bisher Sitz der Stadtverwaltung war – sowie für die Anlage eines entsprechenden Stadtquartiers auf dem übrig bleibenden Teil des Areals. Projekte wurden eingereicht von Architekt Breitingen zusammen mit Ingenieur C. Pestalozzi, von Hans Locher, Franz Meyer, Karl Pestalozzi, Professor Gottfried Semper, Ferdinand Stadler und Julius Stadler.**

**Eine dreiköpfige Expertengruppe (Architekten aus Neuenburg, St.Gallen und Zürich) glaubte ganz allgemein, dass „das neue Stadtquartier zu einer merklichen neuen Zierde für Zürich werden und ohne allen Zweifel auch in finanzieller Beziehung ein sehr günstiges Resultat liefern“ würde. Zweckmässigkeit und Schönheit der Quartieranlage würde verlangen, dass der Baugarten beseitigt werde, ebenso der Kratzturm, „um so mehr, als derselbe weder historisch noch künstlerisch einen erheblichen Wert hat“. Den Plan von Gottfried Semper erachteten die Experten als den bei weitem besten. Es „böte sich hier Gelegenheit, ein Bauquartier zu erlangen, wie keine Schweizerstadt ein schöneres aufzuweisen hätte“. Das Problem lag bei den dafür notwendigen Enteignungen.**

**War der Semper'sche Plan der schönste, so kam derjenige von Franz Meyer den vorgegebenen Anforderungen am nächsten. Er sei „für die Folgezeit auf wohlgeordnete Häusermassen berechnet, die zu einem zweckmässigen Ganzen sich schön gruppieren“. Zwangsentehrungen gebe es nur für die Erstellung städtischer Gebäude, und die neuen Strassen kämen „unter möglicher Schonung des Privateigentums“ zu Stande. Der Meyer'sche Plan hatte den Vorteil, dass er schrittweise verwirklicht werden konnte.**

**Projekt A von Gottfried Semper, 1858. Neues Stadthaus als Zentrum des Quartiers, ausgerichtet gegen den See und mittels Park und Promenade mit diesem verbunden. Schmalseite offen gegen Limmat und rechtsufrige Stadt. Verzicht auf maximale Ausnützung.**  
 (Plan: Institut gta, ETH Höggerberg, 120-150 -1-5)



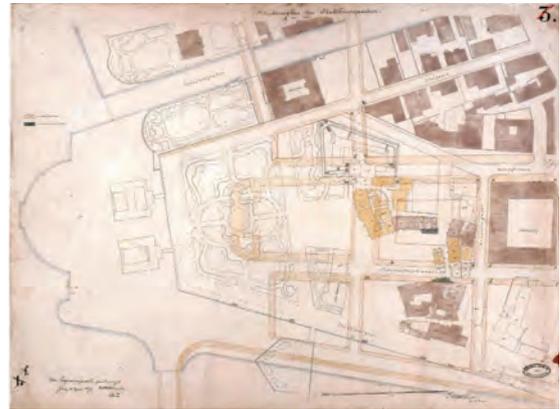
**Projekt von Ferdinand Stadler, 1858. Neues Stadthaus anstelle des Kappelerhofs. Davor kleiner Park und gedeckte Markthalle. Stadtschulen beim Fraumünster. Baugarten und Kratzturm bleiben stehen.**  
 (Plan: BAZ H 19d)



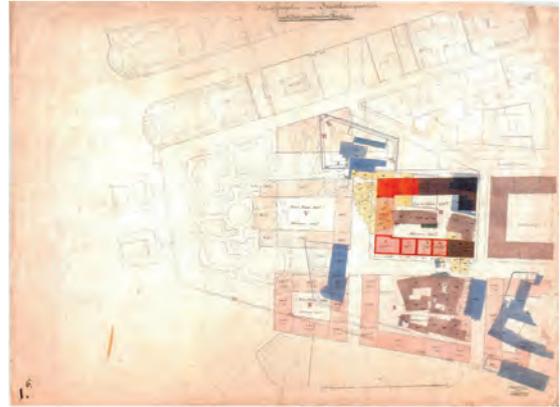
**Projekt II von Franz Meyer, 1858. Neues Stadthaus anstelle des Kappelerhofs an der Bahnhofstrasse. Gemüse- und Obstmarkt im Zentrum des Quartiers. Zwei mächtige Blockrandgevierte gegen den See. Sehr dichte Bebauung.**  
 (Plan: BAZ 3 Ld 46:7)



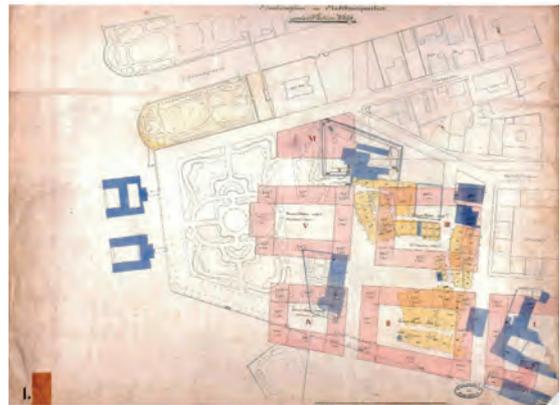
**Situationsplan des Stadthausquartiers mit den (durch Kleinbuchstaben bezeichneten) vom Regierungsrat 1877 festgesetzten Baulinien für die neuen Strassen Kappelergasse, Börsenstrasse und Fraumünsterstrasse. (Plan: BAZ H 19i)**



**Situationsplan des Stadthausquartiers nach dem städtischen Projekt, 1880. Blockrandbebauung. Limmatseitig mittleres Geviert einseitig geöffnet. Repräsentative Mittelbaute gegen den See (heute Standort Nationalbank). Ausdehnung gegen Limmat. (Plan: BAZ H 19f)**



**Situationsplan des Stadthausquartiers gemäss Motion Näf, 1880. Blockrandbebauung. Alle Gevierte geschlossen. Repräsentative Mittelbaute gegen den See (nicht ausgeführt). Ausdehnung gegen Limmat (nicht ausgeführt). (Plan: BAZ H 19g)**

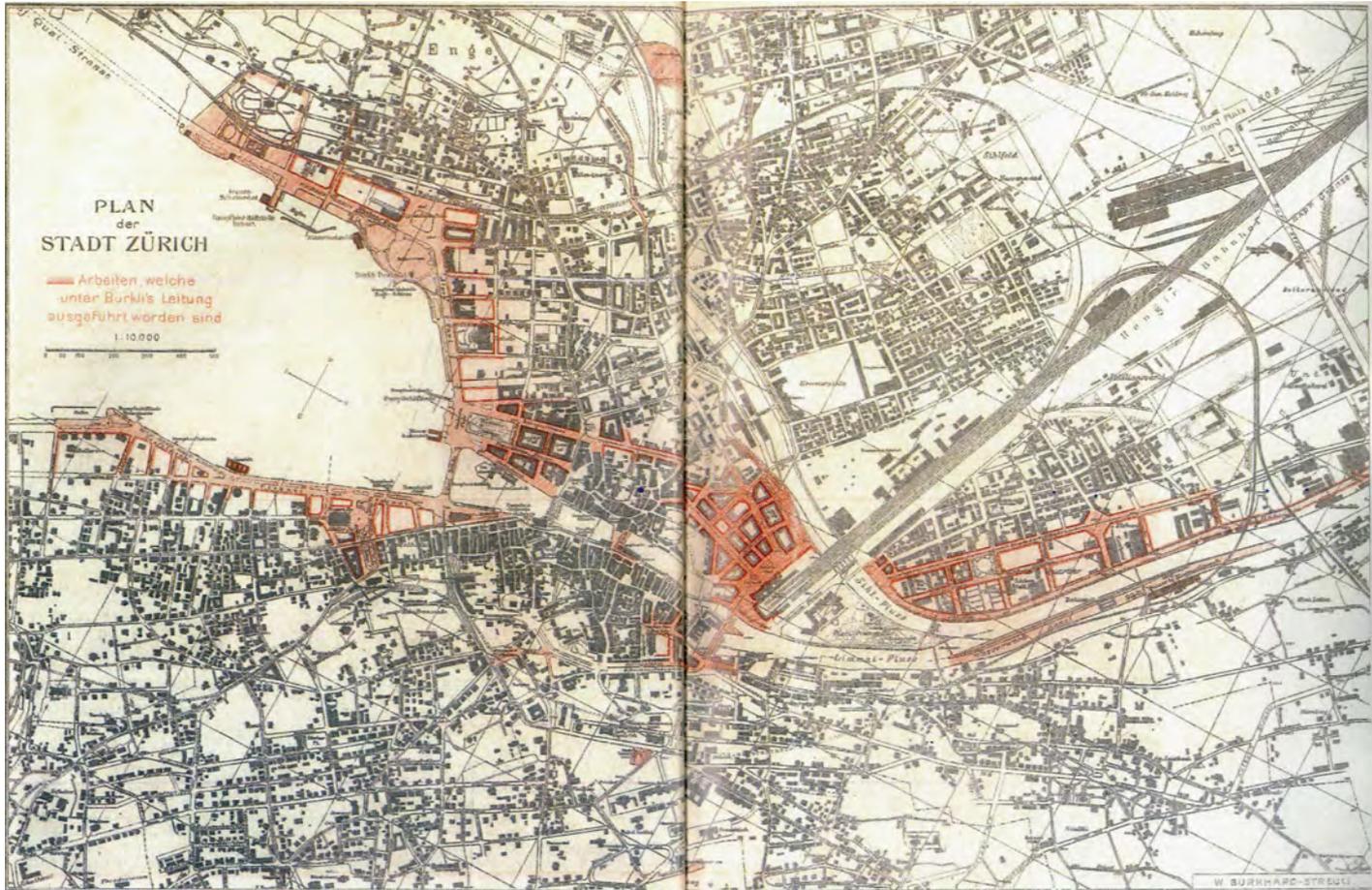


## Umsetzung 1880



Das Quartier im Jahr 1910  
Die Bauarbeiten an Stadthausquartier und Quaianlagen sind abgeschlossen.

Während mehr als 15 Jahren blieben die Pläne von 1858 ruhen. Als 1872 die Diskussion um den Bau einer Quaianlage einsetzte, wurde auch die Umgestaltung des Kratzquartiers wieder aktuell. Der Neubau der Börse an der Bahntrasse drängte zu planerischen Entscheidungen im Stadthausquartier. Erste Schritte zur Umsetzung der Projekte waren Festsetzungen von Baulinien, die den rechtwinkligen Raster von breiten Strassen vorgaben. Die Stadt kaufte Liegenschaften, die zum Abbruch vorgesehen waren. Die geradlinige Fortsetzung der Bahnhofstrasse zum See und damit der Abbruch von Baugarten und Kratzturm war schon 1863 beschlossen worden. Der Bebauungsplan des städtischen Hochbaubureaus und derjenige eines gemeinderätlichen Motionärs um 1880 unterschieden sich nur wenig voneinander. Von der Grosszügigkeit des Semper'schen Entwurfs blieb nicht mehr viel übrig.



Dieser Übersichtsplan zeigt das Wirken Arnold Bürkli's; die realisierten Projekte sind schraffiert.

# ARNOLD BÜRKLI

- INSA, Architektur und Städtebau 1850-1920, Zürich  
Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte, Zürich  
2001
- Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Arnold  
Bürkli 1833-1894, Meilen 1994

Der Bau der neuen Seefront war die sichtbarste Verwandlung der alten Flusstadt, wo seit 1860 die neugebildete Baubehörde eine moderne «Infrastruktur» verwirklicht hatte. Im Ausstellungsjahr 1883 erhielt der 1860-1882 im Amt stehende erste Stadttingenieur Arnold Bürkli (1833-1894) den Ehrendokortitel der medizinischen Fakultät der Universität für seine Verdienste um die «Sanierung» seiner Vaterstadt und ähnliche Projektierungen für andere Städte. So, wie Jakob Friedrich Wanner (1830-1903) als «Palastbauer» (Hauptbahnhof, Kreditanstalt) erschien, wurde der gleichaltrige Bürkli zur Verkörperung des Stadtorganistors. Unter seiner Leitung entstanden Bahnhofbrücke, Bahnhofstrasse und Bahnhofquartier, ab 1862 das Stadelhofer-Quartier und 1863 die neue Bauordnung. Nach der Cholera-Epidemie von 1867 wurden die Reform des Abfuhrwesens, die Anlage einer neuen Wasserversorgung und die Durchführung der Kloakenreform an die Hand genommen. Die Neuanlage des Zähringer-, Fraumünster- und Industriequartiers sowie der Bau der Gemüsebrücke fallen ebenso in die Amtszeit Bürklis. Er erstellte ausserdem eine Reihe wichtiger Expertisen, sowohl für zürcherische wie auch für schweizerische Wasserver- und -entsorgungsanlagen. Erst das Amt des leitenden Ingenieurs der Quaibau-Kommission, das er 1882-1887 ausübte, machte ihn aber berühmt. Zwar fällt der einfache Denkstein in den Grünanlagen am See kaum auf, doch der Ort, wo er die Bahnhofstrasse mit den Quaianlagen verband, erhielt seinen Namen: Der Bürkliplatz ist eine Tribüne, geschaffen zur Wahrnehmung von Zürichs Lage am Wasser, zur Bewunderung von See und Alpen, zur Abfahrt per Schiff, um selbst in die Naturszenerie eintauchen zu können. Die Entwicklung von Naturerschliessung, Tourismus und Sport fand ihren Niederschlag auch in der Gründung des Seeclubs 1863, der Gründung des Verschönerungsvereins 1873 und der Gründung des Verkehrsvereins 1885. Die Schweizerische Bauzeitung widmete Bürkli 1894 einen ausführ-

lichen Nekrolog, der den exemplarischen Lebenslauf dieses Ingenieurs nachzeichnete und daran erinnerte, dass mit H. C. Escher von der Linth und Arnold Bürkli Pionieretappen in der Geschichte des schweizerischen Wasserbaus von Grassvater und Enkel bestimmt wurden.

Bürkli wird gewürdigt als einer der ersten Ingenieure der Schweiz, der sich «sowohl um seine Vaterstadt Zürich als auch um die gesamte schweizerische Technikerschaft unvergessliche Verdienste erworben hat». Besonders hervorgehoben wird Bürklis Begabung, «die von ihm entworfenen Pläne mit einer fast rücksichtslosen Energie durchzuführen ... und alle Einwürfe, welche Neuschöpfungen stets entgegengestellt werden, nachdrücklich zu widerlegen». Bürkli habe «in baulicher Beziehung aus Zürich das gemacht ... was es heute ist: eine schöne, gesunde, aufblühende Stadt». Der Übersichtsplan über Bürklis Werke zeigt den imponierenden Zusammenhang der Stadterweiterungsplanung nach der Entfestigungsphase der 1830er bis 1850er Jahre. Mit Bahnhof-, Rathaus- und Quaibrücke über die Limmat werden Querverbindungen geschaffen oder gesichert. Bahnhofquartier, Bahnhofstrasse und Fraumünsterquartier ergänzen die linksufrige, Zähringer- und Stadelhoferquartier die rechtsufrige Altstadt. Die Ausdehnungsrichtungen der Stadt werden durch die Quaianlagen und das Industriequartier (samt gegenüberliegendem Wasserwerkkanal für das Elektrizitätswerk Letten) bezeichnet.

Seit den 1870er Jahren arbeitete Bürkli, vor allem in der Planung der Wasserver- und -entsorgung, bewusst auf die Vereinigung der Stadt mit den umliegenden Vororten hin; die Daten 1880 und 1885 bezeichnen politische Etappen auf diesem Weg.



Die Quaianlage in Zürich im Juli 1887 Hofer und Burger



**Luftaufnahme des Ballonfahrers Eduard Spelterini, 1907**

# VOM STADTINGENIEUR ZUM QUAI-BÜRKLI

Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik,  
Arnold Bürkli 1833-1894, Meilen 1994

Die Arbeiten der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, vor allem die Kanalisation und Wasserversorgung, hatten Bürkli im In- und Ausland berühmt gemacht. So ist es nicht verwunderlich, dass auch andere Städte seine Dienste in Anspruch nahmen. Luzern zog ihn 1870 als Experten für seine Wasserversorgung bei, bald folgten Schaffhausen, Basel, Glarus, La Chaux-de-Fonds. Für Winterthur entwarf er eine Kanalisation, in Neuenburg und Basel begutachtete er das Strassenbahnprojekt. Galt es schwierige technische Probleme zu lösen, so wandte man sich öfters an den Zürcher Stadtgenieur, zum Beispiel bei den Sicherungsarbeiten nach dem Bergsturz in Elm, dem Versinken des Ufers in Zug oder nach dem grossen Eisenbahnglück in Münchenstein.

Auch ins Ausland wurde Bürkli mehrfach gerufen: In Triest, Mailand, Messina und Genua hatte er Gutachten über die Wasserversorgung zu erstellen. In Bukarest erarbeitete er ein Konzept für die Flussregulierung, Kanalisation und Wasserversorgung, in Budapest ein solches gegen Überschwemmungen.

## Konkurrenz durch die Rechtsufrige

Doch die Arbeit in Zürich nahm Bürkli immer mehr in Anspruch. Hier sollte er im Verlauf der nächsten Jahre mit dem Bau der Quaianlagen ein bedeutendes Werk verwirklichen. Die Sache drängte, denn ein kühnes Projekt drohte, eine Barriere zwischen Zürich und die Seegemeinden zu legen: Nach den Plänen des Kantonsingenieurs Kaspar Wetli sollte die zu erstellende rechtsufrige Zürichseebahn stadtwärts des Bahnhofs Stadelhofen nach links abbiegen, auf einer eisernen Brücke den Seeabfluss überqueren und zum Bahnhof Enge fahren. Am 3. Mai 1873 versammelten sich 2000 empörte Bürger zu einem energischen Protest. Redner war Stadtrat Arnold Vögeli-Bodmer. Auf allgemeinen Wunsch arbeitete Bürkli ein Gegenprojekt zu Wetlis «eisernem Ring» aus, der die Stadt gegen ihren Willen hätte abschnüren sollen. Am 18. Mai 1873 bewilligte dann die Gemeindeversammlung als Zürichs Anteil einen Kredit von 1,5 Millionen Franken unter der Bedingung, dass nach Bürklis Projekt gebaut werde. Die Nordostbahn übernahm die Konzession und begann am letzten Termin, dem 31. Dezember 1874, bei der Münchhaldenstrasse mit den Erdarbeiten. Der Riesbachtunnel war noch lange nicht fertiggestellt, als 1877 im Zusammenhang mit der allgemeinen Wirtschaftsflaute auch die Nordostbahnkrise begann. Erst am 1. Oktober 1894 konnte das letzte Teilstück Letten-Stadelhofen in Betrieb genommen werden.



Die Quaianlagen nach der Aufschüttung



**Gerüst der grossen Taucherglocke für den Bau der Brückenpfeiler**



**Die Quaibrücke, Heinrich Bachmann, 1884**

## **Die Bildung des Seequai-Garantievereins**

**Die Gemeindeversammlung vom 18. Mai 1873, welche die rechtsufrige Bahn auf das richtige Geleise gebracht hatte, hatte zugleich den Stadtrat beauftragt, eine «Vorlage betr. Ausführung der neuen Quaianlagen samt Brücke über die Limmat» vorzulegen. Der Stadtrat hatte aber schon von sich aus, im August 1872, den Gemeinden Riesbach, Enge und Wollishofen einen Vorschlag zu gemeinsamer Ausführung der Quaibauten unterbreitet. Wollishofen lehnte, weil zu weit entfernt, ab, dagegen fiel die Anregung in Enge und Riesbach auf günstigen Boden. Nach dem erwähnten Gemeindebeschluss von 1873 arbeitete Bürkli zusammen mit dem damaligen Bauvorstand der Gemeinde Riesbach, Oberst Peter Emil Huber-Werdmüller, das erste Projekt aus, das bei der Plankonkurrenz von 1874 über 27 andere Vorschläge den Sieg davon trug. Bürkli gehörte auch der aus Vertretern der drei Seequaigemeinden gebildeten Seequai-Kommission an, und auf sein Betreiben war schon 1871 durch das neue Wasserbaugesetz Vorsorge getroffen worden, so dass bei grösseren Quaianlagen die Anstösser zu einem entsprechenden Beitrag an die Kosten verpflichtet werden konnten. Doch blieben immer noch grosse Schwierigkeiten zu überwinden. In der «Freitagszeitung» äusserte sich 1879 eine heftige Opposition gegen den «Quaibautenschwindel», welcher es zuzuschreiben war, dass die am 18. Mai 1880 für die Bildung eines Seequai-Garantievereins verlangten Beiträge nicht gezeichnet wurden.**

**Der Verein konstituierte sich trotzdem im Juni 1880, als den gleichzeitig stattfindenden Gemeindeversammlungen von Zürich, Enge und Riesbach der Vertrag über die Quaibauten zur Genehmigung vorgelegt wurde. In Zürich wurde der Vertrag mit 1576 gegen 373 Stimmen angenommen, in Enge und Riesbach nahezu einstimmig, und mit Kanonendonner wurde das grosse Ereignis gefeiert. Die Ausführung übertrug man einer besonderen Quai-Unternehmung, die im Februar 1882 Bürkli zu ihrem leitenden Ingenieur berief. Darauf legte Bürkli sein Amt bei der Stadt nieder, aber nur, um eine noch grössere Wirksamkeit für ein neues Zürich zu entfalten, denn der Zusammenschluss der drei Quaigemeinden zur Durchführung des grossen Unternehmens war nur der Vorläufer der ein Jahrzehnt später erfolgenden Vereinigung Zürichs mit seinen Aussengemeinden.**

## **Die Bauten**

**Grosse Schwierigkeiten bereitete beim Bau der Quaibrücke – projiziert von der Zürcher Firma Locher & Cie. – die schlechte Beschaffenheit des rechtsseitigen Ufers. Das Unternehmen «Quai-anlagen» umfasste ausser dem Bau dieser Brücke die gewaltige Seeaufschüttung, wobei dem Zürichsee 216'256 Quadratmeter Fläche abgerungen wurden. Die mit der Seeaufschüttung beauftragten Bauunternehmen schafften nach Roman G. Schönauer 1,24 Millionen Kubikmeter Steinmaterial und Seeschlamm herbei, 340'000 Kubikmeter mehr als angenommen.**

**Mit der Seeaufschüttung ging die Gestaltung der Quaianlagen einher. Dazu gehörten eine stattliche Reihe von Kunstbauten wie Ufermauern mit Geländern, Steinböschungen, Treppen und Rampen, Hafenanlagen und Landungsstege für Schiffe. Es wurden die verschiedensten Pflanzungen, Uferstrassen mit Baumalleen, in der Enge und in Riesbach**



**Transport des Auffüllmaterials, 1885**



**2. und 3. Juli 1887: Einweihung der Quaianlagen**

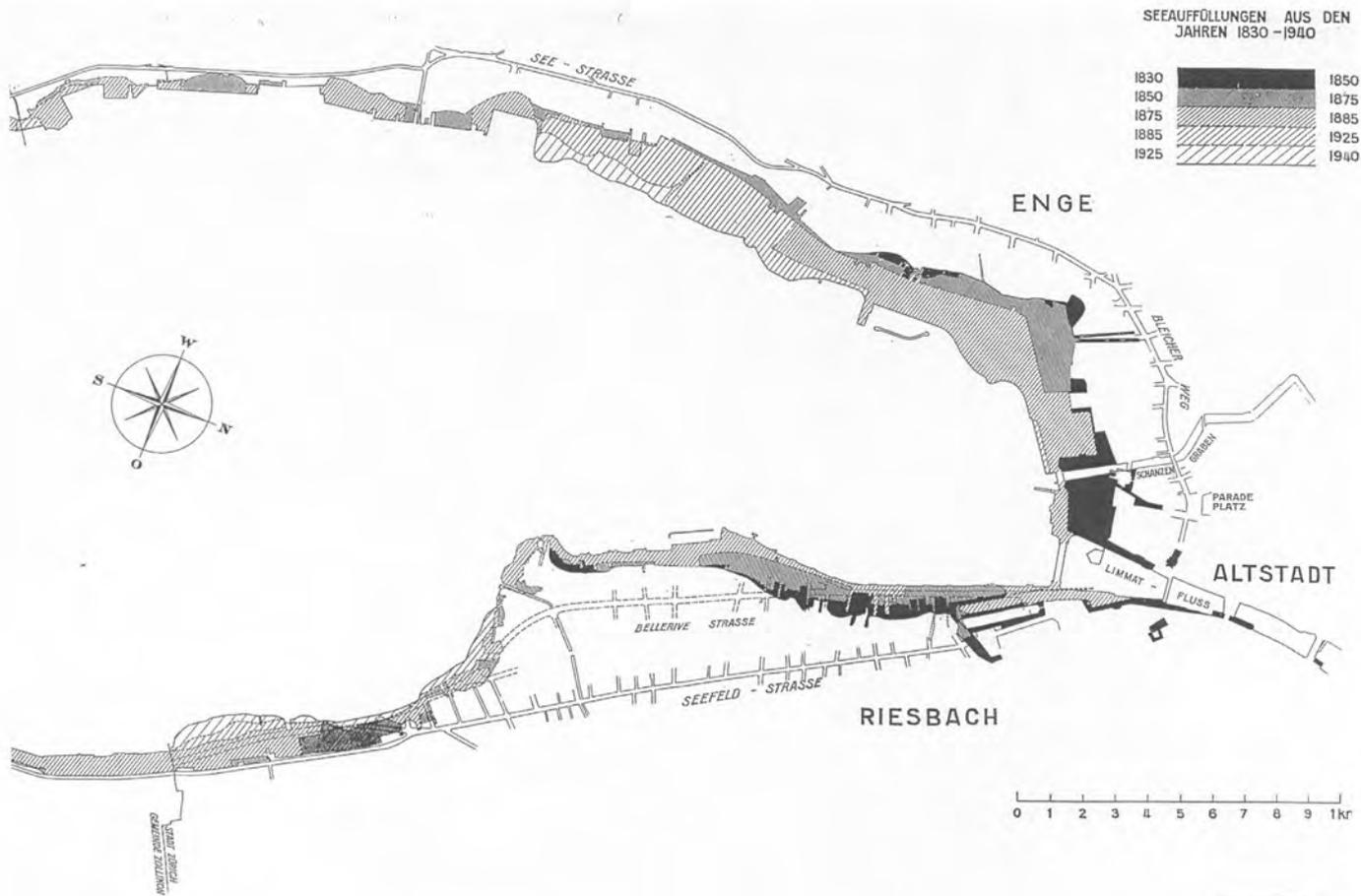
zwei grössere Parkanlagen geschaffen. Ein besonderes Werk war, um die Monotonie zu vermeiden, das Arboretum mit seinen malerischen Gruppierungen von Bäumen und Sträuchern. Die Quaianlagen sind wohl das bedeutendste städtebauliche Werk für Zürich aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie brachten, wie im Werk «Hundert Jahre Gross-Zürich» des Stadtarchivs und des Baugeschichtlichen Archivs der Stadt Zürich nachzulesen ist, mit der Quaibrücke die zweite innerstädtische Querverbindung und erschlossen das untere Seebecken mit seiner Aussicht auf See und Alpen der Bevölkerung und Generationen in- und ausländischer Touristen. Gleichzeitig verbanden sie augenfällig die Vorortsgemeinden Riesbach und Enge, später auch Wollishofen mit der Stadt Zürich, einige Jahre bevor der Schritt durch die Stadtvereinigung auch politisch vollzogen wurde.

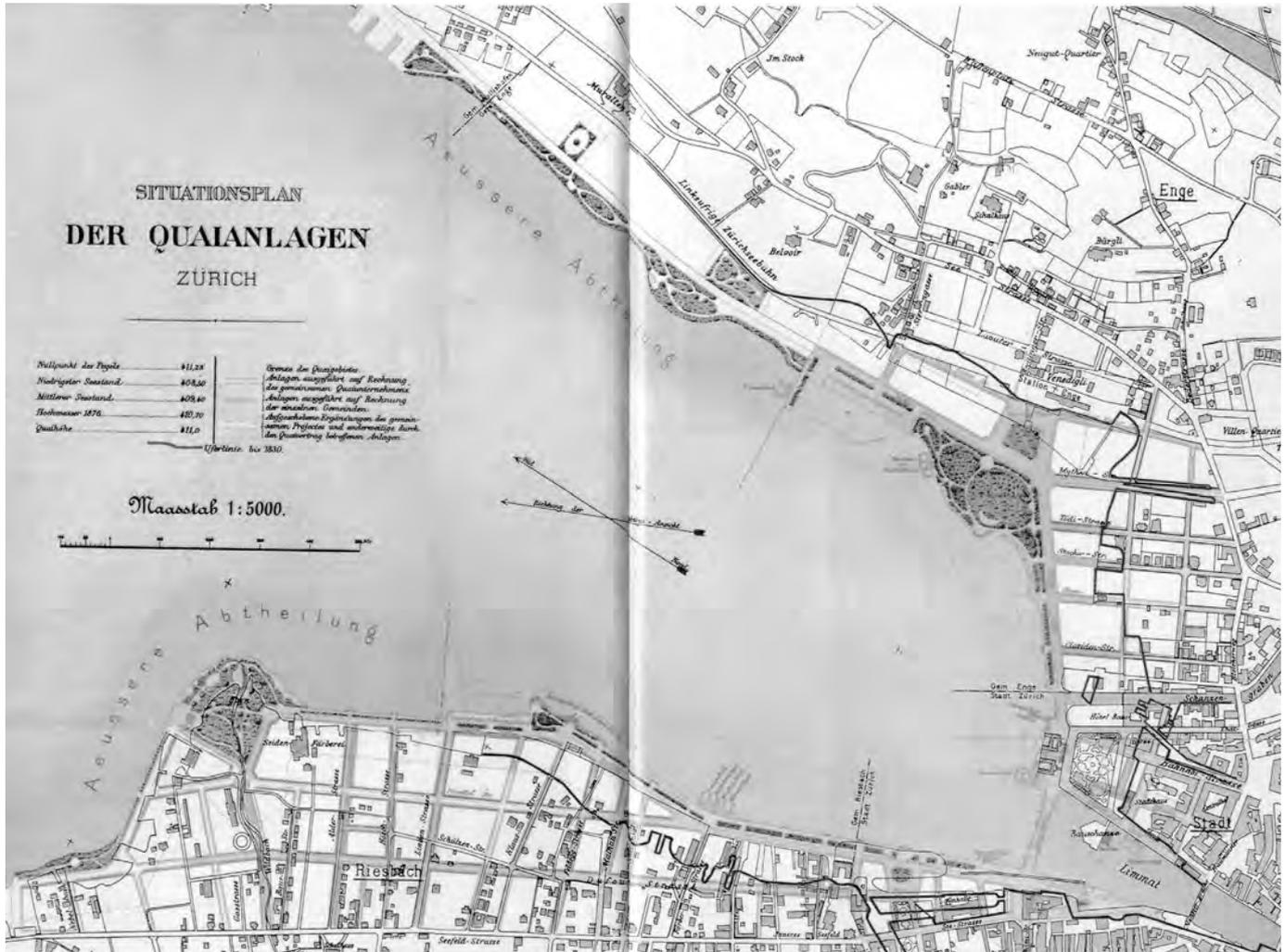
### Die Einweihung

Da man von einer förmlichen Einweihung der Quaibrücke absah, veranstaltete Bürkli von sich aus eine kleine Festlichkeit: Am Silvesternachmittag des Jahres 1884 bewegte sich über die zum ersten Mal geöffnete Brücke ein vom Seefeld kommender langer Zug, voran die Tambouren und die Arbeiter mit ihren Werkzeugen, dann eine endlose Reihe von Wagen, eleganten Equipagen, Müllerei- und Bierfuhrwerken sowie Geschäftswagen aller Art. Zweieinhalb Jahre später war die ganze Quaianlage, soweit sie vorerst geplant war, vollendet. Die zweitägige Einweihung im Juli 1887 wurde zu einem eigentlichen Volksfest. Ein fröhlicher Kinderumzug, eine internationale Regatta, ein eigentlicher Festakt, ein Bankett mit 200 Geladenen, darunter auch Gottfried Keller, sowie ein grossartiges Feuerwerk standen auf dem Programm. Anerkennung, Lob und Auszeichnung wurden dem Erbauer des grossen Werkes von allen Seiten zuteil; die drei Quaigemeinden stifteten einen Lorbeerkranz, und der Vertreter Zürichs, Stadtpräsident Melchior Römer, versicherte, dass der Name Bürklis für immer mit den Quaianlagen verbunden sein werde, die ein «Denkmal zu seiner Ehre seien, dauernder als Erz».

Mehr noch freute Bürkli wohl das schlichte Gedenkblatt seiner Untergebenen: «Die Arbeiter der Direktion am Quai in Zürich stiften dieses Andenken dem Quai-Ingenieur Dr. A. Bürkli-Ziegler von Zürich, in Erinnerung an dessen väterliche Fürsorge für die Arbeiter. Überreicht am Tage der Eröffnung des Quais nach fünfjähriger Bauzeit am 3. Juli 1887.» Der Sprecher der Abordnung fügte hinzu: «Möge dieses Andenken Ihnen dienen zur Erinnerung, dass Sie zu dem grossen Werke, das Sie geschaffen, auch manch gutes Werk getan haben.»

Mit der Quaifeier war auch eine feierliche Taufe von Brücke und Quais verbunden: Quaibrücke, Stadthausplatz (jetzt Bürkliplatz), Alpenquai, Mythenquai, Utoquai und Seefeldquai lauteten die von der Terrasse verkündeten Namen. Noch im gleichen Jahr, am 18. Dezember 1887, beschloss die Gemeinde Riesbach die Fortsetzung des Seefeldquais bis zum Zürichhorn, das sie schon am 17. Dezember 1882 angekauft hatte, um es in eine öffentliche Anlage umzuwandeln. Mit den neuen Quais wurde auch der Hafen Riesbach eröffnet, der den einstigen Hafen beim Bellevue ersetzte.





Übersichtsplan, zeigt Uferlinie von 1830 und das durch die Aufschüttung gewonnene Land mit den 1882-1887 erstellten Quaianlagen



**Kongresshaus, Terrassenrestaurant mit Aussicht auf den Zürichsee, 1939**  
**Fotografie: Michael Wolgensinger**

# ZÜRICHS WEICHE SEEFRONT DAS KONGRESSHAUS ALS STÄDTEBAULICHE SETZUNG

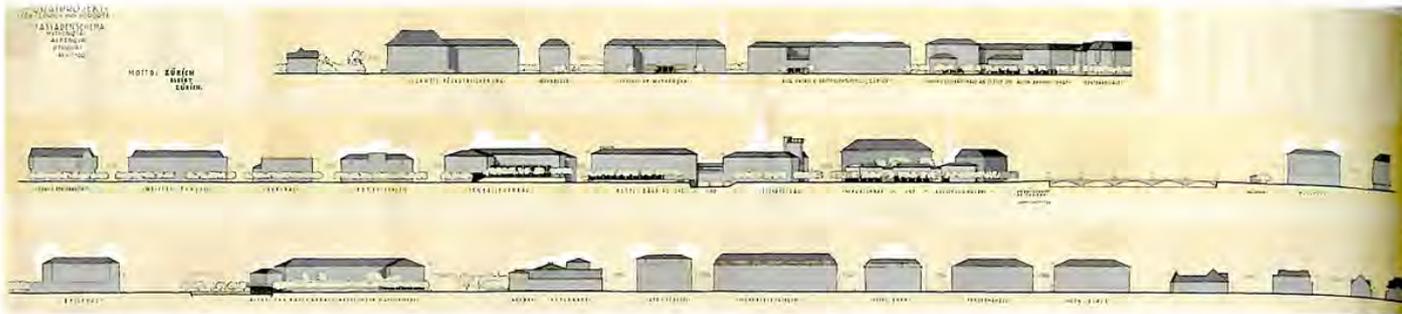
Bruno Maurer  
Kongresshaus Zürich 1937-1939, Moderne Raumkultur,  
Arthur Rüegg & Reto Gadola, Zürich 2007

Auch wenn der Streubereich des Gesamtwerks von Haefeli Moser Steiger alle Landesteile und sogar einige Bauten im Ausland umfasst, und auch wenn die drei Architekten, insbesondere im Rahmen der CIAM, internationale



Kratzturm und Baugarten mit Gartenwirtschaft.  
Fotografie Johann Ganz, 1878

Kontakte pflegten und so dem berühmten «Diskurs in der Enge» entronnen sind, gelten sie zu Recht als «Zürcher Architekten». Für Haefeli und Steiger war Zürich die Vaterstadt, und auch der in Karlsruhe aufgewachsene Werner M. Moser liess sich nach seinen ausgedehnten Wanderjahren definitiv in Zürich nieder, wo er bereits einen Teil seiner Studienzeit verbracht hatte. Die Hauptwerke von Haefeli Moser Steiger - die Siedlung Neubühl, das Kongresshaus, das Bad Allenmoos, das Kantonsspital, das Hochhaus zur Palme- und ihre besten Wohnbauten befinden sich in Zürich oder in dessen engster Nachbarschaft. Man könnte es auf die Formel bringen, dass das Büro Haefeli Moser Steiger international orientiert, aber auf Zürich fokussiert war. Eine «kunstgeografische» Betrachtung des Werks, basierend auf der These, dass sich die besondere Affinität zu Zürich in einer spezifisch lokalen Ausprägung der Bauwerke niedergeschlagen hat, ist wenigstens implizit schon versucht worden. Anlass bot etwa der Umstand, dass die Siedlung Neubühl ein gemeinsames Werk von Basler und Zürcher Architekten darstellt. Dass die Bauten von Haefeli Moser Steiger zwar Vertreter des «Internationalen Stils» sind, ihnen aber gleichzeitig das Manifestartige, die ideologische Strenge fehlte, ist schon früh bemerkt und auch kritisiert worden.



**Seeufer-Wettbewerb, Zürich,  
1925. Projekt Max Haefeli und  
Max Ernst Haefeli**

**oben: Fassadenschema Mythenquai, Alpenquai, Utoquai  
unten: Perspektive Bürkliplatz mit Hochhaus**

Zwar suchten Haefeli Moser Steiger bei jeder neuartigen Bauaufgabe das Prinzipielle und Typische. Kam es zu einer Realisierung, war diese dann aber immer eine spezifische Antwort auf die konkrete Aufgabenstellung. Das beste Beispiel ist das Thema des Bades, das sie im Rahmen einer Ausstellung mit einer gleichzeitig diachronen und synchronen Untersuchung in all seinen Aspekten, vom Städtebau bis zur Duschbrause, untersuchten, um dann unmittelbar danach mit dem Freibad Allenmoos eine nur an diesem Ort mögliche Lösung abzuliefern, die ganz dem Genius loci (Geländeform, bestehende Vegetation und «Quartiercharakter») Rechnung trug. Was für diesen peripheren vorstädtischen Bauplatz galt, traf erst

recht zu auf den privilegierten Ort an Zürichs Schauseite, an dem das neue Kongresshaus vorgesehen war. Seine vergleichsweise kurze Planungs- und Baugeschichte muss als Teiletappe einer fast vier Jahrzehnte dauernden Auseinandersetzung mit der Ufergestaltung des unteren Zürcher Seebeckens betrachtet werden. Sie beginnt mit dem Seeufer Wettbewerb vom Winter 1925/26 und endet mit dem Hochhaus zur Palme, das der Ufersilhouette von Zürich ein prägnantes neues Element verlieh.

#### **Der Seeufer-Wettbewerb 1925/26**

1925 schrieb die Stadt Zürich den «Ideenwettbewerb für die Ausgestaltung der Seeufer im Gebiet der Stadt Zürich



Situationsplan

und ihrer Vororte» aus. In der Nachfolge des 1915 bis 1918 durchgeführten Gross-Zürich-Wettbewerbs und auf dessen Resultaten basierend, sollten Vorschläge für die Bebauung des unteren Seebeckens gemacht werden. Die 29 eingegangenen Projekte wurden von einem prominenten Preisgericht beurteilt. Unter dem Vorsitz des späteren Stadtpräsidenten Emil Klöti, damals noch Vorstand des Bauwesens I, wirkten als Fachpreisrichter u. a. die Architekten Hans Bernoulli, Hermann Jansen aus Berlin, bereits 1918 Jurymitglied, Fritz Schumacher aus Hamburg, und - vielleicht auf Empfehlung von Karl Moser - Granpré Molière aus Rotterdam. Ein erster Preis wurde nicht vergeben. Die beste Rangierung erreichten die Gebrüder Pfister und Kaczorows-

ki & Hohlach mit je einem zweiten Preis ex aequo. Als der Ideenwettbewerb lanciert wurde, befand sich Werner M. Moser noch in den USA; Haefeli und Steiger beteiligten sich getrennt und wählten einen ganz unterschiedlichen Projektansatz. Steigers zusammen mit Carl Hubacher und (der offiziell nicht erwähnten) Flora Steiger-Crawford erarbeiteter Wettbewerbsbeitrag scheint nicht erhalten zu sein. Dank eines im Haefeli Moser Steiger-Nachlass aufbewahrten Typoskripts und den allerdings erst im hohen Alter niedergeschriebenen Lebenserinnerungen von Flora Steiger-Crawford ist immerhin der methodische Ansatz bekannt. Das Wettbewerbsprogramm verlangte neben Bauungsvorschlägen auch ein neues Verkehrskonzept, das

die Haupt- und Nebenzubringer zur City ebenso umfasste wie die Verbindung der beiden Seeufer mit der Brücke, respektive den Brücken über den Seeausfluss. Dieses von Steiger offenbar als übergeordnet eingeschätzte Problem war also nur auf Grund verlässlicher statistischer Grundlagen zu lösen. Da diese weitgehend fehlten, bestand die erste Aufgabe darin, mit Verkehrszählungen die nötigen Daten zu erhalten, die es erlaubten, die Führung und Dimensionierung der Strassen auf eine objektive Planungsgrundlage zu stellen.

In die Zeit des Wettbewerbs fällt die Mitarbeit Steigers beim Bau des Mythenschlosses, des neoklassizistischen Stadtschlosses mit Luxuswohnungen von Arminio Cristofari beim Hafen Enge. Bei allen Vorbehalten gegenüber der Architektur, hinter deren Fassadenkleid sich allerdings neueste Bautechnik verbarg, betrachtete Steiger diese Anstellung als Chance, den Prozess einer grossen baulichen Realisierung kennenzulernen. Das Verkehrsproblem an Zürichs Seeseite erlebte er auf seinem Arbeitsweg aus eigener Anschauung: «Also radelte er täglich auf seinem uralten Velo (von uns Rosinante genannt) vom Tiefenbrunnen über die Seefeldstrasse zum Strandbad in der Enge.» Flora Steiger-Crawfords Erinnerungen an den Wettbewerb sind aussagekräftig und amüsant zugleich. Für einen der für die Querschnittszählungen ausgewählten Standpunkte war sie zuständig. «Ich stand also am Morgen in aller Frühe an der Seestrasse beim Tiefenbrunnen und zählte die Autos in beide Richtungen. Am Ende des Stossverkehrs ging ich blaugefroren heim, aber doch mit dem Gefühl, eine wichtige Quelle der Erkenntnis erschlossen zu haben.»

Das Verkehrsaufkommen war schon damals im Bereich

der Seeuferstrassen rund um das untere Seebecken ein grosses Problem, das sich - vor der Einführung der englischen Arbeitszeit - besonders in den Mittagsstunden manifestierte. Steiger und Hubacher versuchten aber auch herauszufinden, wie sich die Stadtentwicklung insgesamt auf den «Flächenbedarf» im Wettbewerbsgebiet auswirken würde. «Durch die Darstellung einiger wichtiger Aktivitäten, wie Brief-, Telegramm-, Telefon-, Postscheckverkehr sowie das Anwachsen der Sparguthaben, versuchten wir, dem Problem Stadtentwicklung näher zu kommen. Methoden, die heute [i. e. 1970] sehr entwickelt sind.» Entgegen der noch anlässlich des Gross-Zürich-Wettbewerbs geltenden Annahme, dass sich das Bevölkerungswachstum innerhalb der damaligen Stadtausdehnung linear weiterentwickeln würde, sahen die beiden «eine abnehmende Bevölkerungszunahme» voraus. Ohne dies explizit zu benennen, hatten sie den für die Innenstadt und auch für die Bebauung des unteren Seebeckens so verhängnisvollen City-Druck und die Abwanderung der Stadtbevölkerung in die Vororte richtig vorausgesehen. Man kann wohl behaupten, dass sich der nachmalige Pionier der schweizerischen Orts-, Regional- und Landesplanung Steiger hier zum ersten Mal manifestierte.

### **Zürich bleibt Zürich**

Ein Vergleich der eingereichten Projekte der beiden nachmaligen Haefeli Moser Steiger-Patrons wäre natürlich im Hinblick auf ihre Zusammenarbeit interessant. Doch selbst Flora Steiger-Crawford musste in ihren Lebenserinnerungen in Bezug auf das fertige Projekt ihrer Arbeitsgruppe kapitulieren: «An das Resultat unserer Pläne kann ich mich einfach nicht mehr erinnern.» Aus einer amüsant-

ten Randbemerkung in ihren Lebenserinnerungen lässt sich aber zumindest eine wesentliche Übereinstimmung mit dem Projekt von Vater und Sohn Haefeli ableiten, das durch seinen skrupulösen Umgang mit dem historischen Zürich auffiel: «Giedion, den wir damals kennenlernten, schlug vor, das Gelände um das Seebecken herum auf derselben Höhe zu überbauen. Auch die Brücke über die Limmat beim Bellvue dachte er sich überbaut. Die ganze Altstadt, dieses so reizende, plastische Gebilde, war für ihn alter Quatsch. Gut, dass er kein Architekt war.»

Das Projekt von Max und Max Ernst Haefeli wurde mit einem dritten Preis ex aequo ausgezeichnet und findet sich deshalb in der Wettbewerbsberichterstattung der Schweizerischen Bauzeitung ausführlich gewürdigt. Im Baugeschichtlichen Archiv der Stadt Zürich ist zudem der komplette Plansatz erhalten. Zum umfangreichen Konvolut gehört das «Fassadenschema Mythenquai, Alpenquai, Utoquai». Im Massstab 1:500 wird darin die Abwicklung der Uferbebauung dargestellt, wobei zum einen die bestehenden Bauten modifiziert, zum anderen für die damaligen Baulücken Volumen und Nutzungen («Wohnblock», «Neues Wohn- und Geschäftshaus») vorgeschlagen werden. Die bestehenden Baukörper variieren in der Gesimshöhe von 17 bis 23 Metern (das höchste Gebäude ist ausgerechnet das kurz vor der Jahrhundertwende errichtete «Utoschloss» von Pflughard und Haefeli). Die damals nach zürcherischem Baugesetz gültige zulässige Höhe des Hauptgesimses über Strassenniveau war 20 Meter. Die von Vater und Sohn Haefeli vorgeschlagenen Ergänzungen respektieren diese Vorgabe fast durchweg. Den einzigen vertikalen Akzent setzt das allerdings hinter die Quaiabebauung zurückversetzte Geschäftshoch-

haus am Eingang der Bahnhofstrasse. Es sind aber nicht die Vorschläge zur Verkehrsführung, die landschaftsplanerischen Massnahmen oder die zahlreichen baulichen Eingriffe zugunsten einer modernen Grossstadt, welche die Jury überzeugten, sondern die im Projekt zu Tage tretende grundsätzliche Haltung gegenüber der charakteristischen, «historischen» Ufersilhouette Zürichs.

«Besonders wertvoll am Projekt ist die Art, wie der Verfasser einen neuen Teil der Bebauung in das Bestehende einfügt. Er versucht dabei, die unerfreulichen Erscheinungen abzuschwächen und dem historischen Stadtbild gerecht zu werden. Abgesehen von der Höhenbemessung der Gebäude hat er zu diesem Zweck trichterförmige Ausweitungen im Uferbilde vorgesehen», heisst es im Jurybericht. Gemeint ist damit ein auffälliges Charakteristikum des Projekts, die Zurückversetzung der Baulinie im Bereich der Altstadt beidseitig der Limmat zwischen der Tonhalle und dem alten Tonhalleareal.

Das eine Gelenk bildet auf der linken Seite ein winkelförmiger «Tonhallevorbau» als Ersatz für den Tonhallepavillon mit seiner Doppelturmfassade. Dessen Pendant auf der rechten Seeseite ist nicht ein einzelner Bau, sondern eine Baugruppe bestehend aus dem um einen «Aufbau» ergänzten Esplanade-Gebäude, dem Stadttheater und einem neuen Wohn- und Geschäftshaus auf der heutigen Sechseläutenwiese. Zwischen diesen beiden Polen sollte eine Kette von repräsentativen Bauten entstehen. Die Villa Rosau wäre einer Erweiterung des Hotels Baur au Lac geopfert worden. Die Stadthausanlage sollte, zum See und zur Bahnhofstrasse durch eine nur 14 Meter hohe Randbebauung gefasst, in eine fast allseitig geschlossene Platzanlage umgewandelt werden. Insgesamt



Seefront, vom Wasser her gesehen.  
H. Wolf-Senders Erben, um 1936

schlugen die Haefelis also einen bis zum Fluss reichenden baulichen Abschluss der linksseitigen Stadt zum See vor, der allerdings durch die Rückversetzung und Höhenabstufung abgeschwächt war und eine Verbindung zum Flussraum schuf. Das einzige aus dieser Randbebauung heraustretende Element ist neben dem erwähnten Hochhaus an der Bahnhofstrasse das Restaurant am linken Übergang vom See zum Fluss. Der Jurybericht lobt diese beiden städtebaulichen Dominanten explizit: «Die Anlage eines unmittelbar aus dem Wasser aufsteigenden Baues am linken Ende der Quaibrücke sowie die Anlage eines Turmes am Ausgang der Bahnhofstrasse ergibt beim Bürkliplatz einen rhythmisch gut wirkenden Aufbau.» Als idealer Standpunkt für die Wahrnehmung der «Visitenkarte» Zürichs war eine künstliche Insel etwa auf der Höhe der Falkenstrasse und nahe am rechten Seeufer vorgesehen. Das verblüffendste Element des Projekts von Haefeli & Haefeli ist aber die Volumetrie des «Tonhallenvorbaus».

Der Winkelbau besteht aus einem parallel zur Tonhalle gelegten Trakt und einem zum See hin senkrecht angewinkelten Baukörper. Genau zehn Jahre vor dem Kongresshauswettbewerb wurde also die städtebauliche Grundidee des Siegerprojekts antizipiert.

#### Streit im Baukollegium

Am 18. Januar 1937 begab sich das Baukollegium der Stadt Zürich in den Untergrund, in die «Untergeschossgarage» des von Stadtbaumeister Hermann Herter in Zusammenarbeit mit Robert Maillart geplanten und im Jahr zuvor dem Betrieb übergebenen Amtshauses V. Die Sitzung bestand einzig in der Führung durch die in diesem eindrucksvollen Ambiente mit den mächtigen gedrungenen Pilzstützen in Szene gesetzte Ausstellung der «Wettbewerbsentwürfe für ein Tonhalle- und Kongresshausgebäude am Alpenquai». Protokolliert wurde die vom Direktor der Landesausstellung Armin Meili

übernommene Führung nicht, vermerkt sind nur die An- und Abwesenden. Unter den Letzteren figurierte auch «M. E. Haefeli», ein Freudscher Lapsus, denn tatsächlich hatte dessen Vater Max Einsitz im Gremium. In verschiedenen Sitzungen des Baukollegiums wurde in den folgenden Monaten immer wieder über das Resultat des Wettbewerbs diskutiert, wobei dem siegreichen Projekt eine steife Brise entgegen blies. Die vehementesten Kritiker waren O. R. Salvisberg und Gustav Gull, aber auch Stadtpräsident Klöti verbarg seine Enttäuschung über das Fehlen «einer gewissen Monumentalität» beim erstrangierten Projekt keineswegs. Salvisberg kritisierte die verpasste städtebauliche Chance, die die Möglichkeit geboten hätte, «auch in Zürich einen repräsentativen Empfang durchzuführen», und die «Baugesinnung» des siegreichen Projekts. Gull liess es sich nicht nehmen, einen Gegenentwurf in den Raum zu stellen, den er aber dem Baukollegium vorenthielt, weil er ihn dem Stadtrat vorstellen wollte. Seiner Ansicht nach sollte «an dieser Stelle des Alpenquais [ ... ] unter Beanspruchung des gesamten zur Verfügung stehenden Platzes ein monumentaler Bau geschaffen werden». Und weiter: «Dass bei dem von mir vorgeschlagenen Verzicht auf die L-Form der Garten verschwindet, ist schade. Dieser Nachteil wird jedoch durch die vielen Vorteile mehr als aufgewogen.»

Auf Befürworterseite standen der Chef des Bebauungsplanbureaus Konrad Hippenmeier - «Die kubische Gliederung beim ersten Projekt gefällt mir. Ich bin nicht der Ansicht, dass an dieser Stelle grosse Baumassen am Platz wären.»- und der unter Befangenheitsverdacht stehende Max Haefeli, der das erste seiner wenigen Voten zur Kongresshausfrage mit den Worten einleitete: «Ich

erkläre jedoch ausdrücklich, dass ich an diesem Projekt in keiner Weise beteiligt bin. Ich habe dieses Projekt vor der Ablieferung nicht einmal gekannt.» Salvisbergs Votum konnte er dann nicht unwidersprochen lassen, indem er darauf hinwies, «dass die Möglichkeit eines repräsentativen Empfanges in einem grossen Kongresssaal für uns Schweizer, die ganz andere Dinge zu bieten haben (Berge, See, usw.), nicht die Hauptsache ist».

Die Idee der Winkelanlage wurde mittlerweile Armin Meili zugeschrieben, der sich im Vorfeld in einem Artikel für diese Lösung ausgesprochen hatte. Albert Froelich beklagte dann auch dessen Einflussnahme: «Prämiert worden sind alles Projekte, die einen Flügel entsprechend der Auffassung des Direktors der Landesausstellung gegen den See hin vorgeschlagen haben.» Das Kongresshaus wäre zweifellos nicht in der heutigen Form realisiert worden, wenn das Baukollegium, das am 7. Juni 1937 eine Empfehlung zur Ausführung mit vier zu zwei Stimmen bei zwei Enthaltungen ablehnte, nicht durch die «Siebnerkommission» neutralisiert worden wäre. Tatsächlich bestand diese Kommission, in der neben Vertretern der Stadt auch Meili und Tourismusdirektor Ith Einsitz hatten, nur aus sechs Mitgliedern, weil Stadtbaumeister Herter wegen seiner grundsätzlichen Ablehnung des erstrangierten Projekts in den Ausstand getreten war. Der Zeitdruck bis zur Eröffnung der Landesausstellung tat dann sein Übriges. Meilis Beitrag war sicher entscheidend, auch wenn er sich in seiner späteren Darstellung etwas gar viel vom Kuchen abschnitt: «In der Frage des Kongresshauses durchhieb ich den gordischen Knoten mit einem Projektvorschlag ohne Verwendung der Türlerweise [eigentlich Dürlerweise, die Parzelle nördlich der Tonhalle]; Abbruch



«Rotes Schloss», 1893, Architekt Heinrich Ernst, und Neue Tonhalle («Trocadero»), 1895, Architekten Fellner & Helmer. Ansicht vom Mythenquai. Postkarte, vor 1905 (Schweizerische Landesbibliothek, Bern)

des Tonhallepavillons, an dessen Stelle ein grosser [sic] Foyer vorgelagert wird, nebst einem auf der Westseite angebauten Kongressaal. [ ... ] Er wurde in der Folge dem Wettbewerbsprogramm zu Grunde gelegt. Was heute dasteht, folgte weitgehend meinem Vorschlag.» Zur Eröffnung vermerkte er: «Am 3. Mai wurde das neue Kongresshaus - auch dieses ist exakt zur Zeit fertig geworden - eingeweiht. Dieses Bauwerk ist ausgezeichnet gelungen; die drei Architekten Steiger, Moser & Haefeli haben mit grosser künstlerischer Sicherheit ein Werk geschaffen, das an Eigenwilligkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Dass ich einst den Baugedanken gegeben habe, wissen nur noch wenige, vielleicht heute nur noch Klöti.»

Wie die Quellen beweisen, liegt diese Darstellung gleich weit von der Wahrheit entfernt wie Haefeli Seniors Bestreitung jeglicher Autorschaft am Wettbewerbsprojekt von Haefeli Moser Steiger.

## Sowohl Fluss- als auch Seestadt

Im umfangreichen Fotokonvolut zum Kongresshaus des gta Archivs findet sich auch eine panoramatische Aufnahme des Seebeckens von Zürich. Der Fotograf ist unbekannt, datieren lässt sich die Aufnahme nur approximativ. Die Doppelturm-Seefassade des alten Tonhallepavillons beweist, dass sie vor 1938 entstanden sein muss. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich um ein Foto handelt, das Haefeli Moser Steiger als Grundlage für ihre Wett-

**Kongresshaus, Ansicht vom Utoquai, 1939.  
Fotografie Michael Wolgensinger**



**bewerbsbeteiligung anfertigten oder anfertigen liessen. Der Standpunkt des Fotografen war mit aller Wahrscheinlichkeit ein schwankendes Schiff, das sich etwa auf der Höhe des Zürichhorns nahe beim Ufer befand. Trotzdem ist die Aufteilung von Wasser, Uferstreifen - die Uferlinie trennt das Foto in zwei Hälften - und Himmel so präzise, dass man an Hodlers «Parallelismus» gemahnt wird. Am rechten Bildrand, gerade noch sichtbar, ist die von Bischof & Weideli 1908 für die Baugenossenschaft Utoquai errichtete Wohnüberbauung. Auf der linken Seite bildet das Arboretum den Abschluss. Und präzise in der Bildmitte befindet sich der Einschnitt der Bahnhofstrasse. Wenige vertikale Akzente beidseits des Seeausflusses rhythmisieren den lang gezogenen Uferstreifen.**

**Die Kuppeln über den Eckrisaliten des Utoschlusses und das mächtige Walmdach der Nationalbank rahmen den vom See aus sichtbaren Ausschnitt der Altstadt, aus der die Doppeltürme des Grossmünsters und die aus dieser Perspektive ebenfalls wie Zwillinge erscheinenden Türme von Fraumünster und St. Peter über dem Limmat-Ausfluss aufragen.**

**Mittels des extremen Bildformats wird die seeseitige Ansicht der Altstadt von Zürich in einen buchstäblich «breiten» Kontext gestellt. Dieser von Dichtern und Malern seit jeher gepriesenen Stadtansicht wird auch von der Wissenschaft Einmaligkeit attestiert. Vor rund zwanzig Jahren schrieb der Städtebauhistoriker Paul Hofer: «Soweit ich sehe, kann keine Stadt Mitteleuropas in der Ebenbür-**

tigkeit beider Stadtteile samt ihren Signalen, den beiden Münstern samt St. Peter und Lindenhof links und rechts der Limmat den Wettbewerb mit Zürich aufnehmen. Das gilt selbst für die durch Situierung am Austritt eines Flusses am unteren Ende eines Sees lagemässig nahe verwandten Luzern und Genf. Man muss, um strukturell verwandte Stadtanlagen aufzufinden, auf Kleinstädte wie Thun ausweichen.» Störendes, buchstäblich «aufdringliches» Element ist die vielleicht einst in Anlehnung an die Grossmünstertürme gestaltete Doppelturmfassade des Tonhallepavillons.

Ende Oktober 1937, unmittelbar nach der haushoch gewonnenen Gemeindeabstimmung, wurde mit der Schleifung des Pavillons begonnen, und bereits ein halbes Jahr danach konnte das neue Teilstück der Uferbebauung in Umrissen wahrgenommen werden. Für Peter Meyer war diese Ansicht die gelungenste des ganzen Baus: «Am schönsten ist die Seeseite, in der die neuen Teile allein den Ton angeben: gewichtslos, sauber - präzise, mit einer vorzüglichen Abwägung der Baumassen, die mit Raffinement der Enge des Platzes abgerungen wurde, präsentiert sich der Neubau auch von Weitem und vom See her: ruhig, heiter und mit nobler Selbstverständlichkeit fügt er sich in das Bild der schön begrünten Ufer.»

Zu dem von Peter Meyer so gelobten «Starken Gefühl für die landschaftliche Situation» - er bezog dies nicht nur auf Haefeli Moser Steiger, sondern auf die Architekten der Landesausstellung insgesamt - gehört aber auch die Erinnerung an die Geschichtlichkeit des Ortes. Der Bauplatz des Kongresshauses gehört zu den 216'256 Quadratmetern Land, die der Zürcher Stadtingenieur Arnold Bürkli zwischen 1882 und 1887 dem See abgerungen hatte. Die Fundierung des Kongresshauses in der

Seekreide war äusserst aufwendig. Aber im Vergleich zu den benachbarten Monumentalbauten, die ebenfalls von Tausenden von Pfählen hochgestemmt werden, wirkt das Kongresshaus tatsächlich «gewichtslos», wie ein am Ufer vertäutes Schiff. Die für viele Bauten der Moderne typische, an diesem Ort aber besonders sinnfällige Dampferästhetik zeigt sich besonders beim Gartensaal, dessen darüber liegendes Terrassenrestaurant dem Deck eines Zürichseeschiffes gleicht.

Die zweite Schauseite des Kongresshauses, die «Null-Linie», von der aus das Gebäude erschlossen ist, liegt an der Claridenstrasse. Hans Bernoulli pries diese 1926, provoziert durch einen in Zürich gehaltenen «achsenfeindlichen» Vortrag von Heinrich de Fries (dem Schwager von Max Ernst Haefeli!), als «feinste, zarteste Schöpfung, die je von geraden Linien begrenzt war»! Das hier anklingende «leitende Thema der Verschränkung von Alt und Neu» hat auch eine städtebauliche Dimension. Kongresshaus und Tonhalle, durch «ein weit auskragendes, mit Lichtöffnungen versehenes, leicht aufruhendes Vordach» miteinander verbunden, orientieren sich hier - wie das Stadttheater, das Pendant auf der anderen Seeseite - am Flussraum und an der Altstadt. Mit seiner doppelten Ausrichtung auf den See und auf die Stadt steht die städtebauliche Lösung des Kongresshauses in der Tradition der Semperschen Entwürfe für das Kratzquartier. Auch wenn es dafür in den Quellen keine Belege gibt, kann man vermuten, dass die Architekten das durch den Winkel der beiden grossen Bauvolumen geschützte Restaurant und vor allem die Restaurantterrasse als Reminiszenz und Realersatz des alten, idyllischen Baugartens, «Sitz der Baugartengesellschaft und Treffpunkt der kulturell interessierten Zürcher», auffassten, gegen dessen Zerstö-

rung sich Gottfried Semper 1865 in einem Gutachten so dezidiert ausgesprochen hatte.

### **Die Vision von der Stadt am Wasser**

In Le Corbusiers *Urbanisme* (1925) findet sich im Kapitel «L'ordre» eine Plandarstellung von Zürich, die simultan die drei grundsätzlichen Besiedlungstypen zeigt: Das Pfahlbauerdorf am, respektive im See («La cité lacustre»), die römische Provinzstadt am Fluss («Turicum») und die «heutige Stadt» mit ihrer doppelten Ausrichtung. Sie ist seeseitig mit einer feinen, die Quaianlagen markierenden Linie gekennzeichnet. Die scheinbar zufällige Verwendung eines Planschemas der Stadt Zürich hat einen biografischen Hintergrund. Seit 1915 hielt sich Le Corbusier beruflich häufig in Zürich auf; er war deshalb mit dessen topografischen und städtebaulichen Eigenheiten bestens vertraut. 1933 beteiligte sich Le Corbusier «hors concours» am Wettbewerb für den neuen Hauptsitz der Rentenanstalt. Für den prominenten Bauplatz zwischen dem Arboretum und dem alten Bahnhof Enge, in einer der letzten Baulücken der linksufrigen Quai bebauung, schlug er ein elegantes zehngeschossiges Scheibenhochhaus vor. Zwar begründete Le Corbusier die Wahl des Hochhauses in erster Linie mit der «Organisation rationelle». Dass er sich die städtebaulichen Konsequenzen eines Hochhauses an dieser Gelenkstelle zwischen dem linken Seeufer und dem Alpenquai dabei aber gut überlegt hatte, beweist die dem Wettbewerbsprojekt beigelegte Fotomontage, die er sich vom befreundeten, in Zürich ansässigen Bauingenieur Charles Chopard anfertigen liess, und die das Attikageschoss als «élément richement architectural» in einer Komposition mit der Kirche Enge zeigt. Vielleicht hatte er deren Terrasse als erhöhte Warte

gewählt, als er die auf einem der Wettbewerbspläne dargestellte «vue absolument saisissante sur les bautés naturelles» skizzierte. Zu diesen gehörten nicht nur der See und die Bergketten, sondern auch die alte Stadt am Fluss.

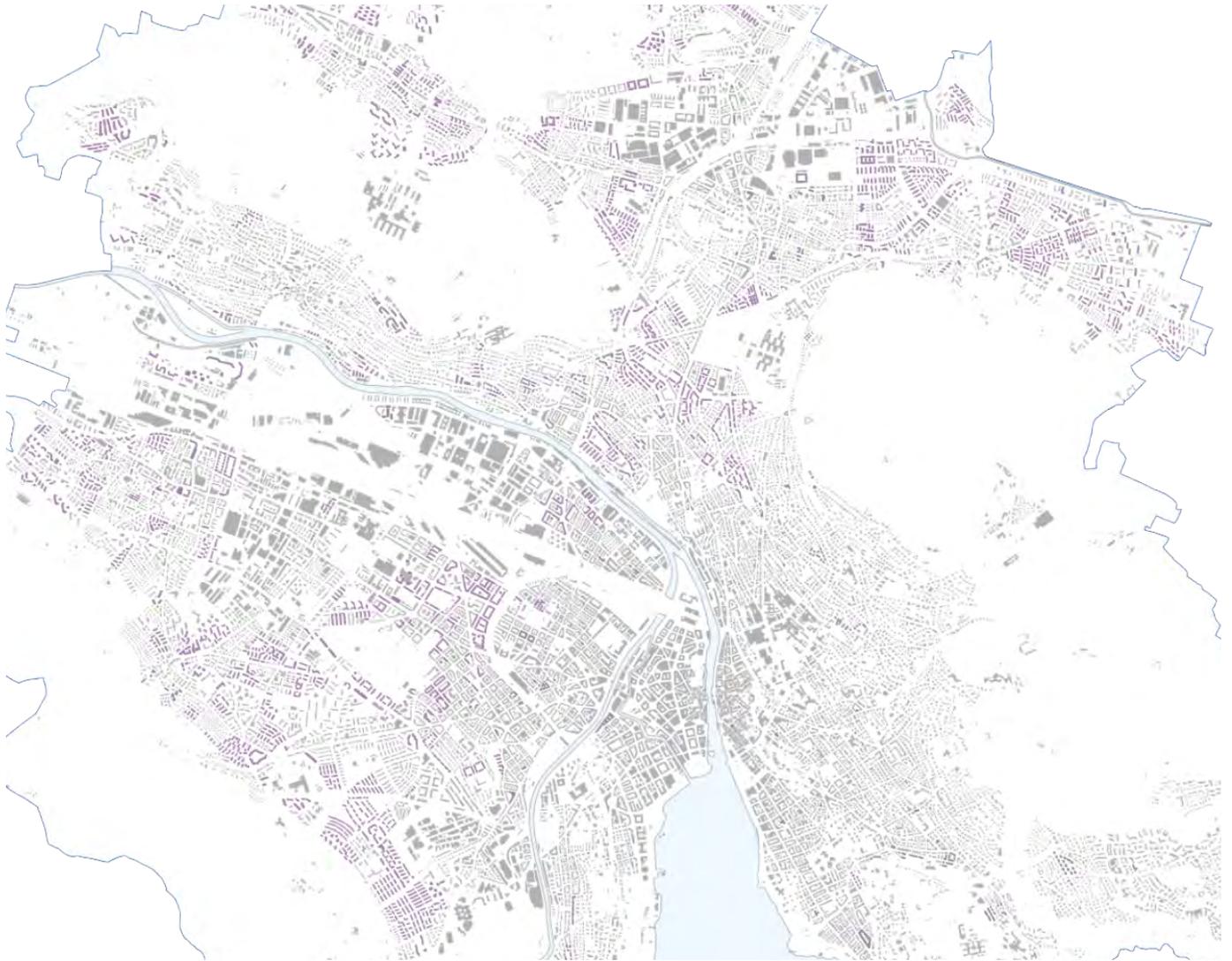
Der allgemeine Konsens unter den modernen Architekten, dass alle baulichen Eingriffe im Bereich des unteren Seebeckens mit der historischen Substanz verträglich sein sollten, zeigte der ein knappes Jahr nach dem Kongresshauswettbewerb durchgeführte «Ideenwettbewerb über die Gestaltung des Zürichseeufers zwischen Tonhalle und Theater». Nicht nur das siegreiche Team Albert Heinrich Steiner und Robert Landolt, sondern auch andere Teilnehmer übernahmen die städtebauliche Setzung des Kongresshausprojektes als Ausgangspunkt. Die Jury, der auch Max Ernst Haefeli und Armin Meili angehörten, lobt diesen Anschluss beim Siegerprojekt ausdrücklich: «Die Rückwärts-Staffelung der Bebauung nimmt Bezug auf die Baumassen des Kongressgebäudes und ist grundsätzlich zu begrüssen. [ ... ] Der Verfasser sieht eine Neuüberbauung des Blockes zwischen Börsen-, Fraumünsterstrasse und Stadthausquai vor mit Zurückrücken der seeseitigen Gebäudefront. Dieser Vorschlag ist kostspielig, jedoch als Idee interessant, da sich die Stadthausanlagen so mit breiter Front gegen die Limmat öffnen könnten.» Weiterverfolgt wurde danach das Projekt einer «Seeterrasse» mit Seerestaurant und Badeanstalt am Übergang vom See zum Fluss, ganz ähnlich der Idee der Haefelis von 1926. Es erstaunt nicht, dass Werner M. Moser 1945 als Mitglied des Baukollegiums den mittlerweile zum Stadtbaumeister ernannten Steiner lebhaft unterstützte - allerdings unter Beigabe einiger Optimierungsvorschläge. Zürich ist, wenigstens was das

**untere Seebecken betrifft, Zürich geblieben. Bester Beleg für die nachhaltige Wirkung der in den späten dreissiger Jahren in Zusammenhang mit der Kongresshausplanung festgeschriebenen städtebaulichen Richtlinien ist der aktuelle Zonenplan mit den darin festgelegten Freihaltezonen. Wenn sie je durch massive Verkehrsplanerische oder städtebauliche Grossprojekte in Frage gestellt wurden, fand sich jedes Mal ein Korrektiv. Als Werner Müller 1956 sein erstes «Seepark»-Projekt vorstellte, äusserte sich das Baukollegium, «dem damals die Architekturgrössen Prof. H. Hofmann, Dr. A. Meili, W. M. Moser und Dr. R. Steiger angehörten», begeistert: «Die eingehende Diskussion zeigt, dass das Baukollegium den grundsätzlichen Gedanken voll unterstützt. Die Idee müsse unbedingt weiterverfolgt werden. Einer Erweiterung der Stadt gegen den See könne bedenkenlos zugestimmt werden, da sie der städtebaulichen Physiognomie Zürichs nicht schaden, sondern ihr im Gegenteil einen grosszügigeren Anstrich im Sinne der Stadt Genf geben würde.» Max Ernst Haefelins Einschätzung der Idee ist leider nicht überliefert. In diesem Fall war das Korrektiv der Souverän, der einem redimensionierten Projekt 1974 eine Abfuhr erteilte.**



**Streetparade 2005**

# TEXTE ZUM WOHNUNGSBAU IN ZÜRICH



**Genossenschaftlicher und kommunaler Wohnungsbau**

# Mehr als Wohnen

Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich  
1907–2007

Bauten und Siedlungen

Christoph Durban  
Michael Koch  
Daniel Kurz  
Maresa Schumacher  
Mathias Somandin

## Suche und Ideal

Mehr als Wohnen: Die Siedlungen des gemeinnützigen Wohnungsbaus in der Stadt Zürich dokumentieren die jahrzehntelange und fortwährende Suche nach der sozialen und lebenswerten Stadt. Sie prägen ganze Quartiere und bieten einen Kosmos von Interpretationen städtischen Wohnens. Damit leisten diese städtischen oder genossenschaftlichen Siedlungen einen charakteristischen Beitrag zur Struktur und zum Stadtbild von Zürich.

Die Förderung von Wohnungsbau durch das Gemeinwesen war einerseits ein Beitrag zur Stadtentwicklung – andererseits immer auch Kritik an der existierenden Stadt, an unzureichenden Wohnverhältnissen und an der Herausbildung grossstädtischer Verhältnisse. Sie war und ist damit gleichsam ein politischer Kommentar zu den Lebensbedingungen in der zeitgenössischen Stadt und eine Aufforderung, eine bessere Stadt zu bauen. So dokumentieren die seit 100 Jahren geförderten Wohnbauten und Siedlungen den Wandel der Vorstellungen über die richtige oder 'gute' Stadt.

Eigentlich begann die Suche nach Alternativen zum wildwüchsigen Grossstadtwachstum schon im 19. Jahrhundert. Als Folge von bürgerlicher und industrieller Revolution wuchsen die Städte in sehr kurzer Zeit um ein Mehrfaches. Sie waren für Tausende von neu Zugewanderten ein Ort der Freiheit und neuer Möglichkeiten, zugleich aber auch ein Ort der Not. Friedrich Engels' «Lage der arbeitenden Klasse in England»<sup>1</sup> beschrieb schon früh die elenden Lebensbedingungen am Rande der schnell gewachsenen Industriestädte. Philanthropische Unternehmer und gemeinnützige Vereine bauten Wohnungen und kleine Siedlungen für benachteiligte Schichten. Die utopischen Sozialisten ersannen Visionen von neuen Städten für neue Gesellschafts- und Lebensformen. Der Ingenieur-Städtebau des 19. Jahrhunderts brachte zwar Ordnung ins chaotische Wachstum und versorgte auch die Wohnviertel der Arbeiter mit Wasser und Kanalisation. Trotzdem blieb das Wohnungselend bestehen: Die Löhne arbeitender Familien reichten nicht aus für ein würdiges Wohnen. Vielköpfige Familien teilten sich viel zu enge Wohnungen mit Untermietern und sogenannten Schlafgängern.

Die Schweiz war zwar wegen der dezentral verlaufenen Industrialisierung

Raum Zürich erreichten diese Entwicklungen aber flächenmässig durchaus beachtliche Dimensionen und in manchen Stadtteilen entstand eine hohe bauliche Dichte. Erst mit den Ballonflügen Eduard Spelterinis und seinen Luftaufnahmen konnte in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts das Ausmass dieses Wucherns der Stadt in die Landschaft anschaulich werden. Dieses neue Bild der Stadt ergänzte sich mit den Beschreibungen des Wohnungselends. Es erzeugte Schrecken und rief nach einem neuen Verständnis der Stadt.

Zwei Ideale prägten direkt oder indirekt jahrzehntelang den Wohnungsbau von Stadt und Genossenschaften: Die Kleinfamilie und das Einfamilienhaus. Die dichte Stadt der Mietskasernen und das enge Zusammenwohnen familienfremder Menschen waren die Missstände, gegen die der gemeinnützige Wohnungsbau antrat. Stattdessen propagierte er den Bau kleiner Wohnungen, in denen die Privatsphäre besser gewahrt werden sollte. Aus demselben Grund war das Einfamilienhaus von Anbeginn Fernziel aller genossenschaftlichen Tätigkeit. Es liess sich zwar selten realisieren, prägte aber viele Ausformulierungen des gemeinnützigen Mehrfamilienhauses. Der Wunsch nach einem «Wohnen wie im Einfamilienhaus» führte zu separaten Wohnungseingängen, weniger Wohnungen pro Haus, differenzierten Grundrissen und privaten Garten- oder Freiräumen und zur Inszenierung des Ausblicks in die Landschaft. Diese Affinität zum Wohnen mit Garten und mit starkem Bezug zur Landschaft hat in der Schweiz ganz spezifische Ursachen. So war der Arbeiterbauer bis weit ins 20. Jahrhundert eine charakteristische Existenzform in der dezentral industrialisierten Schweiz. Und bäuerliche Wohnformen wurden häufig als spezifisch schweizerische Form des Arbeiterwohnens vorgeschlagen.<sup>2</sup>

Die Idee der Gartenstadtbewegung fiel in der Schweiz auf fruchtbaren Boden, denn sie entsprach dem ländlich-bäuerlich orientierten Selbstbild der Schweiz. Der sozialistische Pfarrer und Politiker Paul Pflüger postulierte schon 1909 «eine Vermählung der städtischen und der ländlichen Kultur, eine Vereinigung der Vorzüge städtischer Lebensweise mit den Vorzügen des Landlebens (...). An Stelle der Mietskasernen muss die «offene Bebauung» treten. Die «offene Bebauung» soll nicht die Ausnahme, sondern die Regel bilden, nicht bloss für Villenquartiere, sondern auch für die Arbeiterviertel. Das Einfamilienhaus ist zweifellos das Ideal einer menschlichen Wohnung.»<sup>3</sup>

Auch die Bestrebungen der Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Natur- und Heimatschutzbewegung beeinflussten die Auseinandersetzungen um die adäquate Stadtform für die Schweiz. Hier wurde das Bild der Schweiz als vielgestaltiges Land der kleinen Städte und Dörfer inmitten einer überwältigenden Landschaft gepflegt und weiterentwickelt. Diese Stimmungslage kam im «Village Suisse» der Landesausstellung 1896 in Genf zum Ausdruck und setzte sich in den «Dörflern» der Landesausstellungen von 1914 und 1939 fort.

Auch die schweizerische Raumplanung legitimierte sich von Anfang an primär aus dem Schutz der Landschaft und der Zügelung des Stadtwachstums heraus und postulierte die Nähe neuer Siedlungen zur Landschaft.<sup>4</sup> 1918 stellten die Gebrüder Bräm ihren Beitrag zum Wettbewerb Gross Zürich (1915–1918) unter das Motto: «Es ist eine der vornehmsten Aufgaben des Städtebauers, den Städter in die Natur zurückzuführen.»

Der gemeinnützige Wohnungsbau in der Stadt Zürich schuf nur wenige Bauten, die man als Bekenntnisse zur Grossstadt interpretieren kann. Überhaupt ist dieser Wohnungsbau weniger spektakulär als derjenige anderer Städte, wie zum Beispiel Wien, Berlin oder Frankfurt. Er gibt jedoch in seiner grossen Vielfalt ein lebendiges Abbild der schweizerischen Lebensweise.

Im gemeinnützigen Wohnungsbau ging und geht es um mehr als um das Wohnen. Es ging im weitesten Sinne um Stadt- und auch Gesellschaftsbau. Dabei wurden die sozialen und politischen Absichten in den architektonischen Formen und städtebaulichen Strukturen des gemeinnützigen Wohnungsbaus mal mehr, mal weniger explizit gemacht. Zudem durchdringen sich unterschied-

lichste Motive und Annahmen über Ausdruck und Wirkung von Architektur. Und diese verändern sich auch über die Zeit oder werden unterschiedlich gewichtet. Folgende Postulate spielen dabei eine Rolle: Wohnungsbau als Therapie, Wohnungsbau als Gesellschaftsbau, Wohnungsbau als Städtebau, Wohnungsbau als Landschaftsbau und Wohnungsbau als Verortung.

## Aufbruch 1906–1907

Mit dem Beschluss, durch den Bau städtischer Wohnhäuser aktiv in den Wohnungsmarkt einzugreifen, reagierte der Zürcher Stadtrat 1906 auf eine akute Mangellage. Er nahm damit Bemühungen aus den Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts wieder auf, die eine umfassende Sozialstatistik der Wohnverhältnisse, aber kaum praktische Massnahmen gezeitigt hatten.<sup>5</sup> Inzwischen hatte sich die Situation zugespitzt: In der kürzesten Zeit war der Zürcher Wohnungsmarkt vollkommen ausgetrocknet. Im Dezember 1902 hatte man 1547 Leerwohnungen gezählt, Ende 1905 waren es nur noch 81 und die durchschnittliche Miete einer freien 3-Zimmerwohnung stieg von 149 auf 243 Franken.<sup>6</sup> «Unter der Wohnungsnot», schrieb der Stadtrat, «leiden direkt oder indirekt sämtliche Bevölkerungsklassen, vor allem aber die Klassen mit niedrigem Einkommen, die Lohnarbeiter.» Erhebungen hatten gezeigt, dass sie für ihre engen und schlechten Wohnungen pro Kubikmeter die höchsten Mietpreise der Stadt zahlten, «auf Kosten anderer notwendiger Bedürfnisse, vor allem unter Verzichtleistung auf die Befriedigung von Kulturbedürfnissen», wie der Stadtrat ausführte.<sup>7</sup> Da die meisten Arbeiterfamilien ihre Wohnung mit nicht zur Kernfamilie gehörenden Untermietern teilten, konnte sich ein familiäres Privatleben im bürgerlichen Sinn kaum entwickeln. Die Betroffenen wehrten sich auf politischem Weg für die Verbesserung ihrer Lebenssituation. Seit 1891 bestand ein Mieterverein, der 1893 die Initiative zum Bau der ersten gemeinnützigen Mietergenossenschaft ergriff.<sup>8</sup> Die Arbeiterbewegung erlebte in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts ein stürmisches Wachstum, die Gewerkschaften radikalisierten sich. In den Jahren ab 1904 setzte eine Welle von Streiks ein und die sozialdemokratische Partei wuchs zu einem bestimmenden Faktor der städtischen Politik heran.

Vor diesem sozialen und politischen Hintergrund ist der Beginn der Zürcher Wohnungspolitik zu lesen. Sie war als Instrument der Integration gedacht, als ein Versuch, der sozialen Spaltung der Stadtbevölkerung entgegenzuwirken. Dass ein freisinniger Stadtrat und zwei Sozialdemokraten (Finanzvorstand Robert Billeter, Gesundheitsvorstand Friedrich Sirmann und Bauvorstand Heinrich Wyss) 1905 die vorbereitende Kommission für die Wohnbauförderung bildeten, illustriert die breite politische Allianz, die seit 100 Jahren den gemeinnützigen Wohnungsbau in Zürich trägt. Die Kommission nannte 1906 denn auch zwei Zielgruppen des geförderten Wohnungsbaus: Die Arbeiterschaft und «die sogenannte gebildete Mittelklasse, welche bei relativ bescheidenem Einkommen doch ein gewisses Mass von Kulturbedürfnissen hat.»<sup>9</sup>

Das 1906 formulierte Programm der Zürcher Wohnbauförderung beruhte auf drei Pfeilern: Vorausschauender Erwerb von Baulandreserven, kommunaler Wohnungsbau und Förderung privat gegründeter, gemeinnütziger Baugenossenschaften. Mit der Volksabstimmung über den Bau der «städtischen Wohnhäuser im Industriequartier»<sup>10</sup> erhielt diese Politik im Sommer 1907 ihre politische Legitimation. Gleichzeitig begannen städtische Bodenkäufer mit dem Erwerb von künftigen Bauland für den Wohnungsbau. Im Sommer 1907 kam so das gesamte Lettenplateau in städtischen Besitz, nach dem 1. Weltkrieg entstand dort ein genossenschaftliches Wohnquartier. Als erste private Bauträgerschaft profitierte 1909 die Genossenschaft zur Beschaffung billiger Wohnungen, die heutige Berowisa, von städtischem Bauland und Kredithilfen zum Bau ihrer Siedlung in Wiedikon (V 1). 1910 wurden die Grundsätze der Wohnbauförderung erstmals in einem Reglement niedergelegt.

5  
Statistisches Amt der Stadt  
Zürich, *Die Wohnungs-  
und Grundstückserhebung in  
der Stadt Zürich im  
Oktober/November 1896*,  
Zürich 1907.

6  
*Protokoll des Stadtrats  
von Zürich, Weisung 1072*,  
21. Juli 1906.

7  
*Protokoll des Stadtrats  
von Zürich, Weisung 1072*,  
21. Juli 1906.

8  
Zürcher Bau- und Wohn-  
genossenschaft 1893–1993,  
Zürich 1993.

9  
*Protokoll des Stadtrats  
von Zürich, Weisung 1072*,  
21. Juli 1906.

10  
Von Siedlungen oder Kolonien  
war erst nach 1918 die Rede.



8  
Aussersihl in einer Ballon-  
aufnahme von Eduard Spel-  
terini 1903. Das Luftbild enthält  
die Dichte und Endlosigkeit  
der Grossstadt. Der gemein-  
nützige Wohnungsbau suchte  
dazu Alternativen

Foto: BAZ

9  
Die städtische Siedlung Riedti  
(Stadtbaumeister Friedrich  
Wilhelm Fissler). Individualisie-  
rende Architektur und  
sorgfältig gefasste Aussen-  
räume. Das abgebildete  
Modell wurde an Städtebau-  
ausstellungen in Zürich,  
Bern, Düsseldorf, Berlin und  
London ausgestellt

Modellfoto: 1910, BAZ



Das Pionierwerk, die städtische Siedlung Limmat I (VIII 1) setzte sich deutlich von der als eintönig und grau empfundenen Mietskasernenumgebung des Industriequartiers ab. Die reiche Fassadengestaltung adalzte die Wohnungen einfacher Leute. Die bewegte Dachlandschaft, der Farbwechsel und eine reichhaltige Fassadendetailierung betonten die Zusammengehörigkeit ebenso wie die Individualität der Häuser und Wohnungen: Ein bildhafter Ausdruck der gesellschaftlichen Integration der Arbeiterschaft mit bürgerlicher Perspektive.

«Für Licht, Luft und freie, frohe Aussicht wurde gesorgt, soweit es nur möglich war», schrieb die Fachpresse. «Die drei Höfe sind weite, sonnige Spielplätze, die man reichlich mit Bäumen bepflanzt hat.»<sup>11</sup> Nicht Gewerbebauten und Zäune unterteilten Hinterhöfe wie sonst üblich, sondern wirkliche Spiel- und Freizeiträume luden zum Aufenthalt. Auch in den Strassen zogen mit Bäumen und Vorgärten Landschaftselemente in die Stadt der Arbeiter ein. Die Gliederung der Wohnungen folgte dem Sonnenlauf. Soweit als möglich wurden Wohn- und Schlafzimmer nach Süden und Osten ausgerichtet. Elf Wohnungstypen unterschiedlicher Grösse trugen zur sozialen Durchmischung, zum «Nebeneinanderwohnen verschiedener Bevölkerungselemente» bei, man wollte die negative Ausstrahlung «eines ausschliesslichen Arbeiterviertels» vermeiden.<sup>12</sup> Aus Kostengründen gab es noch keine Einzel- sondern nur Gemeinschaftsbäder und auch noch keine Zentralheizung.

Für den Mittelstand war die zweite städtische Siedlung gedacht, die am Sonnenhang von Oberstrass gelegene Riedlisiedlung (IX 1). Ihre 28 Häuser und Häusergruppen bilden ein vergleichsweise lockeres, architektonisch variiertes Siedlungsgefüge im Heimatsstil. Diese wohl geordnete Vielfalt erinnerte den zeitgenössischen Berichterstatter «sehr an ein gutes, altes, natürlich gewachsenes Dorfbild».<sup>13</sup> Die terrassenartige Gestaltung der Aussenräume, grosszügige Grün- und Freiflächen sowie zwei siedlungsinterne Plätze sorgen für ein erhabenes Wohngefühl. Dazu tragen ebenso die unterschiedlichen aber ausnahmslos grosszügigen Wohnungen mit Diele bei, die alle schon über Bäder verfügen. Die romantische, von Variationsfreude besessene Heimatsstilarchitektur mit Giebeln, Erkern und farbigen Fassaden prägte auch die erste von der Stadt unterstützte Wohnsiedlung der Genossenschaft zur Beschaffung von billigen Wohnungen (Berowisa) an der Bertastrasse (V 1), eine Gründung aus Kreisen sozial gesinnter Bürger um den Warenhausbesitzer Franz Jelmoli. Ganz neue Wege gingen die Gründer der Siedlung «Bergdörfli» (III 1), die 1914 auf der Höhe des Entlisbergs entstand. Als eigentliche Kolonie im Sinn der Gartenstadt besiedelten sie Neuland weitab der Stadt. Ihre von Pflanzgärten umgebenen kleinen Mehrfamilienhäuser verfügen über separate Zugänge für jede Wohnung, so dass der Eindruck gestapelter Einfamilienhäuser entstand.

Während des ersten Weltkrieges spitzte sich die soziale und wirtschaftliche Krise zu und eskalierte 1918 im Generalstreik. Die kriegsbedingte Teuerung erfasste nicht nur die Grundnahrungsmittel, sondern ebenso die Baustoffe. Der private Wohnungsbau war lahmelegel und die Wohnungsnot katastrophal. Die Stadt reagierte mit dem Bau kommunaler Siedlungen auf die Notlage. Die Wipkinger «Schindelhäuser» (XV 1), 1918 als Provisorien in nur 6 Monaten errichtet, sind Zeugen dieser Krisenzeit. Neben den niedrigen Mieten halfen die in den Gartenhöfen angelegten Pflanzgärten, die ärgste Not zu lindern. Ein Brunnen in der Mitte der Siedlung erinnert mit seinen Inschriften bis heute an die Notlage des Kriegsjahrs 1918.

Überhöhte Baukosten zwangen in jenen Jahren zur radikalen Vereinfachung der Formensprache im Wohnungsbau. Der verspielte Detailreichtum wich der schlichten Sachlichkeit grosser, uniformer Baukörper mit Walmdächern und schmucklosen Putzfassaden. Die 1919 erbaute städtische Wohnsiedlung

Siedlungen der Zwanzigerjahre. Die neue Sachlichkeit gehörte nicht allein der Not, sondern folgte einem neuen architektonischen Trend. Der Winterthurer Architekt Robert Rittmeyer forderte 1919 in diesem Sinn eine Typisierung und Vereinfachung im Wohnungsbau, eine «gute Konvention für den Wohnungsgrundriss gleichartiger Bevölkerungsschichten, aus der sich auch äusserlich einheitliche, bestimmte Typen herausbilden werden. (...) Die nervöse Sucht nach Abwechslung weicht wohlthuender Ruhe in Gleichartigkeit und Geschlossenheit der Baumassen.»<sup>14</sup>

#### Quartierbildungen 1921–1934

Waren die Siedlungen von Stadt und Baugenossenschaften bis zum 1. Weltkrieg noch isolierte Zeichensetzungen gewesen, wurde der gemeinnützige Wohnungsbau im Lauf der Zwanzigerjahre zu einem bedeutenden Zweig der Stadtentwicklung. Rund 14 000 Wohnungen wurden zwischen 1919 und 1934 von Stadt und Genossenschaften erbaut, fast die Hälfte des gesamten Zuwachses. Ganze Wohnquartiere – rund um den Röntgenplatz, im Sihlfeld, am Friesenberg, Milchbuck und in Wollishofen – erhielten durch die Siedlungen der Baugenossenschaften ihren besonderen Charakter. Die Erneuerung der Welt im Siedlungsmassstab war Programm geworden. Dora Staudinger, eine wichtige Zürcher Theoretikerin des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, prophezeite 1919, dass der kapitalistische Wohnungsbau bald ganz verschwinden und «an seine Stelle sozialer Bodenbesitz und sozialer Häuserbau» treten werde. Sie sah die Genossenschaften als Teil der sozialistischen «Befreiungsbewegung unserer Zeit, welche die Arbeit erlösen und den Menschen zu sich selbst und seiner Würde führen will».<sup>15</sup>

Der städtebauliche Wettbewerb Gross-Zürich hatte die planerischen Grundlagen für den Wachstumsschub der Zwischenkriegszeit geliefert. Sein Grundmotiv war der Gartenstadt-Gedanke, die Vision der räumlichen Durchdringung von Stadt und Land und die Schaffung durchgrünter Wohnquartiere. Der ausführliche Schlussbericht<sup>16</sup> diente als Handbuch für die weitere Entwicklung Zürichs und verschiedene Preisträger bauten gemeinnützige Siedlungen, so etwa Kündig und Oetiker, Albert Froelich, die Gebrüder Bräm oder Otto Streicher. «Eine Heimat dem neuen Menschen» hatten Albert Bodmer und Konrad Hippenmeier ihren Wettbewerbsbeitrag genannt.<sup>17</sup> Damit war der sozialreformersche Impuls des Städtebaus dieser Phase auf den Punkt gebracht.

Bundessubventionen legten 1919 den Grundstein zum Aufschwung der Baugenossenschaften. Als diese 1923 eingestellt wurden, sprang die Stadt Zürich in die Lücke und beschloss im August 1924 ein neues Reglement für die Förderung des Wohnungsbaus, welches im Wesentlichen bis heute gilt.<sup>18</sup> Neben der Abgabe von preiswertem Bauland spielt darin die städtische Finanzhilfe die Hauptrolle. Damit waren nicht Subventionen gemeint, sondern günstige hypothekarische Darlehen weit über die Belehnungslimiten, der Banken hinaus. Mit nur 5.4 Prozent Eigenkapital konnten Baugenossenschaften nun zu bauen beginnen. Dies löste einen Schub von Genossenschaftsgründungen und eine Vielzahl von Bauprojekten aus. Politischer Baumeister der Zürcher Wohnbauförderung und ihrer Einbindung in übergeordnete Ziele einer sozialen Stadtentwicklung war Stadtrat Emil Kibit, 1911–1928 Vorseher des Zürcher Bauwesens und 1928–1942 Stadtpräsident. Ihm gelang es, bürgerliche und sozialistische Kräfte für seine Ziele zu begeistern und die private Initiative vieler Dutzend Baugenossenschaften mit städtischer Hilfe im Sinn seiner städtebaulichen Vision zu bündeln. Zwei erfolgreiche Teilnehmer des Wettbewerbs Gross-Zürich standen ihm dabei als Chefbeamte zur Seite: Stadtbaumeister Hermann Herter und Stadtplaner Konrad Hippenmeier. Über die Zuteilung von Grundstücken und die Vergabe städtischer Fördermittel hatten sie enormen Einfluss auf die Planung der neuen Wohnsiedlungen.

Die Wohnbauarchitektur der Zwischenkriegszeit war einheitlicher und grossmassstäblicher als die frühen Pionierwerke und noch ausschliesslicher auf die Bedürfnisse von Kleinfamilien mit zwei bis drei Kindern ausgerichtet. Die Bautätigkeit konzentrierte sich zum grössten Teil auf 3-Zimmerwohnungen, um den Zwang und Anreiz zur Aufnahme familienfremder Untermieter zu unterbinden. Beharrliche Sparanstrengungen führten zu einer Reduktion und Angleichung der Wohnungsgrundrisse auf ein hundertfach wiederholtes und optimiertes Grundmuster. Die Enge der Wohnungen stand im Kontrast zur wachsenden Grosszügigkeit im Umgang mit dem Boden: Vorgärten und weiträumige Innenhöfe charakterisieren in Verbindung mit breiten, alleegesäumten Strassen, die imposanten Blockrandsiedlungen in Wiedikon und Aussersihl. In peripheren Lagen wie Wollishofen oder Milchbuck ging die Auflockerung der Siedlungsstruktur noch weiter. Frei stehende, lang gestreckte Zeilenbauten folgten den Quartierstrassen und umschliessen locker bebaute Grünanlagen.

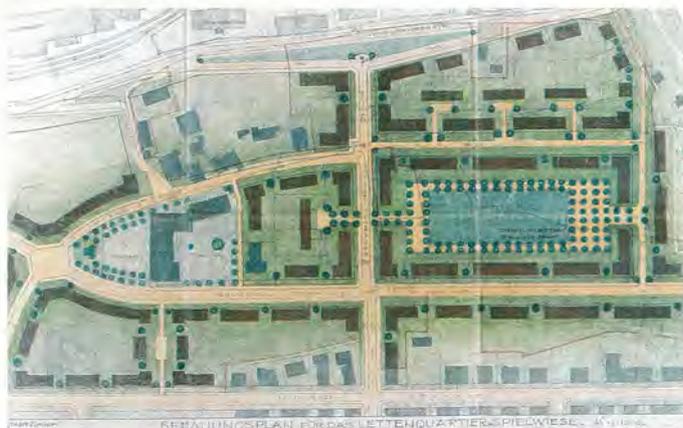
Die Stadterweiterungen der Zwischenkriegszeit dokumentieren im Übergang vom Blockrand- zur Zeilenbebauung die Suche nach der adäquaten Umsetzung eines lebensreformerischen Licht-Luft-Sonne-Städtebaus. Die Abkehr von der üblichen Mietskasernenbebauung geschah dabei schrittweise und durch verschiedene Massnahmen:

- durch geringere Grundstücksausnutzung wegen fehlender Hinterhofbebauungen oder wegen geringerer Geschosshöhe oder Gebäudetiefe;
- durch Anlage von Vorgärten und/oder Begrünung des Hofes;
- durch den Bau von Kinderspielflächen aber auch Kindergärten im Hof beziehungsweise integriert in einzelne Baukörper;
- durch Öffnung des allseits geschlossenen Blockrandes, zum Beispiel durch Auflösung der Blockecken und damit Vermeidung von schwierigen Eckwohnungen;
- durch die immer konsequentere Orientierung der Wohnungen zum Sonnenlauf, was die einzelnen Baukörper schrittweise zu eigentlichen Häuserzeilen machte, die längs den Strassen um einen Freiraum gruppiert beziehungsweise senkrecht zur Strasse gestellt wurden.

Als konsequenteste Umsetzung dieser modernen Wohnbautypologie gilt die Werkbundsiedlung Neubühl (III 17). An ihr waren die wichtigsten Exponenten der Schweizer Moderne beteiligt. Diese Siedlung nahm ein Thema vorweg, welches erst in der Pluralismusdebatte der Nachkriegszeit so richtig auf die Tagesordnung kam: den Mix unterschiedlicher Wohnungsgrössen in einer Siedlung, um unterschiedlichen Haushaltsformen und Altersgruppen Raum zu geben und Umtzüge innerhalb der Siedlung zu ermöglichen.

Auch wenn mehrheitlich Geschosswohnungen gebaut wurden, so war das Wohnideal Eigenheim doch immer präsent. Am Friesenberg (VI 1–6) entwickelte sich durch das Zusammenwirken von genossenschaftlicher Initiative und städtischer Bodenpolitik eine eigentliche Gartenstadt, die von weiten Grünflächen umschlossen und von radialen Grünzügen durchdrungen ist. Die typisierten, parallelen Reihenhausezeilen der Familienheim-Genossenschaft verkörperten in dieser Neuland-Kolonie die Utopie der Gleichheit und einer besseren, sozialen Welt, in deren Zentrum die Familie stehen würde.

Unter der Fragestellung «Hochbau oder Flachbau» wollte man Ende der Zwanzigerjahre wissenschaftlich ergründen, welche Bauweise die billigere sei, das Mehrfamilienhaus oder das Reihenhäuser. Die gleichen Architekten bauten die Siedlungen Erismannhof (VII 5) und Uthof (VII 20) und wurden dabei



Bebauungsplan für das Lettenquartier (Stadtbaumeister Hermann Herter). Das Lettenplateau wurde 1907 von der Stadt für den gemeinnützigen Wohnungsbau erworben. Der Bebauungsplan von 1920 zeigt die Anlage der künftigen Siedlungen, der Schule und öffentlichen Freiflächen. Er steuerte während dreier Jahrzehnte die Entwicklung des Quartiers, das von zwei Baugenossenschaften überbaut wurde.  
Plan: Stadterwerb Zürich

Der Übersichtsplan des Friesenbergquartiers (Architekt Heinrich Peter) zeigt die Vision einer intensiv durchgrünten und systematisch geordneten Gartenstadt im Geist der Moderne. Er wurde in Teilen verwirklicht. Grosse Teile des Areals sind als Freiflächen für Landwirtschaft, Sport und Erholung ausgeschieden. Grünzüge entlang der Bachläufe verbinden Stadt und freie Landschaft.  
Plan: Dank Wehrli 2/1934



# BESTEHENDE · AUSGEFÜHRTE UND PROJEKTIERTE BEBAUUNG GLATTAL · SCHWAMENDINGEN

BUILDINGS ALREADY EXISTING BUILT OR PROJECTED IN GLATTAL · SCHWAMENDINGEN ZÜRICH  
 CONSTRUCTIONS EXISTANTES ET PROJETS DÉJÀ EXÉCUTÉS OU ENCORE À L'ÊTRE À GLATTAL · SCHWAMENDINGEN



- WOHNBEBAUUNG  
 RESIDENTIAL AREA - ZONE D'HABITATION
- NIEDRIG - LESS POPULATED AREAS - CONSTRUCTIONS BASSES
  - HOCH - DENSELY POPULATED AREAS - CONSTRUCTIONS ÉLEVÉES
  - ALTE BEBAUUNG - OLD BUILT-UP AREA - CONSTRUCTIONS ANCIENNES
  - ALTE DORFKERN - OLD VILLAGE CENTRE - CENTRE VILLAGER
  - INDUSTRIEZONE - INDUSTRIAL AREA - ZONE INDUSTRIELLE
  - LANDWIRTSCHAFTSZONE - AGRICULTURAL AREA - ZONE AGRICOLE
  - HALBLANDWIRTSCHAFTLICHE BEBAUUNG - SEMI-RURAL COLONY - COLONIE SEMI-AGRICOLE
  - GARTENZELE - GARDEN AREA - ZONE DE VERGÈRES
  - SCHULHÄUSER, KINDERGÄRTEN - SCHOOLS, BUILDINGS - ÉCOLES CRÈCHES ET JARDINS D'ENFANTS
  - KIRCHEN U. QUARTIERZENTREN - CHURCHES AND SUBURBAN CENTRES - ÉGLISES ET CENTRES DE QUARTIERS
  - WALD - WOODED AREAS - BOIS
  - EISENBAHN - RAILWAYS - VOIES FERRÉES
  - EISENBAHN - PROJEKT - RAILWAYS PROJECTED - VOIES FERRÉES EN PROJET
- ÖFFENTLICHE BÄUEN  
 PUBLIC BUILDINGS - EDIFICES PUBLICS

1:2500

HOCHBAUAMT DER STADT ZÜRICH  
 STADTBAUMEISTER

von einer Gruppe Spezialisten begleitet. Die Wirtschaftlichkeitsanalyse ergab, dass die Mietbelastung in beiden Siedlungen vergleichbar sei, sofern man den Gartenertrag an Lebensmitteln in der Reihenansiedlung Uthof als Neben-erwerbseinnahmen mit einrechnete.

#### Stadtlandschaft 1942–1957

Seine grösste Ausdehnung erreichte der gemeinnützige Wohnungsbau in Zürich nach dem 2. Weltkrieg. Schon 1942 kurbelte der Bund den Wohnungsbau mit Subventionen an, um einer Wohnungsnot wie 1918 vorzubeugen. Innerhalb weniger Jahre füllten sich die 1934 eingemeindeten Vororte wie Altstetten, Seebach und Schwamendingen mit neuen, einheitlich geplanten Wohnquartieren. In 16 Jahren entstanden rund 135 gemeinnützige und geförderte Siedlungen mit annähernd 10 000 Wohnungen. Die Ausgestaltung der gemeinnützigen Siedlungen als Elemente einer harmonischen Stadtlandschaft war das eigentliche Thema dieser Phase. Das «Organische» wurde zur Metapher gegen individualistische Spekulation ebenso wie gegen totalitären Schematismus. Im Zentrum «organischer Stadtbaukunst» (Hans-Bernhard Reichow)<sup>19</sup> stand die Analogie zwischen dem natürlichen Aufbau einer Gemeinschaft aus freien Individuen und dem strukturellen Aufbau der Stadt. So wie die Mitglieder einer Familie um den Familientisch, so sollten sich Bauten um einen gemeinsam genutzten Raum gruppieren und eine Nachbarschaft bilden.<sup>20</sup> Und ähnlich sollten sich die Nachbarschaften um gemeinsam genutzte Infrastrukturen wie Läden, Schulen oder Kindergärten zu einem Quartier zusammenfügen, und diese Quartiere wiederum um das Zentrum zu einer organischen Stadt.<sup>21</sup>

Der Zürcher Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner (1942–1957) nutzte geschickt die Gestaltungsmacht, die ihm die Subventionspolitik bot, zur Anlage musterhaft gestalteter Stadtstrandquartiere.<sup>22</sup> Für die künftigen Entwicklungsgebiete liess er Überbauungspläne aufstellen, die ein Idealbild der erwarteten Besiedlung festhielten. Sie definierten Baugebiete und Grünflächen, die Lage von Schulhäusern, Kirchen und Quartierzentren, die Führung der Strassen, und Fusswegverbindungen, sogar die erwünschte Stellung der künftigen Bauten. Um diese Vision umzusetzen, hatte er zwei Instrumente in der Hand: Er entschied über die Vergabe von Subventionen und konnte darüber hinaus für grössere Überbauungen ein beschleunigtes Planungsverfahren anbieten.

Auf der Grundlage dieser Pläne entstanden eigentliche Gartenstädte in funktionaler und städtebaulicher Hinsicht und im architektonischen Geist der Nachkriegsmoderne. Schwamendingen ist das auch schweizweit eindrücklichste Beispiel hierfür. Und in den Quartieren Seebach, Affoltern, Altstetten, Albisrieden, Wollishofen und Höngg sind mehr oder weniger ausgedehnte Teile nach diesem städtebaulichen Leitbild geformt. Die durchgrünte, gegliederte und aufgelockerte Stadt, also ein Hybrid aus herkömmlicher Stadt und Landschaft, wurde zum eigentlichen städtebaulichen Leitbild der Vierziger- und Fünfzigerjahre.

Inzwischen war die Zeilenbauweise fast zur Regelbauweise geworden, in ihrer monotonen Wirkung nur durch Gruppierung und Staffelung etwas gebrochen. Individualität drückte sich in den Siedlungen jener Jahre in kleinen Details aus: in fein detaillierten Vordächern, zarten Balkonbrüstungen, Blumenfenstern. Der Architekt und Schriftsteller Max Frisch polemisierte 1953 gegen das wohlorganisierte «Weiterdörfeln»: «Siedlungen um Siedlungen, schmuck und gepflegt, sauber, gesund und erschwänglich für jedermann. Die ersten sieben Siedlungen, die man besichtigt, sind erquicklich, alle folgenden nicht schlechter, und doch schleicht sich ein langsames Unbehagen ein.» Eine Siedlung in der Stadt sei kein Dorf, betonte er –, auch soziologisch nicht.<sup>23</sup>

Mit seinem Ruf nach urbaneren Bau- und Wohnformen stand Frisch um 1953 nicht allein. Schon 1951 waren am Letzigraben die ersten Wohnhochhäuser

entstanden, freilich nicht als Möglichkeit, um höhere Wohndichten zu erzeugen, sondern als städtebauliche Dominanten in der Stadtlandschaft. Sie signalisierten trotzdem den Aufbruch in die pluralistische Konsumgesellschaft der Nachkriegszeit, die mit einer Pluralisierung der Bebauungsformen einherging. Die gemischte Bauweise wurde als die adäquate städtebauliche Form dafür postuliert: Hoch-, Mittel- und Flachbau sollten in Gestalt von punktförmigen, zeilenförmigen oder frei geformten Häusern zu einem spannungsvollen Ensemble zusammengefügt werden. Auch die Wohnungstypen wurden nach Art und Grösse abgestimmt, damit sich verschiedene Haushalte und Einkommensgruppen mischten. Der gebaute Aufbruch einer friedlich koexistierenden und sozial durchlässigen, pluralistischen Gesellschaft – allerdings im Siedlungs(Taschen-)format.

#### Rationalisierung 1958–1974

Wirtschaftlicher Aufschwung und technische Neuerungen führten ab Mitte der Fünfzigerjahre zu einer durchgreifenden Rationalisierung der Bauproduktion: Grösser, höher, schneller musste alles werden. Die Kommerzialisierung des Massenwohnungsbaus durch Generalunternehmungen und Versicherungen erzeugte ein neues wirtschaftliches und auch städtebauliches Umfeld für den gemeinnützigen Wohnungsbau: Die nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeplante Grosssiedlung war nicht mehr länger ein spezifisches Erkennungsmerkmal gemeinnütziger Bautätigkeit. Häufig enthielten derartige private Grossüberbauungen zudem auch noch preiswerte Wohnungen.

Die weiträumigen Überbauungen aus der Ära Steiner hatten die Baulandreserven der Stadt inneren weniger Jahre grösstenteils aufgebraucht. Es erschien nun als Gebot der Stunde, einer weiteren flächenmässigen Ausdehnung durch dichtere Siedlungen Einhalt zu gebieten. Die Rationalisierung der Planung ging dabei mit der Rationalisierung der Bauvorgänge mittels Vorfabrikation und Elementbauweise einher.<sup>24</sup> Das Steuerungsmittel von Bundessubventionen gab es seit 1950 nicht mehr. Stattdessen entdeckten die Behörden unter Stadtbaumeister Arnold Wasserfallen die Arealüberbauung als neues Steuerungsinstrument: Sie stellten für grössere, einheitlich geplante Überbauungen einen Ausnützungsbonus in Aussicht. Mit diesem Versprechen gelang es vielerorts, private Grundeigentümer zur gemeinschaftlichen Entwicklung von städtebaulichen Gesamtplänen zu gewinnen. An den äussersten Rändern der Stadt entstanden so schwerpunktmässig verdichtete, von Hochhäusern dominierte Grosssiedlungen, meist als Kooperation privatwirtschaftlicher und gemeinnütziger Bauträger. Beispiele dafür sind Hirzenbach, Unteraffoltern, Holzerhurd, Am Suteracher oder die Grünu.

Den formalen Zusammenprall von Stadt und Land nahmen die Planer als reizvoll wahr, und ästhetisch gut gelöste Wohnhochhäuser wurden durchaus als Beitrag zur Schönheit von Wohnquartieren empfunden. Die Zeitschrift *Das Wohnen* feierte 1958 das damals höchste Wohnhochhaus der Schweiz im Hirzenbachquartier als «Symphonie aus Vertikalen und Horizontalen, von Beton, Stahl und Glas».<sup>25</sup> Die beiden Hochhausscheiben in Unteraffoltern (XVIII 16) stellten die schweizerische Variante der Unité von Le Corbusier dar. Die gemischte Bauweise erschien hier nicht mehr als organische Bebauungsstruktur, sondern als Zusammenspiel geometrischer Regeln und Volumen, die kubische Moderne kehrte in neuen Dimensionen wieder.

Mit dem Postulat von der «Neuen Stadt» wurde auch die Debatte darüber, was denn Stadt ausmache, fortgesetzt. Die Stadtlandschaft in ihrer funktionsgetrennten Realisierungsform geriet zunehmend in Kritik. Das Schlagwort von der «Urbanität durch Dichte» des Soziologen Edgar Salin wurde als neues städtebauliches Leitbild von der Planerschaft adoptiert: Urbanität sei nur durch funktionale, soziale, räumliche und atmosphärische Dichte zu haben.

Das Lochergut (VII 16) mit seinem Laden- und Gewerbesockel und dem darüber aufragenden Scheibenhochhaus entsprach diesem neuen Leitbild. Die durch-rationalisierte Bauweise der Wohnbauten aus jener Zeit lässt vergessen, dass sie mit breit gefächerten Wohnungsspiegeln auf die von Soziologen beschriebene Differenzierung von Gesellschaft und Lebensstilen eine Antwort boten. Die Grundrisse waren funktionalistisch durchorganisiert: Schlafzonen, Nasszellen, Wohnzonen waren die Termini. Aber auch dem Traum vom Einfamilienhaus wurde weiter nachgelebt: Maisonettewohnungen ermöglichten im Mehrfamilienhaus das Gefühl vom Eigenheim. Als besondere Bauaufgabe tauchten vermehrt Alterssiedlungen auf. Manchmal als eigenständige Siedlungen, häufig aber auch integriert in Wohnsiedlungen für Jüngere.

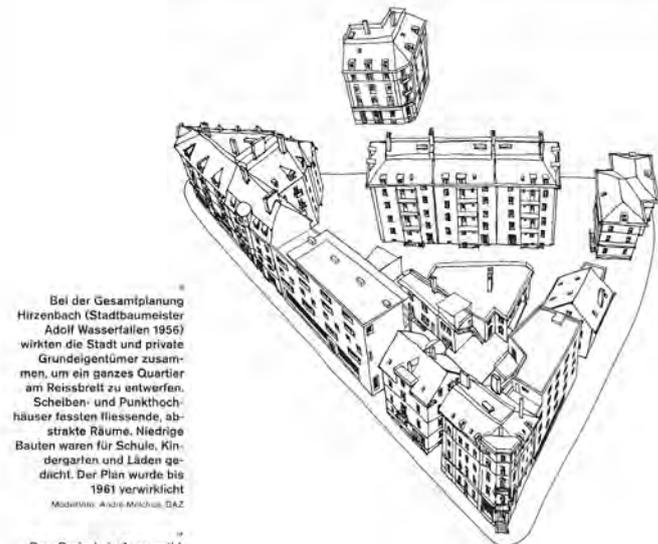
Erst ab den Siebzigerjahren meldete sich nachhaltig die Wohnungs- und Städtebautheorie zu Wort und übte Kritik an den funktionalistischen Blöcken und architektonischen Grossformen. Der Fortschrittsglaube wurde durch Öl- und Wirtschaftskrise nachhaltig erschüttert. Individualität und Wertschätzung des Allbaubestandes wurden zu Themen, die die nächste Phase des gemeinnützigen Wohnungsbaus beeinflussten. Bis Ende der Siebzigerjahre wurde allerdings noch mehrheitlich im Sinne der Wirtschaftswunderzeit weitergebaut. Hardau und Grünau sind die letzten grossen städtebaulichen Manifestationen dieser Phase. Und die Siedlung Furttal, die überzeugend den Beweis antrat, dass individualisiertes Wohnen auch in einem durchrationalisierten Gebäudekomplex mit vorgefertigten Bauelementen sehr wohl möglich ist. Dennoch konnte diese Bauweise die Vorurteile gegenüber dem industrialisierten Wohnungsbau nicht entkräften.

#### Rückeroberung und Stadtreparatur 1975–1998

1973 publizierte der Club of Rome seinen Bericht über die «Grenzen des Wachstums» und noch im gleichen Jahr unterstrich die OPEC mit einem Liefer-boikott für Erdöl deutlich, dass Rohstoffe nicht unbegrenzt beziehungsweise uneingeschränkt zur Verfügung stehen. In der rasch um sich greifenden Kritik an Wachstumsglauben und technokratischem Fortschrittsdenken nahmen sich neu erstellte Grosssiedlungen wie die Grünau oder Hardau geradezu anachronistisch aus. Sie wurden von Kritikern als Beispiele anonymer Käfighaltung von Menschen und als Beitrag zur Umwelzerstörung gebrandmarkt, das Wohnen im Hochhaus verlor fast über Nacht jedes Prestige.

Nicht nur der Bau von verdichteten Grosssiedlungen stiess um die Mitte der Siebzigerjahre an Grenzen, auch die Erneuerung der bestehenden Wohnbauten begegnete immer öfter militantem Widerstand der Bewohner, die sich gegen «Häusermord» und «Luxussanierungen» organisiert zu wehren wussten. Vor allem die Stadt sah sich bei tiefgreifenden Umbauprojekten mit massiver Kritik konfrontiert. In Anlehnung an deutsche Bemühungen um die Wiederbelebung der zerstörten Innenstadtkviertiere (IBA Berlin 1987) war auch in Zürich von «Stadtreparatur» die Rede. Gemeint war die Wiederaufnahme und Neuinterpretation der Blockrandbebauung als städtebauliche Figur, beim Neubauen im innerstädtischen Kontext. Ein paradigmatisches Beispiel war schon 1984 der Manessehof der Familienheim-Genossenschaft Zürich (V 31), ihm folgten im Jahrzehnt darauf städtische Wohnsiedlungen wie Tramdepot Tiefenbrunnen (XII B) oder Selnau (I 3).

Die Statistiker registrierten Jahr für Jahr schrumpfende Haushaltsgrössen, wachsende Anteile von Paar- und Single-Haushalten, von geschiedenen Ehen und von kollektiven Haushaltsformen. Die Zahl der Alten und der Jungen wuchs, die der Familien ging immer stärker zurück und schon um die Mitte der Achtzigerjahre bildeten Einpersonenhaushalte in den Städten die absolute Mehrheit. Diese Vereinzelung trug viel dazu bei, dass der Wohnflächenbedarf pro Person seit damals stetig um einen halben Quadratmeter pro Jahr gewachsen



Bei der Gesamtplanung Hirzenbach (Stadtbaumeister Adolf Wasserfallen 1956) wirkten die Stadt und private Grundeigentümer zusammen, um ein ganzes Quartier am Reissbrett zu entwerfen. Scheiben- und Punkthochhäuser festeten fließende, abstrakte Räume. Niedrige Bauten waren für Schule, Kindergärten und Läden gedacht. Der Plan wurde bis 1961 verwirklicht

Modellbau: André Mächler, DAZ

Das «Dreieck» in Aussersihl. Erst sollten die Häuser einer Strassenerweiterung weichen, dann einer Neuüberbauung. Die Bewohnerinnen und Bewohner kämpften erfolgreich für ihren Lebensraum. Als Genossenschaft Dreieck setzten sie die Häuser in stand und ergänzten sie mit zwei Neubauten

Zeichnung: Hans Koller, Genossenschaft Dreieck

ist. Im gesellschaftlichen Umbruch lösten sich viele scheinbare Gewissheiten der privaten Lebensführung auf: Junge Menschen sahen ihr Ideal immer weniger in einem Leben am Stadtrand mit Kleinfamilie, Kleinwohnung und Kleinwagen. Stattdessen entdeckten sie die Innenstädte neu, die preiswerten Altbauwohnungen in den Blockrandquartieren, das Leben allein oder in Wohngemeinschaften, die Freiheit offener oder wechselnder Lebenspartnerschaften. Auf diesen Wandel waren Stadt und Baugenossenschaften nicht eingestellt. Sie verlangten von ihren Mieterinnen und Mietern immer noch gültige Trauscheine, Kinder – und oft den Schweizer Pass.

In jenen Jahren bildeten sich zur Rettung innerstädtischer Altbauten vielfach kleine Genossenschaften, die mittels sanfter Instandsetzung billigen Wohnraum erhalten wollten. Die 1981 gegründete Wogeno bot solchen Bestrebungen ein genossenschaftliches Dach, das beim Erwerb alter Häuser die Finanzierung und Instandsetzung erleichterte, ohne den Hausgemeinschaften ihre kollektive Selbstbestimmung zu nehmen. Mit Neugründungen wie der Wogeno (1981) oder später dem Dreieck (VII 21) oder Kraftwerk 1 (VIII 13) erweiterte sich die Genossenschaftsbewegung um ein neues Segment. Selbstbestimmtes Wohnen (und Arbeiten) in der Hausgemeinschaft wurde praktisch erprobt. Die dabei zu Tage tretende Vielfalt und Wandelbarkeit der Bedürfnisse führte zu neuen Begriffen, die bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren haben: Gleichwertigkeit und Nutzungsneutralität der Räume, Anpassbarkeit der Grundrisse, Wiederentdeckung der Küche als Wohnraum, des privaten Aussenraums als Zimmer im Freien, Zonierung der öffentlichen, halböffentlichen und privaten Bereiche in der Wohnung selber und vor allem auch in ihrem Umfeld.<sup>28</sup> Die Wohnsiedlungen Hellmutstrasse (VII 19) und Brahmshof (V 32) zeigten eine didaktische Umsetzung des neuen Gemeinschaftswohnens in Architektur.

Insgesamt blieb aber der genossenschaftliche Wohnungsbau in den Achtziger- und Neunzigerjahren bescheiden und konzentrierte sich zum weitaus überwiegenden Teil auf das Renovieren bestehender Siedlungen, meist verbunden mit Fassadenisolationen, gelegentlich mit Balkonverlängerungen oder dem Anbau von Wintergärten. Viele Überbauungen verloren durch schematische Eingriffe dieser Art an gestalterischer Prägnanz, ohne dass sich ihr Wohnwert wesentlich verbessert hätte.

#### Neue Orte 1999–2007

Der jüngste Aufschwung des genossenschaftlichen Bauens setzte in den späten Neunzigerjahren ein und brachte bis 2005 einen Bestandeszuwachs von 34 000 (1994) auf rund 36 000 Wohnungen, trotz zahlreicher Abbrüche und Wohnungszusammenlegungen. Am Stadtrand oder mitten im Bestand entstanden neue Orte. Diese aktive Bautätigkeit gab der Stadt Zürich seither grundlegend neue Entwicklungsimpulse und fand mit der hohen Qualität der Wohnbauten internationale Beachtung. Ein entscheidender Anstoss ging vom Impulsprogramm des Zürcher Stadtrats aus, welcher 1998 auf Initiative des neu gewählten Elmar Ledergerber den Bau von «10 000 grossen Wohnungen in zehn Jahren» zum Legislaturziel erhob. In der Folge wurden nicht nur letzte städtische Baulandreserven mobilisiert und kommunale Wohnsiedlungen erneuert. Das Legislaturprogramm war zugleich ein Signal an die privaten und genossenschaftlichen Bauträger, dass Erneuerungsprojekte willkommen seien. Die Baugenossenschaften waren sich seit längerer Zeit bewusst, dass ihr Wohnungsangebot den Bedürfnissen von Familien immer weniger gerecht wurde. Bis dahin hatten sie jedoch bei Abbruchplänen nicht nur mit dem Widerstand der Betroffenen zu rechnen gehabt, sondern auch mit öffentlicher Kritik und einer ablehnenden Haltung der Behörden. Nun erfasste eine Erneuerungswelle die genossenschaftlichen Siedlungen, die oft auch Ersatzneubauten mit einschloss.

Nach anfänglichen Misserfolgen und harten Auseinandersetzungen mit betroffenen Bewohnerinnen und Bewohnern lernten die Genossenschaften, die Erneuerung ihrer Siedlungsportefeuilles als strategische Aufgabe zu betrachten, die sich über viele Jahrzehnte erstreckt und langfristig geplant werden muss. Manche erstellten Strategieplanungen für 20 oder 25 Jahre, die aufzeigten, welche Häuser oder Siedlungskomplexe in diesem Zeitraum renoviert, durch Umbau modernisiert oder durch Neubauten ersetzt werden sollten. Die Diskussion dieser langfristigen Erneuerungskonzepte mit den Mitgliedern schuf Vertrauen und gab den Betroffenen Zeit, sich auf den in drei, fünf oder vielleicht erst zehn Jahren geplanten Abbruch ihrer Wohnung einzurichten.

Ein Blick auf die zahlreichen städtischen und genossenschaftlichen Neubauten seit 1998 lässt keine typologischen Trends erkennen. Vielmehr reagieren die Projekte auf die Gegebenheiten des jeweiligen Orts und die sich individualisierende Wohnungsnachfrage. In der städtischen Siedlung Werdwies (XIV 48) bilden «Palazzini», frei stehende Punkthäuser mit öffentlichen oder gemeinschaftlichen Nutzungen in den Erdgeschosses, eine neue urbane Mitte im Grünaquartier. Eine ähnliche Grundstruktur wählte die Genossenschaft ASIG für ihre Neubauten im Steinacker (XI 8). Die Zeilenstruktur der Gartenstadt aus den Vierzigerjahren wurde in einigen Ersatzneubauten neu interpretiert: So von der Siedlungsgenossenschaft Vitasana am Burriweg (XX 54) oder in der Siedlung Katzenbach (XIX 2) der Baugenossenschaft Glattal. Mindestens ebenso häufig sind aber auch expressive Grossformen, wie etwa die organisch geformten Blöcke der Wohnsiedlung Vista Verde (IV 12) oder die Siedlung Paul Clairmont-Strasse (VI 23). Vor allem an lärmbelasteten Lagen schliessen sich solche grossen Komplexe auch zu introvertierten Ringbebauungen, wie beim Projekt «Ringling» im Stadtrandquartier Rütihof (XVI 30) oder den geplanten Neubauten der Baugenossenschaft Sonnengarten im Triemli (XIII 2).

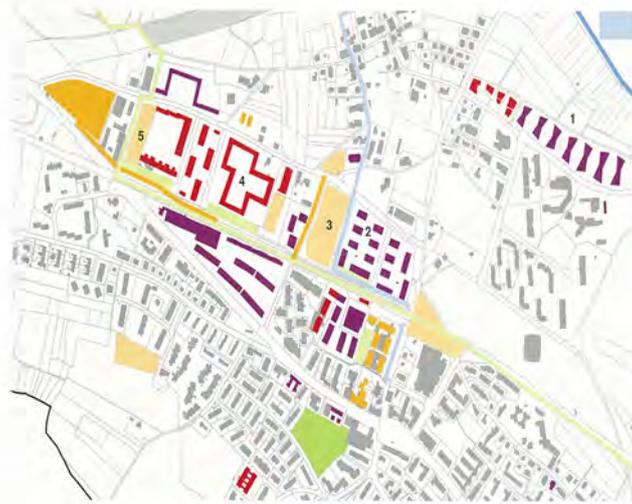
Der grösste Teil der Neubauten, und das ist der Schlüssel zu dem auffallend hohen Qualitätsniveau, entsteht auf der Grundlage von Architekturwettbewerben. Für kommunale Siedlungen und für Bauten auf städtischem, im Baurecht vergebenem Land verlangt dies die Stadt schon seit der Amtszeit von Stadträtin Ursula Koch (1986–1998). Die Kultur des Wettbewerbs hat eine neue Art der Konkurrenz unter den Bauträgern gestärkt. Heute wetteifern die Genossenschaften nicht nur um besonders preiswerte und ökologisch nachhaltige, sondern auch um architektonisch hochstehende Projekte. Sie machten die Erfahrung, dass die Aussagekraft der Architektur auf die Vermietbarkeit ihrer Wohnungen unmittelbaren Einfluss hat und die Identität der Siedlung im Quartierkontext stärkt.

Trotz enger Kostenlimite hat sich in den letzten Jahren vor allem auf der Ebene des Wohnungsgrundrisses eine enorme Vielfalt und Innovationsfreude entwickelt, die dem gesellschaftlichen Trend zur Individualisierung sehr entgegenkommt. Die Gleichwertigkeit der Individualzimmer hat sich als Grundsatz durchgesetzt und schon aus Kostengründen ist der zusammenhängende Wohnraum mit Küche sehr häufig anzutreffen. Er wird in neueren Siedlungen jedoch oft durch Abdehnung der Küche oder eine Z-förmige Staffelung in Zonen gegliedert, die das Wohnen vom Kochen und Essen trennen. Schiebetüren erlauben wechselnden Gebrauch angrenzender Zimmer als Wohnraumerweiterung, Arbeitsraum oder Schlafzimmer. Öfter bieten die Wohnungen die Möglichkeit eines Rundlaufs, nicht selten sind Individualzimmer durch Türen direkt verbunden und bilden intime Raumgruppen mit eigenem Bad. Oder man trifft am Wohnungseingang auf individuell zugängliche Zimmer für autonome Haushaltsmitglieder. Grosse, bewohn- und möblierbare Aussenräume sind ein unverzichtbarer Bestandteil moderner Wohnungen, wobei der Schutz der Privatsphäre vor Einsicht auf unterschiedlichem Weg erreicht werden kann: durch den Einzug als Loggia ins Innere des Gebäudes, durch horizontale Staffelung der Baukörper selber, gelegentlich auch durch unregelmässigen Versatz der Freisicht auf der Fassade.

Wohnbauten sind langfristige Investitionen. Die Grundsätze der Nachhaltigkeit besitzen daher für langfristig kalkulierende Eigentümer wie die Baugenossenschaften besonderes Gewicht. Das bedeutet zum Beispiel, dass die Konstruktionsweisen eine spätere Anpassung und Veränderung der Grundrisse nicht behindern sollten. Es kann weiter zur Überlegung führen, mit Blick auf den langfristigen Unterhalt solide und gut alternde Materialien vorzuziehen, auch wenn Lösungen wie etwa die Backsteinfassaden des Kraftwerk 1 oder der ABZ-Siedlung Ruggächer kurzfristig mehr kosten. Die Verwendung erneuerbarer Energiequellen – Solarwärme, Holzschritzelfeuerung oder Wärmegewinnung über Erdregister – hat sich weit herum eingebürgert und die Einhaltung des Minergiestandards ist im genossenschaftlichen Wohnungsbau selbstverständlich geworden. Nur wenn Kriterien der Nachhaltigkeit schon im Frühstadium der Projektentwicklung (im Wettbewerb) eingefordert und kompetent überprüft werden, lassen sich entsprechende Bauten errichten.

Seit ihrer Gründung am Anfang des 20. Jahrhunderts bauten die Baugenossenschaften für eine einheitliche und hinreichend definierbare Zielgruppe: Für Familien mit Kindern aus den unteren und mittleren Einkommensgruppen. Arbeiter- und Angestelltenschaft, die Träger der Genossenschaft, besaßen als soziale Gruppen bis weit in die Nachkriegszeit hinein eine gemeinsame soziale, kulturelle und politische Identität und relativ einheitliche Lebensbedingungen. Die Einheitlichkeit der Siedlungsarchitektur brachte dies zum Ausdruck. Ausserhalb des begünstigten Kreises blieben nicht nur der gewerbliche Mittelstand, sondern auch die eigentlichen Unterschichten, die kinderreichen Familien, die Alleinstehenden, Migrantenfamilien und Personen mit unregelmässigem Einkommen. Für sie sorgten zum Teil der kommunale Wohnungsbau und städtische Stiftungen mit besonders preiswerten und subventionierten Wohnungen. Grösstenteils blieben diese Gruppen aber auf den privaten Markt angewiesen. Bis weit in die Siebzigerjahre war der Ausländeranteil bei den Baugenossenschaften extrem niedrig. Seither ist er stark angewachsen und erreicht heute annähernd die quartiertypischen Durchschnittswerte. Generell haben sich die Baugenossenschaften geöffnet – auch gegenüber Unverheirateten, Alleinerziehenden oder Wohngemeinschaften und gegenüber akademisch gebildeten Mittelstandshaushalten. Die Orientierung am Familienwohnen steht aber nach wie vor im Zentrum des genossenschaftlichen Auftrags und so liegt der Anteil an Kindern und Jugendlichen in ihren Wohnungen deutlich über dem städtischen Durchschnitt – wie auch der Anteil älterer Personen im Pensionsalter.<sup>27</sup>

Die soziale Integration verschiedener Lebensentwürfe und Lebenswelten und die Unterstützung benachteiligter Bevölkerungskreise bleiben die zentralen Aufgaben des gemeinnützigen Wohnungsbaus. In diesem Zusammenhang immer wieder die zeitgemässe Antwort auf die Frage zu finden, was urbanes Wohnen heute bedeutet, obliegt der Stadt und den Genossenschaften. Sie haben diese Verantwortung in den letzten 100 Jahren beispielhaft wahrgenommen. Dass den Siedlungen in Zürich dabei immer wieder auch ein ganz spezifisches Verhältnis zur Landschaft anzumerken ist, ist kein urbanistisches Amnutzzeugnis eines kleinen Landes mit kleinen Städten: Es ist eher ein Paradigma für eine spezifisch schweizerische, aber im Zeitalter der Deindustrialisierung Europas sehr zukunftsweisende und beispielhafte Form von Urbanität.



Im Quartier Affoltern entstehen ab 2007 rund 2 000 Wohnungen, fast die Hälfte davon im gemeinnützigen Wohnungsbau. Die städtebauliche Studie für das Quartierplangebiet Ruggächer (Graber Pulver Architekten) ist aus einem Wettbewerb des Amts für Städtebau hervorgegangen. Violett: 2007 im Bau oder gebaut, rot: 2007 konkretes Projekt, gelb: 2007 in Vorbereitung

Plan: Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2007

- 1 Neubaussiedlung Wolfswinkel ABZ
- 2 Neubaussiedlung Ruggächer ABZ
- 3 Geplantes Schulhaus
- 4 Neubaussiedlung GBMZ / Hagenbrünneli
- 5 Neubaussiedlung BG Zentraltstrasse



Heterogene Massstäbe im Quartier

# Urbaner Massstab

## Neue Wohnsiedlungen in Zürich

Daniel Kurz Die Wohnsiedlung Im Gut von Peter Märkli thematisiert den menschlichen Massstab im verdichteten Bauen. In der Gegenüberstellung mit neuen Wohnsiedlungen von Bünzli & Courvoisier und von Ballmoos Krucker werden die Massstabsbrünge offenbar.



### Zwei aktuelle Publikationen zum Thema Ersatzneubau:

Dichter. Eine Dokumentation der baulichen Veränderung in Zürich – 30 Beispiele. Hg. Stadt Zürich, Amt für Städtebau, Frank Argast, Christoph Durban, Birgit Kurz, Zürich 2012. 86 Seiten Broschur, 25 Fr., ISBN 978-3-905384-14-7

Ein neues Zuhause. Die Siedlung Triemli 1944–2012. Baugenossenschaft Sonnen-garten, Hg. Daniel Kurz, mit Fotos von Georg Aerni und Barbara Fischer, Zürich: NZZ libro, 2012. 140 Seiten gebunden, 30 Fr. / 26 €, ISBN 978-3-03823-799-0

<sup>1</sup> Das Instrument der «Arealüberbauung» in der städtischen Bauordnung erlaubt für Grundstücke ab 6000 Quadratmetern gegenüber den geltenden Zonenvorschriften drei zusätzliche Vollgeschosse; dies unter der Voraussetzung einer qualitativollen Architektur und hoher Energieeffizienz der Neubauten (aktuell werden Energiewerte analog dem Standard Minergie-P-Eco verlangt).

Zürich wird dichter. In den letzten fünfzehn Jahren wuchs die Stadtbevölkerung um rund 30 000 Personen. Die typischen Wohnsiedlungen der 1940er Jahre weichen immer öfter Neubauten in wesentlich grösserem Massstab. Sieben- oder achtgeschossige Überbauungen treten an die Stelle von dreigeschossigen Zeilenbauten in fließenden Grünräumen – die Ausnützungsziffer steigt dabei von 0,4 bis 0,6 auf maximal 1,3.<sup>1</sup> Bei starker Kompression oder Verdichtung wechseln Substanzen ihren Aggregatzustand: Gas wird flüssig, Flüssiges kristallisiert. Was passiert, wenn Städte dichter werden? Wie viel Druck ist erforderlich, damit aus Wohnsiedlungen Quartiere werden und aus Quartieren Stadt?

Hauptsächliche Akteure der Verdichtung sind in Zürich die gemeinnützigen Baugenossenschaften, die ihre zu klein gewordenen Altwohnungen durch familientauglichen und zukunftsfähigen Wohnraum ersetzen. Die Zürcher Baugenossenschaften arbeiten auf hohem Niveau und setzen internationalen Massstäbe. Ihre Bauprojekte werden fast immer durch Architekturwettbewerbe ermittelt und von guten Büros ausgeführt. Sie liegen bezüglich Energie und Ökologie an der Spitze, und es entstehen erschwingliche Familienwohnungen mit gemeinschaftlichen Räumen und Freiflächen. Fast nie fehlen Gemeinschaftsräume, helle Waschküchen oder Kinderkrippen, und oft ergänzen zudem separate Gästezimmer, Wohngemeinschaften oder Pflegewohngruppen das Programm.

Trotzdem meldet sich, je mehr die Verdichtung durch Neubauten fortschreitet, auch ein gewisses Unbehagen – ähnlich dem, das Max Frisch in seinem Text «Cum grano salis» 1953 beschlich: Es wird zwar hervorragender, nachhaltiger und dringend benötigter Wohnraum bereitgestellt, aber es entsteht dadurch keine Stadt. Es fehlt an der Diversität, an der Mischung der Nutzungen. Und die neue bauliche Dichte genügt nicht, um wirklich städtisches Leben, um Interaktion und Austausch zu ermöglichen. Der Druck ist zu gering, um den Aggregatzustand zu ändern. Und die Verdichtung beschränkt sich auf einzelne Areale, lässt aber die Strassenräume und öffentlichen Freiflächen unberührt.

Bislang richtet sich die Aufmerksamkeit primär auf die privaten und halbprivaten Räume des Areals. Was sich aber zugleich verändert, sind die Räume der Öffentlichkeit – die Strassen, die Quartiere selbst. In diesem Wandel nicht nur einen Verlust, sondern eine Chance zu sehen, würde nach weitergehender Veränderung verlangen: Eine neue Stadt wird gebaut – könnten dabei nicht urbanere Strassen- und Stadträume entstehen? Bestünde nicht die Chance für stärkere Durchmischung der Nutzungen, für einen lebendigeren Mix von Wohnen und Arbeiten? Müssten die heute vorgeschriebenen bzw. durch zurückliegende Baulinien erzwungenen Vorgärten in diesem Prozess nicht städtischeren Strassenräumen mit breiten Trottoirs und Gewerbenutzungen Platz machen? Sind die Baulinien noch am richtigen Ort – oder sollten die Bauten an grösseren Achsen nicht näher an die Strasse rücken? Müssten gar die vorhandenen Nebenstrassen im Quartier zur Disposition gestellt werden? Lassen sich arealübergreifende Freiflächen und Wegverbindungen neu schaffen? Dies sind Fragen, die Architekt und Bauherrschaft nicht auf dem einzelnen Areal lösen können. Dazu braucht es die Moderation einer übergeordneten Stelle. Entsprechende Leitbildprozesse wurden in einzelnen Quartieren (Wallisellenstrasse Schwamendingen und Wollishofen) eingeleitet – sie könnten durchaus noch mutiger vorangetrieben werden.

[...]

Dabei geht es bei weitem nicht nur um Fragen der Volumetrie, sondern ebenso um die Art, wie die Baukörper «am Boden ankommen», um die Ausformulierung und die Nutzung von Erdgeschoss als Sockelzone und Eingangsbereich, um die Definition der Vorgartenbereiche und ihren Bezug zum öffentlichen Raum. Die konzentrierte Anordnung der Baumassen spielt grosse Grünräume frei, die, vernetzt mit vorhandenen Freiräumen, auch dem Quartier einen Mehrwert bieten können. dk

#### Zwei aktuelle Publikationen zum Thema Ersatzneubau:

Dichter. Eine Dokumentation der baulichen Veränderung in Zürich – 30 Beispiele. Hg. Stadt Zürich, Amt für Städtebau, Frank Argast, Christoph Durban, Birgit Kurz, Zürich 2012. 86 Seiten Broschur, 25 Fr., ISBN 978-3-905384-14-7

Ein neues Zuhause. Die Siedlung Triemli 1944–2012. Baugenossenschaft Sonnen-garten, Hg. Daniel Kurz, mit Fotos von Georg Aerni und Barbara Fischer, Zürich: NZZ Libro, 2012. 140 Seiten gebunden, 30 Fr./ 26 €, ISBN 978-3-03823-799-0

<sup>1</sup> Das Instrument der «Arealüberbauung» in der städtischen Bauordnung erlaubt für Grundstücke ab 6000 Quadratmetern gegenüber den geltenden Zonenvorschriften drei zusätzliche Vollgeschosse; dies unter der Voraussetzung einer qualitativollen Architektur und hoher Energieeffizienz der Neubauten (aktuell werden Energiewerte analog dem Standard Minergie-P-Eco verlangt).



# GESPRÄCH ÜBER WOHNUNGSBAU

mit Martin Steinmann, Patrick Gmür, Annette Gigon und Mike Guyer

Quelle: Gigon/Guyer Architekten, Arbeiten 2001-2011, Baden und Zürich 2012

**Martin Steinmann:** Der Zürcher Wohnungsbau hat in den letzten zehn Jahren einen Boom erlebt. Ich meine das nicht nur quantitativ, es ist in allen Städten viel gebaut worden. Ihr habt euch seit mehr als zehn Jahren kontinuierlich mit verschiedenen Formen von Wohnungsbau beschäftigt und aktiv an der Entwicklung teilgenommen. Wie haben sich in dieser Zeit die Bedingungen dieser Bauaufgabe gewandelt?

**Annette Gigon:** Auch wenn die meisten unserer Wohnbauprojekte im Raum Zürich entstanden sind: Je nach Zeit, Ort und Aufgabe ist Wohnungsbau eine ganz andere Sache. Unser erster Wohnungsbau «Broëlberg I» in der Seegemeinde Kilchberg war vor 15 Jahren eines der wenigen Projekte mit Mietwohnungen in gehobenem Standard. Damals gab es in Zürich wenige grosszügige Wohnungen, und der Mittelstand zog nach Möglichkeit ins Grüne, in der Regel in ein Einfamilienhaus. Unsere nächsten Wohnbauprojekte lagen in der Stadt, beinhalteten grössere Wohnungen an gesuchten Lagen. Wir haben schliesslich aufgrund von Wettbewerben verschiedenste Wohnbauprojekte an beiden Enden der Skala bauen können, teure und günstige, Miet- und Eigentumswohnungen, grosse und kleine Projekte. Inzwischen hat sich der Trend ein Stück

weit gewandelt – in der Stadt zu wohnen ist wieder attraktiv geworden.

**MS:** Man kann wirklich sagen, dass Zürich in den letzten Jahren einen der bedeutendsten Beiträge zur «Forschung» im Wohnungsbau geliefert hat. Dabei sind die Grundrisse immer differenzierter geworden. Sie haben mich zunächst begeistert, da die Wohnungen damit buchstäblich in Bewegung geraten sind. Nun aber frage ich mich, wie weit diese Differenzierung getrieben werden kann, ohne den Bewohner in seiner Aneignung der Wohnung zu beschränken. Inwieweit muss ein Grundriss allgemein sein, um verschiedene Arten der Aneignung zuzulassen? Ich denke, das ist vor allem bei Mietwohnungen von grosser Bedeutung. Adolf Behne hat in diesem Sinne den Rationalismus, der das Gesellschaftliche über das Individuelle stellt, vom Funktionalismus unterschieden, der stärker die Bedeutung des Individuums hervorhebt.

**Patrick Gmür:** Dass die heutige Zeit von einer starken Individualisierung der Lebensstile geprägt ist, spiegelt sich auch in der Architektur wider, und es zeigt sich daran, wie sie genutzt wird. Wir wissen, dass es in der Stadt Zürich ungefähr 207'500 Wohnungen gibt. Der aktuelle Leerstand

liegt bei 0,05 Prozent, also Null. Es ziehen trotzdem rund 80 000 Personen pro Jahr um, das entspricht 20 Prozent der gesamten Bevölkerung der Stadt. Ein interessantes Phänomen: Man zieht um, je nach aktueller Lebenssituation – Erstmieter, WG-Mieter, Wohnungen für kinderreiche Familien, Alterswohnungen –, man ist sehr flexibel. Das Beispiel «Brunnenhof» zeigt, dass heute spezifisch gebaut werden kann. Hier kann man beobachten, wie sich die gesellschaftlichen Veränderungen auf die Grundrissentwicklung auswirken. 1995, als ihr die ersten Projekte entworfen habt, stand der flexible Grundriss im Vordergrund. Dieser musste möglichst viele Bedürfnisse abdecken.

**Mike Guyer:** Wie kam es in Zürich zu diesen typologischen Innovationen? Ich vermute, dass die strengen Regeln der Bauordnung ein Stück weit kompensiert wurden durch die Freiheit, die der Arealstatus vielen Projekten gegeben hat – und das war auch die Chance für viele Wettbewerbe in der Stadt Zürich. Die Grössenordnung einer Arealüberbauung erlaubt verschiedene Baufelder, die dann ein gemischtes Quartier ergeben. Jedes Baufeld hat einen gewissen Freiraum für die Entwicklung von besonderen Wohntypologien. Die zukünftigen Wohnquartiere in den Entwicklungsgebieten der Stadt Zürich sind darum so interessant, weil die Menge an Wohnungen Vielfalt und Differenzierung braucht, um die breiten Bedürfnisse der Bevölkerung abdecken zu können: Familienwohnen, Singlewohnen, altersbegleitetes Wohnen, zeitlich begrenztes Wohnen, Wohngemeinschaften, Studentenwohnen – ergänzt durch quartierbezogene Nutzungen wie Krippen, Kindergärten, Läden, Restaurants, Gemeinschaftsräume.

**PG:** Die Differenzierung hat eine politische Dimension. Wir  
240

wollen, dass Zürich eine Stadt für alle ist. Eine Stadt kann nur funktionieren, wenn sowohl der untere wie auch der obere Mittelstand und die Menschen mit einem bescheidenen Einkommen die Möglichkeit haben, Mietwohnungen zu finden.

Genossenschaftswohnungen stellen heute ein Viertel des Wohnungsbestands. Diesen Anteil wollen wir erhöhen. Die Grundrisse werden im genossenschaftlichen Wohnungsbau aus Kostengründen wieder kleiner.

Neue Vier-Zimmer-Wohnungen werden von 100 auf 90 Quadratmeter reduziert, passend zum durchschnittlichen Einkommen, das heute in der Stadt Zürich bei 5500 Franken liegt. Das schränkt die Freiheit bei der Wohnungsentwicklung ein.

**MS:** Wo liegen die Unterschiede zwischen Mietwohnungen und Wohnungseigentum? Ist das nur eine Frage der Quantität, von Raumgrössen und Budgets, oder gibt es grundsätzlich verschiedene Ansätze, die in dem einen oder anderen Fall zur Anwendung kommen?

**AG:** Kostendruck ist im gesamten Spektrum des Wohnungsbaus eine Konstante. Auch die Architektur von Eigentumswohnungen und gehobenen Mietwohnungen ist Zwängen ausgesetzt. Manchmal sind sie ähnlich einschränkend für uns Architekten wie der verschärfte Kostendruck beim Bau von günstigen Mietwohnungen oder bei subventionierten Genossenschaftswohnungen. Andererseits konnte zum Beispiel bei der erwähnten Siedlung für kinderreiche Familien «Brunnenhof» ein beachtlich guter Standard gebaut werden, weil die Stadt sich an den Baukosten beteiligte und der aktuelle Landpreis sich dort in den Mietkosten nicht niederschlägt. Bezüglich Marktüberhitzung und Bau-

qualität ist der Genossenschaftsbau in Zürich ein wichtiges Regulativ.

**MG:** Mietwohnungsbauten können wir im Idealfall als umfassende Projekte vom Städtebau bis in den Innenausbau entwerfen und bauen. Grosse Überbauungen mit spezifischen Wohntypologien und Aussenräumen werden zu besonderen Orten und geben dem Quartier inhaltlich etwas zurück. Sie wirken öffentlicher – man kann das bei den Wohnüberbauungen «Pflegi», «Thalwil», «Genf» und «Brunnenhof» gut erkennen. Beim Eigentumswohnungsbau werden die gekauften Wohneinheiten individuell ausgebaut. Das Konzept der Gebäudestruktur und der hoch installierten Bereiche bestimmt die Flexibilität. Die Gebäudehülle muss zusammen mit den Aussenbereichen so robust entworfen sein, dass das Gebäude die individuellen Wohnwelten aufnehmen kann, ohne an Präsenz und Ausstrahlungskraft im städtischen Kontext zu verlieren. Grundsätzlich entscheidet der Eigentümer einer Parzelle, ob Miet- oder Eigentumswohnungen entstehen. Wenn er schon eine Parzelle besitzt und sie behalten will, kann er den Landwert variabler einsetzen und es können interessante Mietwohnungen entstehen («Broëlberg», «Zellweger-Areal», «Pflegi», «Brunnenhof»). Verkauft er die Parzelle, entstehen Miet- oder Eigentumswohnungen, deren Baubudget durch den aktuellen Verkaufspreis des Landes belastet ist («Grünenberg», «Erlenhof», «Goldschlägi», «Zollikerstrasse»). In Quartieren mit viel Privateigentum werden vornehmlich Wohnungstypen entsprechend den individuellen Interessen der Eigentümer gebaut; in Quartieren, wo Stadt, Genossenschaften, Stiftungen oder Privateigentümer mehr zusammenhängendes Land besitzen, kann die

Mischung und Art der Wohnungstypen nach städtebaulichen und quartierspezifischen Kriterien getroffen werden.

**MS:** Mehr oder weniger zufällig entstandene Besitzverhältnisse sind also manchmal im Interesse anspruchsvoller Planung, manchmal nicht.

**MG:** In diesem Zusammenhang bemerkenswert ist unser Projekt in der Stadt Genf, wo die Wohnungsknappheit seit Jahren ein Problem darstellt. Bei der grossen Wohnüberbauung in Chêne-Bougeries hat die Stadt den Eigentümern die Möglichkeit einer Verdichtung angeboten unter der Bedingung, dass zwei Drittel der Wohnungen Wohneigentum mit regulierten Kaufpreisen und ein Drittel soziale Mietwohnungen sind. Es entstand eine Überbauung mit einem breiten Angebot von Wohntypen in unterschiedlichen Standards.

**MS:** Hat das heute vielfach übliche Weitergeben und Weiterverkaufen von Projekten auch Rückwirkungen auf den Typ und die Art der Wohnungen? Erschwert es die Arbeit der Architekten?

**MG:** Die unterschiedlichen Bedingungen beeinflussen die Eigenart und Qualität der Wohnungen: Wie erwähnt wurde die Siedlung «Brunnenhof» mit kommunalen Beiträgen unterstützt. Die Bauherrin ist eine städtische Stiftung und der Landwert spielte bei den Ersatzbauten eine untergeordnete Rolle. Das Projekt «Goldschlägi» wurde von der SBB in der klaren Absicht entwickelt, das Land mit dem Projekt zum bestmöglichen Preis zu verkaufen. Wohnungsgrössen und Mieten mussten auf den Standort Schlieren

abgestimmt werden und das Baubudget war aufgrund des hohen Landpreises sehr knapp. Beim «Löwenbräu-Areal» wird der Standard der Eigentumswohnungen massgeblich durch den Landwert geprägt. Einerseits entwickelt die PSP als Investorin mit einem maximalen Renditeziel, andererseits verlangen Gestaltungsplan und Hochhaus hohe städtebauliche und architektonische Qualitäten. Als Folge davon muss das Gebäude in Volumen, Fassade und Struktur diese hoch individualisierten, anspruchsvollen Wohnungen aufnehmen und fassen können.

**PG:** Das Beispiel «Löwenbräu-Hochhaus» bringt uns zurück zur anfangs gestellten Frage nach dem Allgemeinen und dem Besonderen: Ihr bietet bei diesem Bau vertikal gestapelt eine Anzahl verschiedener Wohnungsgrundrisse an, um möglichst vielen Nutzungs- und Raumdispositiven gerecht zu werden.

**MS:** Ihr schreibt dann verschiedene Welten, das heisst Wohnungen, in eine gegebene Hülle ein. Das macht es erforderlich, strategische, allgemeine Entscheidungen zu treffen wie etwa hinsichtlich der Lage der Leitungsstränge. Ich frage mich, ob das möglich ist, ohne sich auf eine allgemeine Gliederung der Räume, auf einen Typ zu stützen, der dann von Fall zu Fall unterschiedlich aktualisiert wird.

**MG:** Ja, ein oder zwei Grundtypen und deren Abwandlungen dienen in diesem Fall als Grundlage, um die festen Elemente des Grundrisses zu definieren. Grundsätzlich thematisieren die Wohnungstypen bei Wohnbauprojekten jeweils die Qualitäten, die Vor- und Nachteile des Ortes, und entwickeln sich aufgrund der Ausnutzungsvorgaben.

Wir haben in verschiedenen Bauten eine Bandbreite unterschiedlicher Wohnungstypologien erprobt: Wohntypen mit zwiebelförmiger Anlage, grossräumig zusammenhängende, «loftähnliche» Wohntypen, Wohntypen mit durchgestecktem Wohnzimmer, Wohntypen um einen eigenen Hof, zwei- beziehungsweise dreigeschossige Maisonettetypen, oder freistehende Zwei-, Drei- und Vierspänner. Grundsätzlich können die punktuellen Baukörper dank der umseitigen Orientierung am besten auf die Besonderheiten eines Ortes eingehen.

**PG:** Bei der gegenwärtigen Knappheit am Wohnungsmarkt kommt man allerdings nicht daran vorbei, sich mit verdichteten Typologien und tiefen Baukörpern auseinanderzusetzen: Es werden auch wieder einseitig orientierte Nordost- oder Nordwestwohnungen gebaut, wo die Besonnung vielleicht nicht so ideal ist, wie man es sich wünschen würde. Man macht Zugeständnisse, die man vor zehn Jahren nicht hätte durchgehen lassen, aber gewinnt dadurch günstige Wohnungen.

**AG:** Die Tendenz zu kompakten, sprich tieferen Baukörpern wird aber auch durch die zunehmende Gewichtung ökologischer Aspekte gestärkt. Hier stellen sich uns neue Herausforderungen, denn die gute Belichtung und Sicht haben einen hohen Stellenwert in unserer Arbeit. Es gibt aber auch eine gegenläufige Bewegung zum Trend der tiefen Grundrisse. Neue Bauvorschriften messen dem Schallschutz heute zu Recht eine grosse Bedeutung bei. Dies führt zu sehr schlanken und folglich gut belichteten Grundrisstypen wie beim «Brunnenhof»- und beim «Goldschlägi»-Projekt.

**MS:** Aber sind wir uns nicht einigermaßen einig, dass Licht, Luft, Bewegung – die Schlagworte im Wohnungsbau der 1920er-Jahre – bei den heutigen Lebensbedingungen an Bedeutung verloren haben? Seinerzeit waren sie in schlechten Wohnverhältnissen begründet, die heute nicht mehr gegeben sind. So können wir heute durchaus Räume mit gedämpftem Licht haben. Patrick hat tiefe Wohnungen mit solchen Räumen gebaut, in denen man sich vor allem abends aufhält. In der Romandie gibt es solche Wohnungen übrigens schon lange. Dabei liegt im Inneren eine Halle, die oft mit einem Kamin ausgestattet ist.

**PG:** Meine Erfahrung ist, dass solche Konzepte eher im freitragenden, im Eigentumswohnungsbau, respektive im Stockwerkeigentum, möglich sind. Wenn man tiefe Wohnungen baut, dann wird es räumlich spannend. Allerdings führt dies schnell zu höherem Flächenkonsum.

**MG:** Bei 20 Meter Tiefe überschreitet man mit zwei Zimmerachsen sofort die 90 Quadratmeter Wohnfläche für eine Vier-Zimmer-Wohnung. Oder es entwickelt sich im Schnitt auf eine Anderthalb- oder Doppelgeschossigkeit, was im günstigen Preissegment schwierig zu realisieren ist. Es gab Wettbewerbe, bei denen wir mit tiefen Grundrissen gearbeitet haben. «Neumünsterallee» ist ein solches Beispiel – und auch eine Ausnahme, denn zur Ausführung sind zumeist die Bewährteren gelangt. Bei «Goldschlägi» waren die doppelgeschossigen Wohnräume des Wettbewerbsprojekts in der Weiterentwicklung leider aus ökonomischen Gründen nicht zu halten – das ist ernüchternd.

**MS:** Eine weitere Überlegung betrifft ja auch die Auswir-

kungen der Produktionsweise auf den Grundriss. Da ist der holländische Wohnungsbau ein Beispiel. Die Tunnelschalungen, die dort viel verwendet werden, geben eine Struktur paralleler Wände vor. Man kann spannende Grundrisse machen, einfache, aus der baulichen Struktur heraus entwickelte Grundrisse, wie früher. Der Wohnungsbau kommt hier auf die «Wirklichkeit der Baustelle» zurück. Das gilt auch für eure Grundrisse in Almere, denke ich. Es ist ja nochmals ein Beispiel für ein sehr tiefes Gebäude.

**MG:** Im Gegensatz zu den ausländischen Wohnprojekten «Almere», «Amsterdam» und «Paris», bei denen die rigide Schottenstruktur die Wohntypologie entscheidend prägt, entwickelt sich bei unseren Wohnbauten in der Schweiz die bauliche Struktur aus den Wohnungslayouts: entweder tragende Wände im Fassaden- und Kernbereich oder jede zweite Zimmerachse als tragende Wand – mit betonierten Erschliessungskernen als Aussteifung – oder auch tragende Kerne mit Stützen im Fassadenbereich.

**MS:** Wir haben bis jetzt hauptsächlich über äussere, gesetzliche, technische oder wirtschaftliche Bedingungen gesprochen, welche den Baukörper bestimmen. Andererseits gibt es Bedingungen, die im Wohnen begründet sind. Die Grundrisse ergeben sich also von zwei Seiten her. Früher hat man schöne Grundrisse entworfen, die man dann zu Häusern zusammengesetzt hat. Das ist heute oft anders: Aus den äusseren Bedingungen ergeben sich Flächen, in die man Wohnungen einschreiben muss. Dabei kommt man zum Teil zu Grundrissen, die nicht den gewohnten Typologien entsprechen. Das ist eine andere Art des Entwerfens, bei der der Grundriss nicht nach idealen

Wohnungstyp  
mit zwiebelförmiger  
Anlage



Löwenbräu-Areal

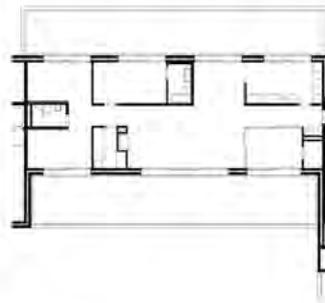


Pflegi

Wohnungstyp  
mit grossräumig  
zusammenhängenden  
Flächen



Susenbergstrasse

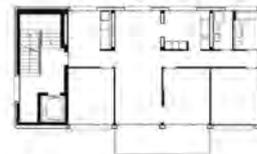


Broëlberg II

Wohnungstyp  
mit durchgestecktem  
Wohnzimmer



Thalwil



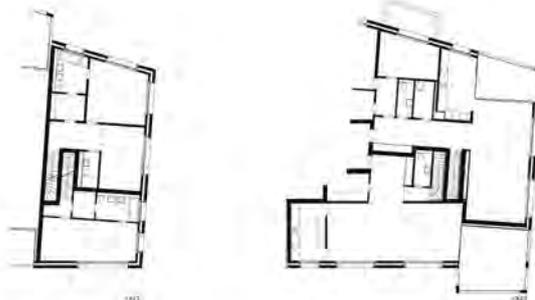
Goldschlägi

Wohnungstyp mit Hof



Neumünsterallee

Maisonnettyp.



Grünenberg

Freistehender Mehrspanner



Genf I

Bedingungen entsteht. Neu ist sie allerdings nicht – davon ist noch zu reden.

**AG:** Ebenso interessant wie die Grundtypen sind vielleicht tatsächlich die Transformationen, die sie im konkreten Fall durchlaufen. Damit kommen wir zurück zum anfänglichen Thema: Wie spezifisch kann ein Gebäude, ein Wohnungstypus sein, damit er dennoch möglichst vielen Menschen möglichst lange dient? Wie tauglich ist er für die Multiplikation, um in den städtischen und allgemeinen Gebrauch überzugehen? Und was sind die Ausnahmeerscheinungen, die als Highlights einmal ausgezeichnet funktionieren, sich aber nicht unbedingt eignen für die Wiederholung und Adaption? Aus welchen Typen lassen sich Ketten bilden und Stadtgewebe fabrizieren, Strassenräume formen, und welche eignen sich für das Bauen im Grünen – das Verdichten und Überbauen von grossen Gärten und ehemaligen Villenparks zu einem Stück «zeitgenössischer Gartenstadt» – ein Thema, das uns immer wieder beschäftigt hat?

**MS:** Was sind eure Antworten?

**AG:** Sie sind tatsächlich sehr ortsspezifisch, aufgabenspezifisch und darum so unterschiedlich. Unsere Suche galt nicht einem absoluten Wohnungstyp, aber es gibt in unserer Arbeit sich wiederholende Muster, Räume anzuordnen, Sicht zu gewähren, Bewegungsfreiheit zu schaffen, die sich an mehreren Orten bewährt haben. Es gibt hingegen auch Sonderfälle wie die Wohnhäuser «Zollikerstrasse», wo wir bei einem vergleichsweise kleinen Grundstück mit geschützten Bäumen aus dem rechten Winkel ausbrechen mussten, um dem Wurzelwerk Raum zu belassen. Es ist eine ungewöhnliche Lösung entstanden, unter den gros-

sen Bäumen und nicht übertragbar auf eine urbane Situation. Zeitgleich entstanden Wohngebäude, die mit ganz anderen Dimensionen arbeiten und einen sehr allgemeinen, nüchternen, städtischen Ausdruck haben, wie zum Beispiel «Thalwil».

**PG:** Es sind tatsächlich zwei Extreme.

**AG:** Die wechselnde Gewichtung des Typologischen und des Spezifischen kann man nur nachvollziehen, wenn man die unterschiedlichen Projekte im Zusammenhang mit ihrem jeweiligen Kontext und ihrer Aufgabenstellung sieht: Beim Projekt an der Susenbergstrasse fragte man im Wettbewerb beispielsweise nach grosszügigen Mietwohnungen für Singles! Wir haben einen Typ gefunden, der alle Räume zu einem «Wohnkontinuum» verbindet und sich doch mit grossen Schiebewänden zu Zimmern unterteilen lässt, damit er sich auch für eine Kleinfamilie eignet. Das Bauvolumen wurde in drei Einzelhäuser gegliedert, mit nur einer Wohnung pro Geschoss, die viel Belichtung und Aussicht erhält. Bei der städtisch gelegenen Wohnbebauung «Pflegi» bietet der Grundriss Bewegungsfreiheiten mit dem Rundlauf um den Kern herum. Hier hätte die gewählte Statik zugelassen, grossflächige Grundrisse ohne Unterteilung anzubieten. Am Schluss gab der Mietwohnungsmarkt aber den Ausschlag für eine Unterteilung in maximal viele Zimmer. Noch mehr aus dem Ort heraus entwickelt ist die Überbauung des Parks Grünenberg in Wädenswil. Wir haben dort versucht, jeder Wohnung einen adäquaten Anteil an Sonne und Seeblick zuzumessen. Das führte bei der vieleckigen Gartenparzelle zu Dreispännern mit geräumigem Treppenhaus und Wohnungen mit vielfältigen Überschneidungen. Bei der «Neumünsterallee» verlangten

die Dimensionen der ehemaligen Geschäftshausparzelle einen übertiefen Baukörper, doch wird hier jede Wohnung zusätzlich auch über einen Hof belichtet.

**PG:** Der Kontext ist im Entwurf das Wichtigste, was eigentlich gegen den Typ spricht, weil es letztlich nur spezifische Orte gibt. Man kann das als eine Herausforderung auffassen, Vielfalt zu generieren. Man gestaltet nicht einen Wohnungstyp, sondern ganz unterschiedliche, um möglichst viele verschiedene Nutzer anzusprechen.

**MG:** Ja, Nutzung und Kontext beeinflussen den Typ gleichermaßen. Der Wunsch nach Vielfalt widerspiegelt auch die Wohnvorstellungen der zunehmend heterogen zusammengesetzten Bevölkerung. Und doch sind durch verschiedene Nutzungsmöglichkeiten variierende oder durch den Kontext verformte Grundrisse letztlich immer rückführbar auf einen der Grundtypen. Am ungewöhnlichsten sind oft die Attikagrundrisse, bei denen sich die Einflüsse des Kontexts mit den Baugesetzen überlagern und sich das Wohnen in den vorgegebenen, verwinkelten Grundrissflächen neu erfinden muss.

**MS:** Das Ringen zwischen Typ und Kontext ist beim Wohnungsbau in Paris nach 1850 gut zu beobachten. Dort wurde unter Haussmann nach städtebaulichen Kriterien ein Netz von Strassen gebaut, das oft Parzellen mit unmöglichen Flächen für die Häuser ergeben hat. Die von César Daly herausgegebenen drei Bände über diesen Wohnungsbau zeigen, mit welcher Erfindungsgabe dann Grundrisse in diese Flächen einbeschrieben wurden. Die Typen waren allerdings gegeben durch das bürgerliche Wohnen, dem

sie entsprachen: zur Strasse hin die Enfilade der bedienten Räume, zum Hof die bedienenden Räume.

**AG:** Der Kontext bildet die Schnittstelle zum grösseren Ganzen, zur Stadt. Insbesondere die kleineren Projekte sind sehr vom Kontext geprägt und tatsächlich der Stadt oder dem Grünraum einbeschrieben. Manche Zwänge konnten produktiv umgewandelt und es konnte aus der Störung etwas entwickelt werden. Und dabei ist manchmal der «Phänotypus» einer Architektur unter schwierigen Bedingungen eben noch ein Stück interessanter als der «Genotypus» unter normalen.

**PG:** Was eure Grundrisse auszeichnet, ist eine gute Nutzbarkeit, allen kontextspezifischen Deformationen zum Trotz. Sie sind präzise auf die Aufgabe und auf die Wirtschaftlichkeit heruntergebrochen. Wohnungsbau braucht das Beschäftigen mit der Aufgabe, mit dem Grundriss, der immer wieder angepasst wird; das verlangt nicht radikale Innovation, sondern ist vor allem geduldiges Arbeiten.

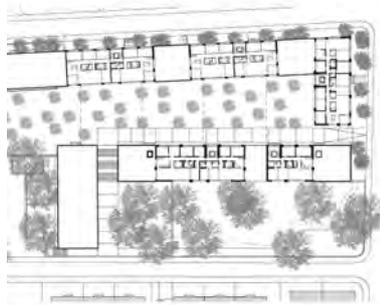
**AG:** Wohnungsbau ist die Pflicht, nicht die Kür. Weil sich die Wohnkosten ganz direkt auf die Lebenshaltungskosten der Menschen auswirken, geht es immer darum, günstig zu bauen. Die Moderne hat das ja auch thematisiert: Wie kann man mit möglichst wenig Geld und Material den Menschen so viel geben wie nur möglich? Raum, Installationen, Licht, Luft und Öffnung. Diese Frage ist nach wie vor aktuell und definiert den Wohnungsbau als Disziplin. Neben der Arbeit an den Grundrissen und der Suche nach ortsspezifischen Architekturen galten die Bemühungen und Innovationen in den letzten zehn Jahren auch der Ma-



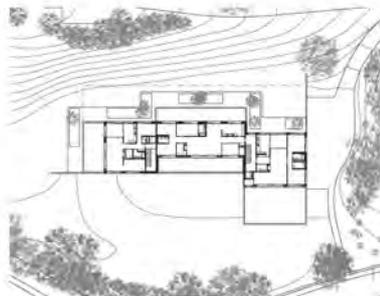
Susenbergstrasse



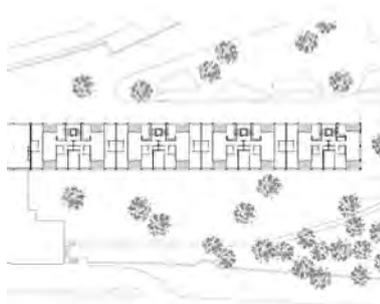
Genf I



Pflögi



Broëlberg II



Thalwil



Grönenberg

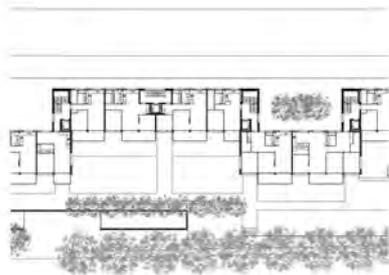




Neumünsterallee



Brunnenhof



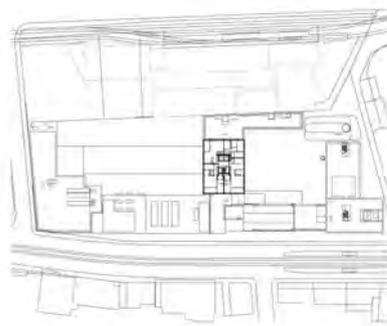
Goldschlägi



Zellweger-Areal



Zolikerstrasse



Löwenbräu-Areal



terialisierung, in denen man versucht hat, nachhaltig zu bauen.

**MS:** Eine andere Frage betrifft die Vorstellungen von Wohnen, die der Typologie in einer bestimmten Zeit zugrunde liegen. Es ist viel die Rede davon, dass sie sich in unserer Zeit, zusammen mit den gesellschaftlichen Bedingungen, grundlegend verändert hätten. Daran glaube ich nicht so recht. Gewohnheiten ändern sich relativ langsam ...

**AG:** Es ist symptomatisch, dass wir unsere Neuerungen meist nur mit viel Überzeugungsarbeit durchgesetzt haben, und manchmal nachher auch Kritik einstecken mussten, weil die gewohnten Erwartungen nicht erfüllt wurden, zum Beispiel mit dem ganzjährig brauchbaren Jahreszeitzimmer statt den üblichen Balkonen, den robusten Gastroküchen, den grossflächigen Betonböden, die wir übrigens im gehobenen Wohnungsbau eingeführt haben ... Aber es gibt schon einige technische und gesellschaftliche Voraussetzungen, die den Wohnungsbau in den letzten Jahren verändert haben: der Schallschutz, die Rollstuhlgängigkeit, stärkere Wärmedämmungen, auch grössere Balkone für Esstische statt Blumentöpfe sowie mehr Nasszellen und Abstellflächen. Die wichtigste räumliche Veränderung im Inneren betrifft aber die Lage und Grösse der Küche – oftmals eine Wohnküche – die nicht zuletzt einhergeht mit einem erweiterten Lebensmittelangebot, aber insbesondere mit der veränderten Rolle der Frau in der Familie und der Gesellschaft. Und ich denke auch, dass die Wohnungsgrundrisse sich noch einmal ein Stück weit ändern werden, weil Erwerbsarbeit in der Wohnung aufgrund moderner Kommunikationstechnologie selbstverständlich wird. Damit stellen sich neue Fragen: Benö-

tigt man dafür ein zusätzliches Zimmer, oder ist das Büro im Schlafzimmer? Wird die Wohnung also wieder grösser oder doch insgesamt kleiner? Wir berühren da auch einen empfindlichen, weichen Kern des Wohnens, das Zuhause, den sogenannten Lebensmittelpunkt, den Ort des Familienlebens, den Ort der Regeneration. Wohl, Wonne, Wohnen haben im Deutschen ja den gleichen Wortstamm.

**MS:** Neben der Erwerbsarbeit zu Hause gibt es auch das andere Extrem, dass die Wohnung nur noch als Ort zum Schlafen genutzt wird. Was braucht man dann? Eigentlich fast nichts. In diesem Fall sind 90 Quadratmeter viel zu viel.

**AG:** Die Wohnung als vergrössertes Hotelzimmer und als logistisches Zentrum mit Bett, Dusche, Schreibtisch, Kleiderschrank, Fernseher, ein paar Büchern. Für Vielreisende, für junge Leute, auch für Menschen, die sich mehr in der Stadt und «auf der Gasse» aufhalten, sind andere Wohnformen passender als die klassische Dreieinhalb- bis Viereinhalb-Zimmer-Familienwohnung.

**MS:** Diese Entwicklung ist in Japan weit fortgeschritten: Viele «häusliche» Tätigkeiten finden ausserhalb der Wohnung statt; man lädt Freunde in ein Restaurant ein, nicht zu sich, man isst selber dort, man wäscht im Waschsalon oder man lässt waschen und bügeln. So wird das Quartier zum Teil der Wohnung. Man wohnt nicht nur in seiner Wohnung, sondern in einem Perimeter darum herum, wo man Leistungen beansprucht, für die traditionell die Wohnung da war.

**PG:** Das ist für mich eine schöne Vorstellung von Stadtle-

ben – das Quartier: dein Wohnzimmer. Man lädt sein soziales Netz auf und macht vermehrt wieder Bekanntschaften, zum Beispiel im Waschsalon.

AG: Je nach familiärer Situation, Alter und Beschäftigungsgrad verschiebt sich diese Grenze zwischen wünschbarer Privatsphäre und Bedürfnis nach nachbarschaftlichem, sozialem Austausch. Damit ist auch das Thema der physischen Grenzen und Übergänge zwischen Wohnung und Aussenraum angesprochen. Auch hier hat ein Wandel stattgefunden. Wie öffnet sich das Haus? Es hat sich manifestiert in den Fensteröffnungen, die grösser werden konnten, es hat sich manifestiert in der Machart der Aussenräume. Sind es Balkone, Loggias, Wintergärten oder «Jahreszeitenzimmer», oder mehreres davon? An der Art und Weise, wie die Menschen zu Hause am Aussenraum teilhaben können, wie die Wohnungen den Aussenraum zum Innenraum machen, da wurde einiges entwickelt. Dadurch hat sich auch die Gestalt der Häuser verändert. Martin, ich meine, das Moderne-Thema «Licht, Luft, Öffnung» ist erst jetzt wirklich angekommen.

PG: Der Trend zu grossen Fenstern bringt aber das Stadtbild durcheinander. Wir haben intensiv diskutiert, wie wir mit der Quartiererhaltungszone umgehen. Und wir haben festgestellt – zum Beispiel im Kreis 4: Für Ersatzneubauten schlagen auch sehr gute Architekten gemäss dem erwähnten Trend grosse Fenster und entsprechend grosse Balkone vor. Unversehens wähnt man sich am Rand der Agglomeration, nicht im Stadtzentrum. Im Grundriss ist unser Spielraum für Erfindungen klein. In Wettbewerbsprojekten sind die Grundrisse meistens auf hohem Niveau, ziemlich

elaboriert und optimiert. Bei den Fassaden hingegen gibt es derzeit sehr viele Variablen und darum grosse Unterschiede; hier ist das Können noch nicht so weit gediehen, aber hier liegt Potenzial. Dazu kommen noch weitere Variablen, weil neu nach den Regeln des Minergie-Standards gebaut wird und die Fenster nicht mehr wie gewohnt geöffnet werden können.

MS: Anders als beim «Haus am Zürichberg», das wir zusammen angeschaut haben, besteht das Vis-à-vis meist nicht mehrheitlich aus Bäumen, sondern aus anderen Häusern. So geht es um den Schutz vor fremden Blicken, es geht aber auch darum, die Räume durch die Fenster zu fassen, ihnen eine klare Form zu geben. Darin steckt das Problem von grossen Fenstern: Der Raum verliert seine Form. Für mich hat die Frage nach der richtigen Grösse der Fenster viel mit Raumgefühl zu tun. Das fehlt vielen Architekten, sage ich provokativ, viele von ihnen bauen keine Räume mehr.

PG: Zugespitzt zeigt sich das Problem beim freistehenden Hochhaus. Ich glaube, das Hochhaus schafft ganz andere Bedingungen. Im 24. Stock gibt es keinen Schatten und das Licht wird zum Problem. Grosse Fenster können in dieser Höhe unangenehm sein. Ideal wäre es, einen Zwiebelgrundriss zu generieren. Beim Wohnhochhaus Hard Turm Park haben wir das versucht: Wir haben Bäder und Küchen an die Fassadenseite gesetzt. Das Wohnen oder Schlafen findet in der zweiten Reihe statt. Ich bin der Meinung, da gäbe es durchaus noch Optionen.

AG: Es kommt nicht nur auf die Fensterdimensionen an,

sondern auch auf die Art, wie sie in der Fassade sitzen. Ein Haus mit grossen Fenstern kann sehr wohl eine städtische Attitüde haben. Erst wenn das Haus nur noch eine gläserne Wand hat, wie Farnsworth, braucht es ein grosses Umfeld im Grünen. Hingegen ist es tatsächlich schwieriger, den Balkon städtisch zu artikulieren, wenn er eine gewisse Tiefe hat. Der offene Balkon ist von aussen gesehen der einsehbarste, öffentlichste Raum, von innen gesehen aber ein sehr privater Ort, der vom Liegestuhl über den Esstisch bis zum Wäscheständer alles aufnehmen können muss. Damit ist es schwierig, Stadt zu machen. Die murale Wand mit Öffnungen ist ein taugliches Mittel, um den städtischen Raum zu definieren – wobei es auch hier Beispiele mit kümmerlichen, kleinen Fenstern gibt, die genauso unstädtisch wirken wie grosse Balkone.

**MS:** Wie Patrick sagt, können viele Architekten keine Fassaden mehr gestalten. Tatsächlich ist es am einfachsten, man macht ein Skelett und füllt es dann mit Fenstern: So hat man kein Problem mit der Gestaltung der Fassaden, meint man, und vergisst dabei die Proportionen ... Ich muss nicht auf Mies van der Rohe verweisen, um zu sagen, wie wesentlich die Proportionen des Skeletts sind.

**MG:** Im Wohnungsbau hat das Aneinanderreihen von ähnlichen Modulen im Grunde immer etwas Serielles, Repetitives – meist umgesetzt in umfassenden Rasterstrukturen, in horizontalen Bändern von Fenstern und Brüstungen oder in vertikalen Rhythmen von Scheiben und geschosshohen Fenstern. Murale Fassaden mit kleineren, präzisiert Fenstern sind selten, weil die tiefen Räume in den verdichteten Wohngebäuden wenig Fassadenfläche haben und nach möglichst viel Licht und Sicht fragen. In

der Fassadengestaltung ist eine Umkehrung der geschlossenen und offenen Anteile im Gang. Die alten Gebäude mit einem Verhältnis von etwa 30 Prozent Fenstern zu 70 Prozent Wand werden durch Neubauten mit umgekehrten Öffnungsverhältnissen ersetzt. Die Erscheinung der Stadt verändert sich sehr, die Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit wird durchlässiger. Ich empfinde dies als Herausforderung, in neuen Arealen als Chance, wenn dort der öffentliche Raum entsprechend mitgestaltet werden kann; in bestehenden Quartieren hingegen, wo nur punktuell erneuert wird, leidet das Erscheinungsbild der städtischen Aussenräume.

**AG:** Diese Art Offenheit mit grösseren Fenstern und weniger Vorhängen hat natürlich auch mit einer Gesellschaft zu tun, die offener ist als die vor zwanzig oder fünfzig Jahren.

**MG:** Das Thema der grossen Fenster ist beim Wohnen im Erdgeschoss am kritischsten, wo Privatsphäre und Öffentlichkeit direkt aufeinander prallen. Hier sind innovative Lösungen im Gebäude wie im Aussenraum gefragt, denn man wird auch zukünftig in bestehenden und neuen Quartieren zu einem grossen Anteil in den Erdgeschossen wohnen.

**MS:** Im Hochparterre, wie früher.

**MG:** Ja, das ist die klassische Lösung in den bestehenden Quartieren, wo die Strassen mit den Trottoirs direkt ans Wohnen angrenzen. In den neuen Arealüberbauungen sind die Aussenräume Mischverkehrszonen, meist ohne durchgehenden Verkehr, und werden daher oft von den Erdgeschossnutzungen vereinnahmt. Das Private drängt ins Öffentliche, der Aussenraum wirkt dadurch undifferenzierter

**und unstädtischer. Die Gebäude erscheinen als Objekte, sind nicht gefestigt durch einen hierarchisierten Aussenraum.**

**PG: Mich beschäftigt das sehr. Wir müssen die Diskussion über die Stadt wieder vermehrt führen. Was ist die Bedeutung des öffentlichen Raums? Wie ich feststelle, eine schwierige Diskussion, auch bei uns intern und in Auseinandersetzung mit der Verkehrsplanung.**

**AG: Die alte Lösung des Hochparterres oder Halbhochparterres hat ihre Gültigkeit behalten – vor allem in städtischen Lagen. Aber die vorgegebene maximale Gebäudehöhe und die Topografie lassen dies bei der geltenden Gesetzgebung in Zürich eben zumeist nicht zu. Die Bauherrschaften verschenken kein Geschoss, um das Erdgeschoss gegenüber dem Terrainverlauf anheben zu können. Der Städtebau würde enorm gewinnen, wenn in Zürich eine grössere Flexibilität in der Handhabung der vorgeschriebenen Gebäudehöhen und Nutzungsweisen der Erdgeschosse bestünde – um die Wohnungen nicht eingraben zu müssen, sondern anheben zu können, und um freier zu sein, in den höheren Parterrezonen auch Läden und Büros ansiedeln zu dürfen.[...]**



## Metropolitanregion Zürich

Wie gross ist die Metropolitanregion Zürich und wie definiert sie sich zum Rest der Schweiz?  
Wo und wie soll sie sich entwickeln?

605

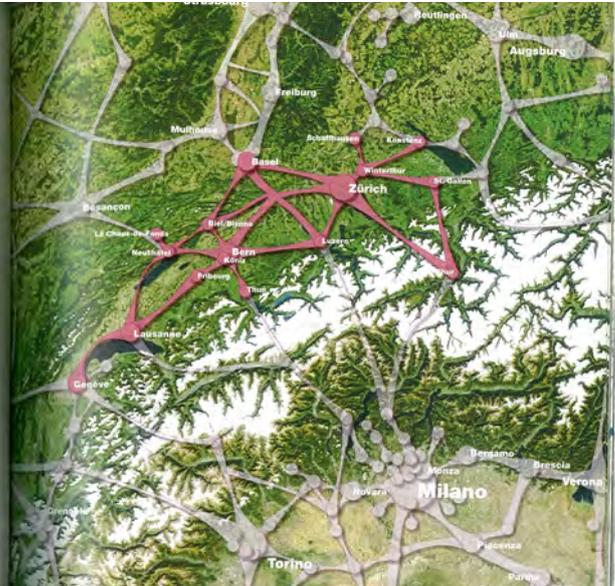
**Urbaner Grossraum Mittelland.** Das Mittelland ist mit einem dichten Netz von kleineren und mittleren Zentren überzogen. Aufgrund von Föderalismus und dezentraler Industrialisierung haben sich jedoch nur zwei grössere Städte herausgebildet: Zürich und Bern. Die beiden anderen grossen Städte der Schweiz, Basel und Genf, liegen jenseits des Mittellandes an der Landesgrenze.

Während Bern als Bundeshauptstadt nur eine begrenzte Dynamik aufweist, ist Zürich das dominante ökonomische und logistische Zentrum des urbanen Grossraumes Mittelland. Historisch geht diese zentrale Position auf die Industrialisierung zurück. Mit der industriellen Revolution entwickelte sich Zürich zum ökonomischen Zentrum des industriellen Kernlandes der Schweiz, das sich vom Bodensee bis in den Aargau spannte. Diese Zentrumsfunktion wurde noch verstärkt durch den Bau der Eisenbahnen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sich Zürich eine zentrale Position im Eisenbahnnetz erkämpfte.

Bis heute reflektiert der logistische Raum des Mittellandes diese Struktur: Zürich ist der wichtigste Knoten im schweizerischen Eisenbahn- und Autobahnnetz, verfügt über den grössten Flughafen der Schweiz und bildet die Scharnierstelle zu den benachbarten Grossräumen Oberrhein und Poebene.



610 - Metropolitanregion Zürich



**Wie gross ist Zürich?** Die Metropolitanregion Zürich erfasst immer weitere Agglomerationen, Städte und Dörfer, die in ihre Abhängigkeit geraten und metropolitan überprägt werden.

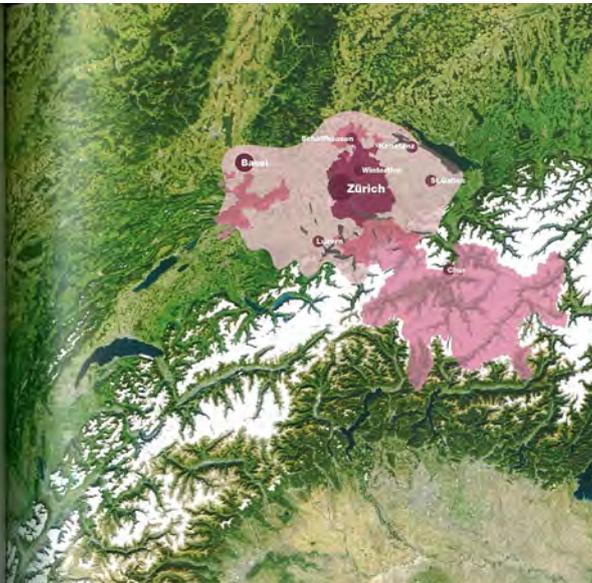
Vor diesem Hintergrund ist die Frage der Grösse Zürichs zu einem nationalen Politikum avanciert: Wie gross ist Zürich? Forscher der ETH Zürich postulieren eine «Europäische Grossregion Zürich» (EMZ) mit knapp 4 Millionen Einwohnern (vgl. Tierstein, Dümmler, Kruse 2003). Als zentrales Kriterium verwenden sie zusammenhängende Agglomerationsräume, die im Umkreis von einer Stunde mit dem Auto vom Zentrum Zürichs aus erreichbar sind. Detaillierte Untersuchungen, die diese These mit weiteren Argumenten stützen könnten, fehlen jedoch bis heute.

Dieser Vision einer grenzübergreifenden metropolitanen Region stehen die realen politischen Gegebenheiten gegenüber: In den Nachbarkantonen besteht ein starker Anti-Zürich-Reflex, und in weiten Teilen der Region Zürich hat sich eine antiurbane Haltung durchgesetzt. Die urbane Realität wird verdrängt und mit einer ruralen Ideologie überdeckt. Im Gegensatz zu Basel und Genf hat sich deshalb bis heute keine institutionelle Einheit für den regionalen Massstab herausgebildet. Die einzige bestehende regionale Organisation ist die 1998 gegründete, privatrechtlich organisierte Wirtschaftsförderung «Greater Zurich Area», an der private Unternehmen und öffentliche Körperschaften beteiligt sind. Die Zahl der Kantone, die unter dem Label «Zürich» ein gemeinsames Standortmarketing betreiben wollen, ist jedoch begrenzt: Mitglied in der Greater Zurich Area sind neben dem Kanton Zürich und den Städten Zürich und Winterthur nur die Nachbarkantone Schaffhausen und Schwyz sowie Glarus, Graubünden und Solothurn, nicht jedoch die weiteren Nachbarkantone Zug, Aargau, St. Gallen und Thurgau. Auf der Karte ergibt dies ein zerstückeltes Gebilde – der kartografische Ausdruck des gegenwärtigen Dilemmas.

**Regionale Abgrenzungen (Bevölkerung, 2000)**

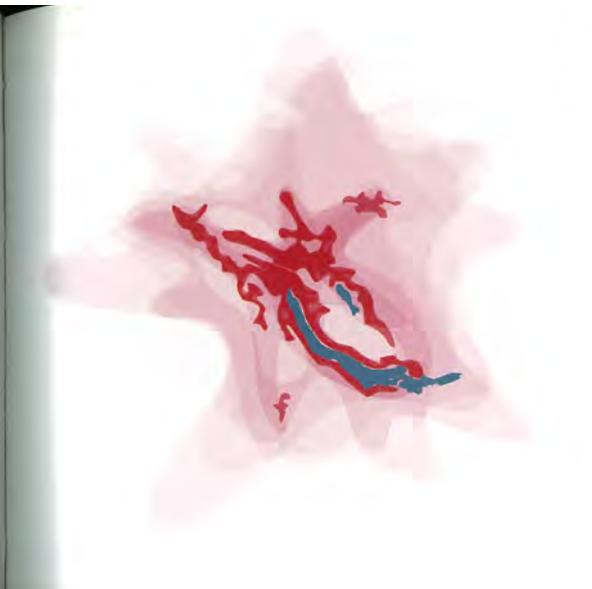
- Europäische Metropolregion Zürich (3'900'000)
- Greater Zurich Area (1'900'000)
- Kanton Zürich (1'200'000)
- Stadt Zürich (650'000)

612 – Metropolitanregion Zürich



**Eine polyzentrische Metropolitanregion.** Zürich hat sich in den letzten fünfzig Jahren von einer Industriestadt zu einer global orientierten Finanzdienstleistungsmetropole entwickelt, die weit in die Region ausstrahlt. Diese grundlegende Transformation, die in vielen Bereichen sichtbar ist, bestimmt das Alltagsleben und auch die Entwicklungsdynamik. Es ist eine polyzentrische Metropolitanregion entstanden, die nicht nur den wichtigsten ökonomischen Motor der Schweiz darstellt, sondern auch die Ökonomie und damit die Lebensbedingungen landesweit reguliert und strukturiert.

Die Region Zürich bildet keine kohärente, klar definierte Einheit. Je nach gewählten Kriterien lassen sich ganz unterschiedliche Regionen abgrenzen. Dennoch ergibt die Überlagerung von städtebaulichen, ökonomischen und alltagsweltlichen Kriterien ein mehr oder weniger scharf definiertes Einzugsgebiet: Die Region Zürich umfasst bei weitem nicht die halbe Schweiz. Sie konzentriert sich im Wesentlichen auf das Gebiet der Kantone Zürich und Zug und bezieht kleinere oder grössere Teile der benachbarten Kantone Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen, Schwyz, Luzern und Aargau mit ein. Auch wenn die Ausstrahlung weiter reicht – die Probleme und die Potenziale Zürichs sind in dieser geografischen Figur zu suchen.



614 – Metropolitanregion Zürich

**Global-City-Region.** Obwohl im internationalen Vergleich eine kleine Stadt, ist Zürich heute eine Global City, ein Kontrollzentrum der Weltökonomie. In internationalen Vergleichen rangiert Zürich auf der zweiten oder dritten Hierarchiestufe der Global Cities, zusammen mit Städten wie San Francisco, Sydney oder Toronto.

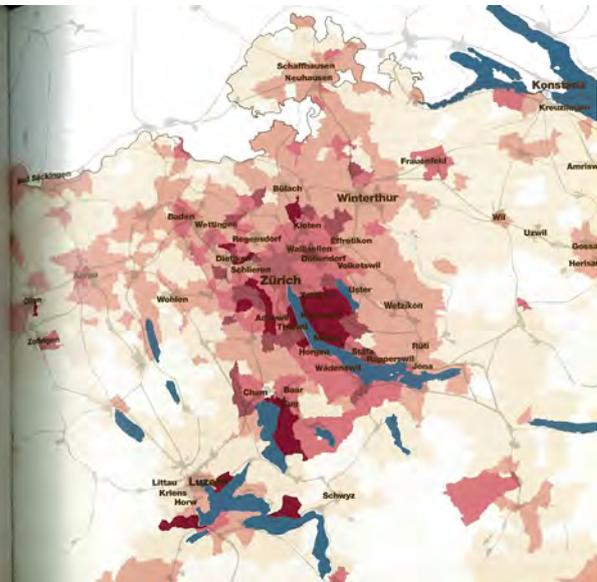
Noch vor fünfzig Jahren war Zürich eine Industriestadt mit einer starken Stellung in der Maschinen- und Rüstungsindustrie. Im Verlauf der Nachkriegszeit entwickelte sie sich zu einem Kontrollzentrum der schweizerischen Ökonomie. In den siebziger Jahren, mit der zunehmenden Deregulierung und Globalisierung der Finanzmärkte, installierte sich eine Headquarter Economy, die auf die Organisation und Kontrolle globaler Finanzkreisläufe spezialisiert ist. Zürich wurde zum Zentrum des schweizerischen Finanzplatzes und zu einem wichtigen Knotenpunkt im globalen Netz der Finanzströme. Während die Industrie heute praktisch verschwunden ist, arbeiten über ein Drittel der Beschäftigten in den Kernsektoren der Global-City-Ökonomie, in Banken, Versicherungen und unternehmensorientierten Dienstleistungen.

Diese Ökonomie generiert ein überdurchschnittliches Einkommen. Nach diesem Kriterium lässt sich eine Global-City-Region abgrenzen. Sie zeigt eine klare Topografie des Wohlstands: Die Kernstädte von Zürich und Zug und die direkt angrenzenden Agglomerationszonen sind deutlich wohlhabender als die weiter aussen liegenden Gebiete. Die privilegierten Wohngebiete liegen an sonnigen Hanglagen des Zürich-, Greifen- und Zugersees und der nahen Flusstäler.

Durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen nach Gemeinden, 1992



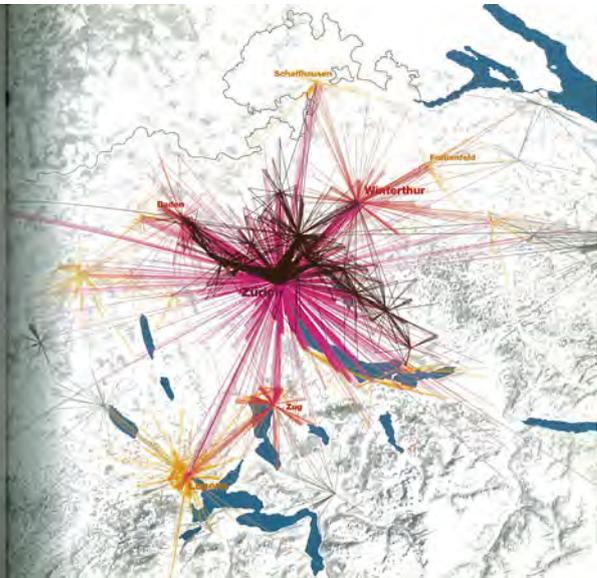
618 - Metropolregion Zürich



**Von der Monozentralität zur Polyzentralität.** Historisch waren die ökonomischen Kernsektoren Zürichs – Banken, Versicherungen und unternehmensorientierte Dienstleistungen – in einem kleinen Bezirk rund um die Bahnhofstrasse konzentriert. Mit dem Aufschwung der Global-City-Ökonomie erfuhren diese Sektoren einen enormen Zuwachs, und es kam zu einer «Explosion des Zentrums»: Die Global-City-Funktionen wurden über eine weit ausgedehnte Region verstreut. So entstand eine neue Konfiguration des Urbanen. Sie ist durch die Regionalisierung der Ökonomie und der Gesellschaft gekennzeichnet. Die Stadt dehnt sich auf einen regionalen Massstab aus, die Region wird zur Einheit der Alltagswelt. Sie bildet gewissermassen einen Supermarkt aus unterschiedlichen Orten, die durch ein dichtes Geflecht sich überlagernder Interaktionsnetzwerke miteinander verknüpft sind. In einem allgemeinen Sinne lässt sich dieser Prozess als Metropolisierung verstehen.

Die Karte der Pendlerströme enthüllt die fragmentierte, polyzentrische Struktur der Metropolregion. Neben dem weiterhin dominierenden Hauptzentrum Zürich haben sich zwei parallele Bänder mit kleineren Zentren herausgebildet: westlich von Zürich entlang des Limmattals bis Baden, nördlich von Zürich entlang des Glattals über das Zürcher Oberland bis nach Rapperswil. Eckpunkte des weiteren Einzugsgebietes markieren die früheren Industriestädte Winterthur, Baden und Zug. Sie sind in den Einflussbereich von Zürichs Headquarter Economy geraten und befinden sich in einem Prozess der Umstrukturierung. Besonders deutlich zeigt sich dies im Steuerparadies Zug, das zu einem Zentrum von global operierenden Holding- und Handelsgesellschaften geworden ist und einen Satelliten des Finanzplatzes Zürich bildet. Ausserhalb dieses Gebietes liegt ein äusserer Kranz von mittelgrossen Zentren, die sich zunehmend stärker nach Zürich orientieren, ohne bis heute vollständig in die Metropolregion integriert zu sein.

Pendler  
1 Linie entspricht 100 Pendlern  
620 - Metropolregion Zürich



**Medien.** Medial gesehen bildet Zürich eine Einheit: Die konkurrierenden Tageszeitungen «Neue Zürcher Zeitung» und «Tages-Anzeiger» streuen in einem konzentrisch nach aussen abfallenden Gebiet und definieren so ein relativ homogenes Einzugsgebiet.

Die Verbreitung dieser Tageszeitungen bis weit ins Bündnerland und sogar ins Wallis illustriert die überregionale Bedeutung Zürichs.

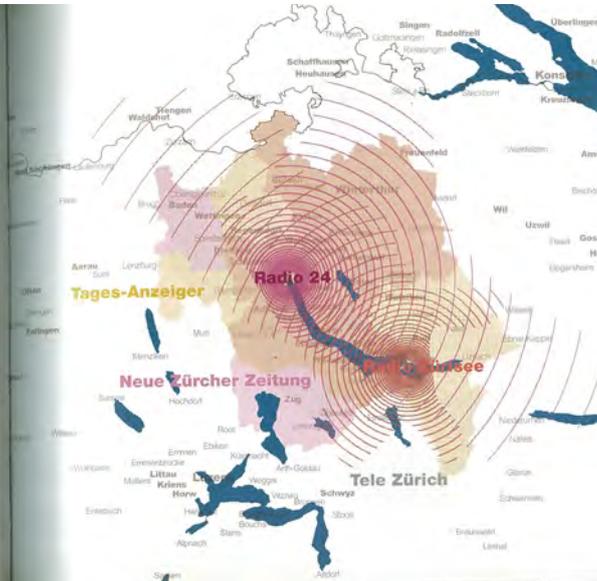


**Tages-Anzeiger:** Bezirke ab 200 Abonnements und min. 5% Streudichte



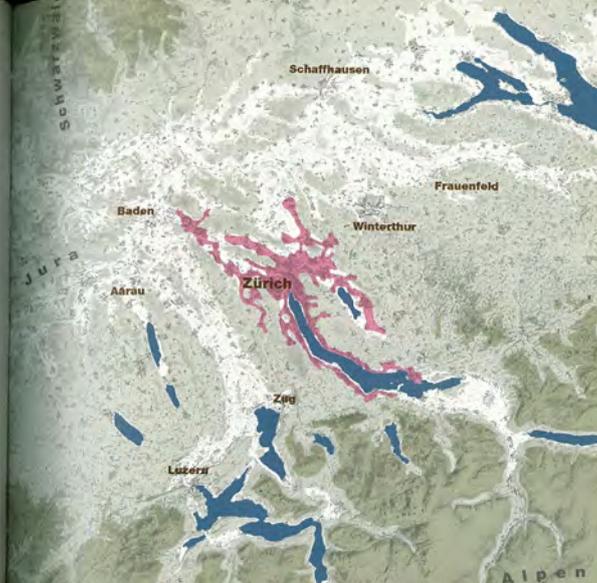
**NZZ:** Bezirke ab 200 Abonnements und min. 5% Streudichte

**Einzugsgebiete**  
 Radio- und Fernsehsender: Sendegebiet  
 Tages-Anzeiger: Bezirke ab 2000 Abonnements und min. 10% Streudichte  
 NZZ: Bezirke ab 1000 Abonnements und min. 5% Streudichte  
 628 - Metropolitanregion Zürich



**Gletscherformen.** Während sich die Netzwerke der Metropolitanregion flächig ins Umland ausbreiten, folgt die Morphologie der gebauten Stadt der Topografie. Von Gletschern geformte, annähernd parallele Täler ziehen sich kammförmig von den Alpen durchs Mittelland zum Jurasüdfuss. In diesen sanften Tälern breitet sich das Siedlungsgebiet aus, während die Hügel meist von Wald bedeckt sind.

Das Kerngebiet Zürichs bildet einen Riegel, der sich quer über das Mittelland legt und der von den Voralpen bis zu den Ausläufern des Juras reicht. Es wird von zwei parallelen Tälern bestimmt: dem Seebecken, das sich über das Limmatal bis nach Baden fortsetzt, und dem Glattal, das sich vom Zürcher Oberland bis zum Rhein erstreckt.



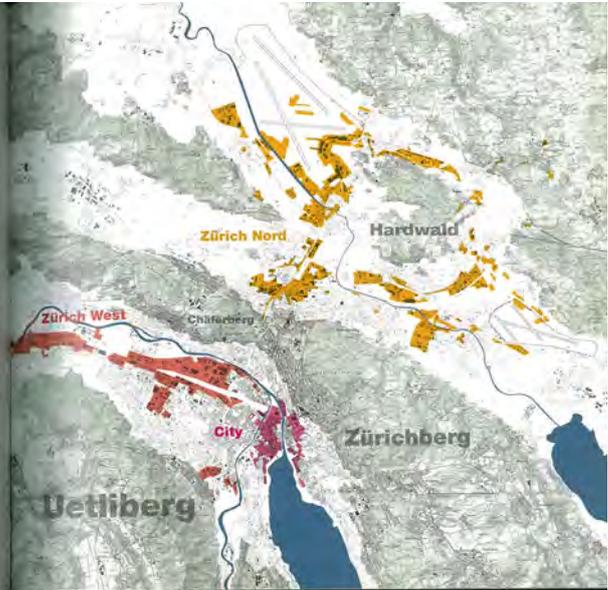
630 - Metropolitanregion Zürich

**Urbane Transformationen: Innenstadt und Aussenstadt.** Am Milchbuck, einem sanften glazialen Transfluenzpass, treffen die beiden Hauptachsen der Metropolregion, das Limmattal und das Glattal, beinahe zusammen. Hier, am geografischen Mittelpunkt der ganzen Region, trennt eine unsichtbare Grenze zwei unterschiedliche Konfigurationen des Städtischen: die Innenstadt und die Aussenstadt. Im Süden liegt die kompakte Innenstadt mit ihren urbanen Qualitäten. In jahrzehntelangen Auseinandersetzungen hat sich die Bevölkerung hartnäckig für die Erhaltung der historischen Stadtstruktur eingesetzt und gegen die Ausdehnung der City gewehrt.

Dieses innerstädtische Gebiet schiebt sich heute nach Westen vor, in das frühere Industriegebiet Zürich West. Dieses hat sich nicht, wie noch in den achtziger Jahren geplant, zu einer Nebencity entwickelt, sondern zu einem gemischten Quartier, das neben Büros auch Wohnungen und ein breites Spektrum von Kultureinrichtungen und Treffpunkten enthält. Dennoch unterscheidet sich das neue Stadtquartier deutlich von den bisherigen innerstädtischen Gebieten. Zwar weist es eine überraschend hohe Dichte und Heterogenität unterschiedlichster Nutzungen auf. Doch sind diese kaum miteinander verknüpft. Das Gebiet besteht aus einzelnen Inseln, deren Zusammengehörigkeit weniger von direkten Interaktionsprozessen als vielmehr von der urbanen Atmosphäre und dem metropoliten Image bestimmt ist.

Demgegenüber ist im Norden Zürichs, in der Verlängerung des Flughafens, das grösste und dynamischste Entwicklungsgebiet der Schweiz entstanden, in dem sich immer mehr Dienstleistungsbetriebe und Hauptsitze von multinationalen Konzernen ansiedeln. Der Schwerpunkt liegt auf Aktivitäten der Headquarter Economy, von Banken und IT-Industrien. Sie profitieren nicht nur von weiträumigen Landreserven, sondern auch von der logistischen Nähe zum Flughafen. Die Konzentration dieser Aktivitäten in Zürich Nord basiert entsprechend weniger auf den Effekten der unmittelbaren physischen Nachbarschaft als vielmehr auf den Möglichkeiten flexibler Vernetzung in einem übergeordneten -logistischen Raum-, der vom Flughafen über das nationale Autobahnnetz bis zu elektronischen Netzen aufgespannt wird.

634 - Metropolregion Zürich

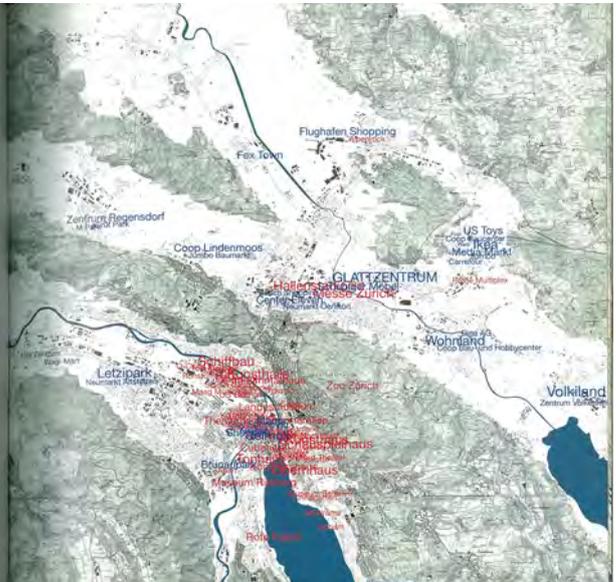


**Zentrum und Peripherie.** Zürich hat in den letzten fünfundsiebenzig Jahren nicht nur ökonomisch, sondern auch alltagsweltlich einen erstaunlichen Wandel erlebt. Aus dem engstirnigen und provinziellen Ort ist eine vergleichsweise offene und kosmopolitische Stadt geworden. Diese Entwicklung ist nicht nur der Globalisierung, sondern auch der Revolte von 1980 geschuldet, in der eine urban orientierte Generation mit Strassenkämpfen, Happenings und Aktionen aller Art eine «andere Stadt», mehr Kreativität und Freiräume für neue Lebensentwürfe und alternative kulturelle Ausdrucksformen forderte. Aus dieser Auseinandersetzung ist ein ausserordentlich produktives kulturelles Klima entstanden.

Diese urbane Kultur konzentriert sich auf das historische Zentrum. Sie orientiert sich am klassischen abendländischen Bild der Stadt als einer kohärenten, dichten und innovativen Einheit. Entsprechend finden sich nicht nur die älteren, sondern auch die meisten der neueren kulturellen Einrichtungen in der Innenstadt und in Zürich West, Zürichs neuem Trendquartier.

Demgegenüber ist die Aussenstadt kulturell und alltagsweltlich weitgehend Peripherie geblieben. Sie ist von Shoppingzentren und Fast-Food-Verpflegungsstätten geprägt. In den meisten der neuen Zentren im Glattal besteht ein Mangel an städtischer Infrastruktur, an Restaurants, an Treffpunkten und Kultureinrichtungen, und damit an Identifikationsmomenten und urbaner Atmosphäre.

■ Kulturelle Einrichtungen  
■ Einkaufszentren  
636 - Metropolregion Zürich





## WAS BISHER GESCHAH

Benedikt Loderer\*

Zürich ist gebaut. Das Bonmot wurde der Stadträtin Ursula Koch kurz nach ihrem Amtsantritt als Hochbauvorsteherin im Sommer 1986 zugeschrieben. Nie hat ein Satz zur Stadtentwicklung mehr Aufruhr verursacht. Frau Koch war die unbestrittene Chefin der Stabilisierungsfraktion<sup>1</sup>. Mit ihr war die Stadtopposition an die Macht gekommen, Leute aus dem links-grünen Lager, deren Schlüsselbegriffe Lebensqualität, Wohnlichkeit und Unwirtlichkeit der Städte hiessen. Der Stabilisierungsfraktion stand die Modernisierungsfraktion gegenüber, jene Leute, die Wirtschaftswachstum und Büroarbeitsplätze wollten. Diese beiden politischen Kräfte blockierten sich während Kochs Amtszeit (1986-1998) gegenseitig.

Der baupolitische Wandel wird deutlich, wenn man an Kochs Vorgänger, Stadtrat Hugo Fahrner denkt, dessen Ausnahmebewilligungen für grosse Bauvorhaben in der Stadt am Rande der Legalität berühmt waren. Fahrners Abwahl markiert den Anfang des Niedergangs der wirtschaftsfreundlichen freisinnigen Partei, die vorher in der Stadt Zürich als Vorreiterin der Modernisierungsfraktion jahrzehntelang erfolgreich regierte. Hugo Fahrner verstand sich als ein flexibler Ermöglicher des Fortschritts, was seine Gegner frech mit «Knecht der Baumafia» übersetzten.

### Das Ende der Wachstumskoalition

Die veränderten politischen Gewichte waren das Ergebnis einer Auseinandersetzung, die sich stellvertretend mit dem Kampf ums Ypsilon illustrieren lässt. Das Ypsilon war ein Teil des Nationalstrassenprojekts in der Stadt Zürich. Am schönen Platzspitzpark, gleich neben dem Zürcher Hauptbahnhof, sollten die drei Autobahnen von Bern, Chur und St. Gallen in einem Verkehrsknoten auf Stützen verknüpft werden<sup>2</sup>. Das Ypsilon ist das unsichtbare, weil nie gebaute Denkmal für die Wachstumskoalition<sup>3</sup>, die seit 1945 die Stadtentwicklung beherrscht hatte. Rechte und Linke verbündeten sich zum Wirtschaftswachstum in der Überzeugung, wenn der Kuchen grösser werde, falle für alle etwas davon ab. Man zählte die Autos und die Kühlschränke, und das politische Credo hiess: Mittelstand für alle. Die Opposition gegen dieses stadtzerstörerische Vorhaben manifestierte sich erst um 1970, doch nahm sie rasch zu und verhin-derte trotz zweier Niederlagen an der Urne den Bau des Ypsilons.

Das wichtigste Anliegen der Wachstumskoalition war die Verkehrsplanung. Generalverkehrsplan 1955, Tiefbahn 1962, U-Bahn 1973 hiessen die drei «endgültigen Lösungen», die aber in der Volksabstimmung verworfen wurden. Erst die S-Bahn, zu der das Stim-mvolk 1980 Ja sagte und die 1990 ihren Betrieb aufnahm, hat das Ziel unter veränderten politischen Bedingungen verwirklicht. Die S-Bahn war nur noch ein reines Bahnprojekt, ohne irgendwelchen Strassenbau. Der Streit ums Ypsilon setzte der Wachstumskoalition um 1975 ein Ende. Die Linke und die neu aufgekommene Grünen gingen in die Opposition und verteidigten die gewachsene Stadt. Das Ypsilon verdorrte langsam aber sicher in den Achtzigerjahren in den Planschränken. Auf die Wachstumskoalition folgte das Patt zwischen der Modernisierungs- und der Stabilisierungsfraktion.

### Kampfinstrument Gestaltungsplan

Das ist der Stand der Dinge 1986. Ursula Koch, die Chemikerin war, wollte Stadtentwicklungspolitik betreiben, nicht das Hochbauamt verwalten. Ihr Programm hiess: die Wohnstadt in der Arbeitsregion. Sie wusste genau, was sie nicht wollte: Grosse monofunktionalen Büroklötze wie jene an der Hardturmstrasse. Ihre Lieblingsformel hiess: die lebendige und durchmischte Stadt, und so ist ihre Amtszeit von der Auseinandersetzung um die Bau- und Zonenordnung geprägt. Im Zusammenhang mit den verschiedenen Projekten, die in diesem Führer vorgestellt werden, ist Kochs Anwendung des Planungsinstruments Gestaltungsplan aufschlussreicher.

Der Gestaltungsplan war ursprünglich eine Erfindung der Wachstumskoalition. Er sollte jene Investoren mit zehn Prozent Mehraus-nützung belohnen, die statt zu häuseln grosse zusammenhängende Ensembles im Geiste der Moderne verwirklichten. Koch entdeckte, was ihre Vorgänger tunlichst übersehen hatten: die politischen Daumenschrauben, die im Gestaltungsplanverfahren eingebaut sind. Zwei Umstände kamen ihr zu Hilfe. Erstens kochte der Immobilienmarkt ab 1985 über, und die Grundstückspreise stiegen raketengleich. Zweitens konnte man dem Abschmelzen der Industrie zusehen. Als Kochs Bonmot «Die Stadt ist gebaut» kursierte, war die schweizerische Textil- und Maschinenindustrie bereits dabei zu zerbröckeln. Ein Zahlenbeispiel: 1965 beschäftigte die Firma Escher Wyss in Zürich 2803 Personen, zwanzig Jahre später noch 58 Prozent davon, nämlich 1633, heute bietet Sulzer Escher Wyss, wie die Firma heute heisst, in Zürich keinen einzigen Industriearbeitsplatz



Zürich West 1904; im Vordergrund die hektargrossen Areale der Industrie mit der 1901 erbauten Hard- und Hardturmstrasse. Hinter dem dominanten Haussteinviadukt der Bahn drängt sich die Wohnbebauung des oberen Quartierteils zusammen. Ballonaufnahme von Kapitän Eduard Spellerini; Baugeschichtliches Archiv Zürich



mehr an. Das Grundstück, auf dem die letzten Fabrikhallen heute noch stehen, ist an einen Generalunternehmer verkauft worden. Die Grundeigentümer spürten den Immobilienboom und sahen ihre frei werdenden Areale, die leider in der Industriezone lagen. Erst eine Umzonung in die Dienstleistungszone machte sie wertvoll. Dazu brauchte man einen Gestaltungsplan. Ursula Koch war einverstanden, doch wollte sie ihre Formel durchsetzen: die lebendige und durchmischte Stadt. Zwei Kennzahlen waren dabei immer der Zankapfel: die Höhe des Wohnanteils und die Anzahl der Parkplätze. Darüber hinaus verlangte Koch auch Freiräume und die Abtretung von Grundstücken für öffentliche Aufgaben wie Kindergärten und Schulen. Die Grundeigentümer sträubten sich und unterschrieben schliesslich zähneknirschend. Denn die Gewinnaussichten winkten, und die Zeit drängte. Drei wichtige Gestaltungspläne gehören zur Ära Koch: Steinfels SEITE 120, Sulzer Escher Wyss SEITE 124 und Zentrum Zürich Nord AB SEITE 132.

### Gestohlen oder geschenkt?

Man muss, um zu verstehen, worum es ging, eine einfache Modellrechnung machen. Nehmen wir an, die Firma Robur besitzt in Zürich West ein Grundstück von 50 mal 200 Metern, also eine Hektare gross, sprich 10 000 Quadratmeter. Leider ist es Industrieland, das höchstens 500 Franken pro Quadratmeter wert ist. Könnte man es in die Dienstleistungszone bringen, dann stiege der Preis auf 5500 Franken pro Quadratmeter. Nun aber verlangt Koch einen Wohnanteil, minimiert die Parkplatzzahl und will noch einen Pocket-Park, wodurch der Preis auf 3500 Franken pro Quadratmeter sinkt. Reche: Preis für Industrieland: 10 000 mal 550 gibt 5,5 Millionen Franken. Bei reiner Dienstleistung kommt man auf 55 Millionen, mit Kochs lebendiger und durchmischter Stadt nur auf 35 Millionen. Die Firma Robur wird nun behaupten: Frau Koch hat uns 20 Millionen gestohlen, Koch wird kühl darauf hinweisen, dass Robur durch den Gestaltungsplan 29,5 Millionen gewinnt. Man kann es auch anders ausdrücken: Stadträtin Ursula Koch wurde zur «bête noire» aller Projektentwickler, Landeigentümer und Grundstückspekulanten.

### Steinfels und Sulzer Escher Wyss

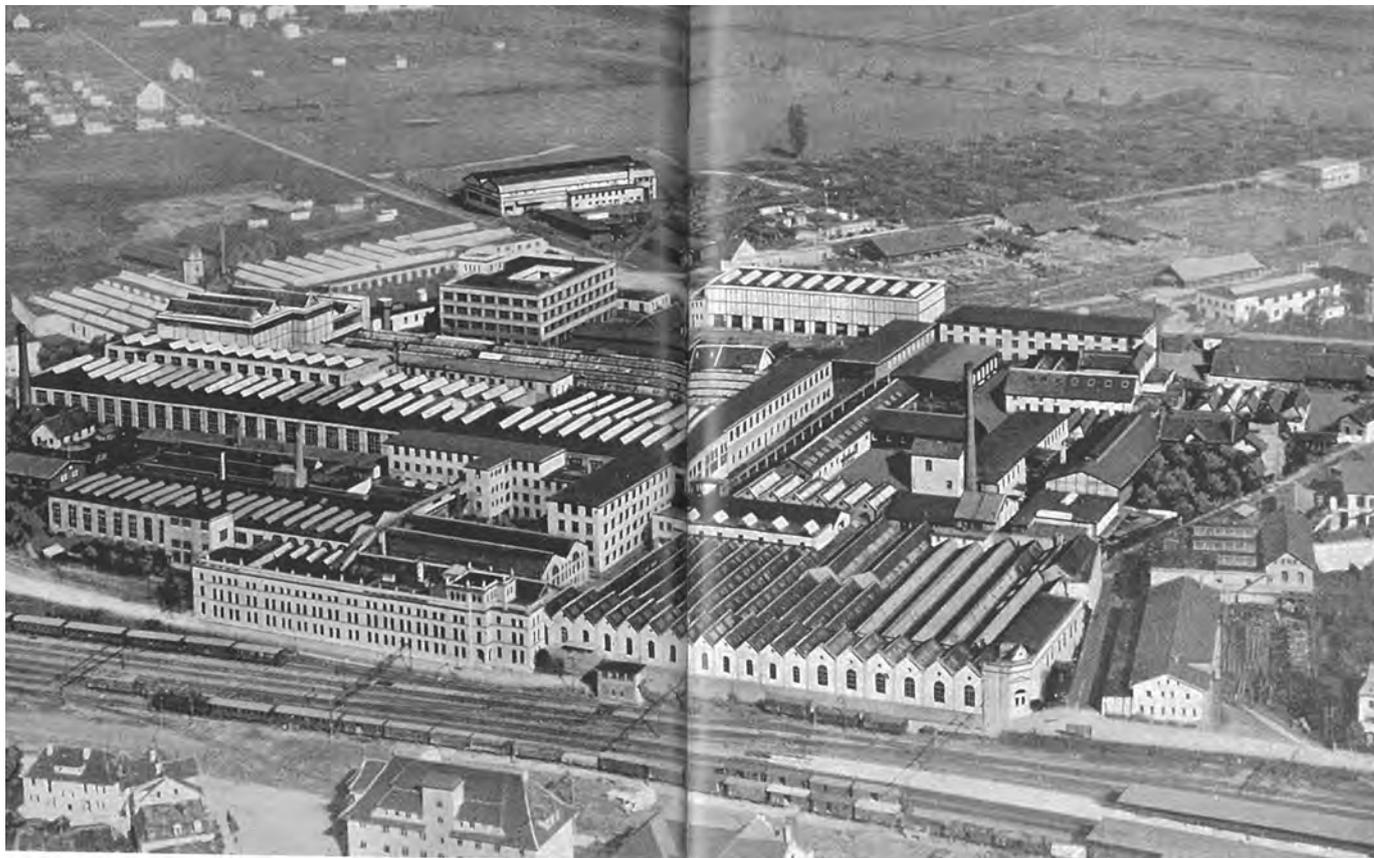
Der Gestaltungsplan für das Steinfelsareal machte den Anfang. Er war politisch nie umstritten und trat im Herbst 1988 in Kraft. Der Wohnanteil beträgt vierzig Prozent und die Parkplatzzahl orientiert

sich am Minimum. Die Ausnutzung ist hoch, rund 2,5, denn man will Stadt bauen. Interessant ist die Erfindung des Bautyps «Basilika». Ein Gebäude aus drei senkrechten Schichten, «dessen mittlere Schicht (...) die angemessene Belichtung der innenliegenden Arbeitsräume zu garantieren hat». Wie der Gestaltungsplan vorschreibt<sup>4</sup>. Die mittlere Schicht wird über die beiden äusseren nach oben geschoben. In den Spalt zwischen dem hochgestemten Baukörper und den beiden anderen fällt das Licht ein. Ursprünglich plante Mario Botta eine der beiden Basiliken, doch das Projekt versandete.

### Pionierpflanze Technopark

Die Geschichte des Gestaltungsplans für das Sulzer-Escher-Wyss-Areal ist hindernisreich und dauert rund zehn Jahre. Begonnen hatte alles im Jahr 1984 als Alfred Hafner, der als Direktor unter anderem auch für das Grundstück zuständig war, eine kleine Rechnung machte. Vom rund 158 000 Quadratmeter grossen Grundstück waren nur 40 Prozent überbaut. Hafner wollte ein Stück in der fernsten Ecke im Baurecht abtreten und das verdiente Geld in die Produktion stecken<sup>5</sup>. Doch es zeigte sich bald, dass ein Stück Industrieland wertlos ist. Was man braucht sind drei Dinge: eine Nutzungsidee, ein Projekt und eine Baubewilligung. Die Nutzungsidee hiess Technopark, das Projekt stammte von Itten + Brechbühl Architekten, die Baubewilligung ermöglichte der Gestaltungsplan. Hafner machte die Erfahrung aller Grundeigentümer: Wer an Industriebrachen verdienen will, muss zuerst investieren. Knackpunkt der Verhandlungen zwischen Sulzer Escher Wyss und der Stadt war die unterschiedliche Vorstellung von der Zukunft der Industrie. Koch, ganz Führerin der Stabilisierungsfraktion, wollte ein Stück Industrie in Zürich erhalten und setzte darum eine Industriezone von rund einem Viertel des Areals durch. Sie betrieb Strukturerhaltung mit dem Gestaltungsplan. Die Gegenseite glaubte schon lange nicht mehr an eine industrielle Zukunft und kämpfte für Dienstleistungszonen.

Der Gestaltungsplan war am Anfang nur für den Technopark gedacht, wurde aber später auf das gesamte Areal ausgedehnt. Als der Technopark 1993 eingeweiht wurde, war die Immobilienblase der Achtzigerjahre geplatzt und der Jammer ausgebrochen. Nur rund 40 Prozent der 43 300 Quadratmeter waren vermietet. Es dauerte noch fünf Jahre bis die Vollbelegung erreicht war. Das hat auch mit dem Schiffbau zu tun. Das Schauspielhaus kaufte 1994 das Grundstück, um ein Kultur- und Werkzentrum zu bauen. Daraus wurde ein



Zürich Oerlikon 1931: Mit dem Aufstieg der Maschinenfabrik Oerlikon wuchs das Quartier nördlich des Bahnhofs. Geblieben sind von den Fabrikbauten nur das dreigeschossige Verwaltungsgebäude direkt an der Bahn und ein Teil einer Fabrikhalle. Foto: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich

Konglomerat mit Theater, Probebühnen, Werkstätten und 21 Wohnungen. Der Schiffbau schuf die kritische Masse, die die bauliche Entwicklung auf dem Sulzer-Escher-Wyss-Areal in Gang setzte. Aber das geschah schon in der Ära Elmar Ledergerber.

### Zentrum Zürich Nord

1982 gründeten die Grundstückseigentümer unter der Führung der Firma Asea Brown Boveri (ABB) die Arbeitsgemeinschaft «Chance Oerlikon 2011». 1988 begannen die Verhandlungen mit Ursula Koch, die nach harten Auseinandersetzungen in einem Kompromiss endeten. Nach einem zweistufigen Wettbewerb kam man 1992 zu einem Entwicklungsleitbild, das die jungen Architekten Silva Ruoss, Cary Sirens und Karen Schrader gewannen. Das Entwicklungsleitbild legte die Bedingungen fest, nach denen später gebaut wurde<sup>6</sup>.

In Oerlikon sind drei Dinge erwähnenswert. Es ging erstens um die Prozesssteuerung und nicht um einen Quartierentwurf. Zweitens hat Ursula Koch ein Schulhaus und vier Parks durchgesetzt. Neu-Oerlikon, wie der Stadtteil heute heisst, ist zum Wallfahrtsort der Landschaftsarchitekten geworden. Das Dritte ist die Referenz ans Industriequartier. Das Entwicklungsleitbild basiert auf dem Prinzip des Weiterstrickens. Das neue Oerlikon sollte nicht auf einer Tabula rasa entstehen, sondern durch sukzessives Ersetzen der Industriebauten. Man merkte, dass die Industriehallen beachtenswerte und identitätsstiftende Architektur waren, der Schritt zur schützenswerten blieb trotzdem aus. Das Zentrum Zürich Nord, wie die «Chance Oerlikon 2011» umgetauft wurde, sollte ursprünglich in etwa dreissig Jahren gebaut werden. Zehn Jahre nach dem Entwicklungsleitbild waren bereits mehr als die Hälfte überbaut. Woran das lag? Rund vierzig Prozent der Bauinvestitionen der Schweiz werden im Millizentrum Zürich verbaut werden. Zürich wächst, die Schweiz stagniert.

### Kooperative Planung

Anfang der Neunzigerjahre platzte die Immobilienblase. Sie vernichtete Milliarden, und die Immobilienleute mussten wieder lernen: Den Ertragswert gibt es. Sie wurden wieder zu Liegenschaftsentwicklern. Doch der Kampf um die Bau- und Zonenordnung hatte zur Blockade geführt. Ursula Koch machte aus dem Bau- ein Justizdepartement, und die Gerichte erledigten die Planung. Es war Zeit zum Luftholen und Nachdenken. Der damalige Stadtpräsident Josef Estermann setzte 1995 das Stadtforum in Gang. Am Beispiel des In-

dustriequartiers sollten die Behörden, Grundeigentümer und Politiker wieder miteinander reden lernen. Ursula Koch nahm nur als Zuschauerin daran teil. Von 1998 bis 2002 war Elmar Ledergerber ihr Nachfolger, der den Ehrgeiz hatte, die Dinge wieder in Gang zu setzen. Die Ära Ledergerber ist die der kooperativen Planung. «Wesentlich bei den neuen Verfahren ist der moderierte Prozess. Bei welchem frühzeitig die wichtigsten Akteure und Interessenvertreter einbezogen werden»<sup>7</sup>, schrieb das Amt für Städtebau. In einer Ausstellung im Helmhaus zeigte die Stadt 1999, was sie kooperativ geplant hatte. Ein Augenöffnerunternehmen.

Die kooperative Planung löste den Gestaltungsplan ab. Sie integriert die politische und rechtliche Auseinandersetzung in die Planung, ihre Ergebnisse sind bereits austarierte Kompromisse. Allerdings fehlt der kooperativen Planung die politische Legitimation. Die Ergebnisse müssen vom Parlament beschlossen werden und können über das Referendum vom Volk gebracht werden. Die kooperative Planung war die Probe aufs Exempel für die Koalition der Vernunft. Der Freisinn und die Sozialdemokraten spannten von Fall zu Fall in loser Zusammenarbeit zusammen. Der Wechsel von Koch zu Ledergerber zeigt auch den Niedergang der Stabilisierungsfraktion. Es war offensichtlich geworden, dass ohne Wirtschaftswachstum die Soziallasten nicht finanziert werden konnten. Heute führt die Koalition der Vernunft die Politik der Modernisierungsfraktion weiter, doch diesmal unter sozialdemokratischer Führung und mit dem neuen Schlagwort Nachhaltigkeit.

\* Benedikt Loderer ist Städtewandierer und war Redaktor bei Hochparterre, dem Verlag und der Zeitschrift für Architektur und Design in Zürich.

<sup>1</sup> Eberle, Orlando: Konflikte, Allianzen und territoriale Kompromisse in der Stadtentwicklung. Eine Analyse aus regulatorisch-theoretischer Perspektive am Beispiel Zürich West. Diplomarbeit der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern, Bern 2003, S. 40 f.

<sup>2</sup> Blanc, Jean-Daniel: Die Stadt – ein Verkehrshindernis? Leitbilder städtischer Verkehrsplanung und Verkehrspolitik in Zürich 1945–1975. Chronos Verlag, Zürich 1993.

<sup>3</sup> Eberle, S. 38 f.

<sup>4</sup> Vorschriften zum privaten Gestaltungssolen Steinfels-Areal, Zürich Industrie vom 26. September 1988, mit Änderung vom 20. November 1996.

<sup>5</sup> Hafén, Albert: Innovation. Das Beispiel Escher-Wyss-Areal mit Technologie in Zürich. Selbstverlag Alfred Hafén, Dättwilburg 1999.

<sup>6</sup> Zentrum Zürich Nord. Die ABB Immobilien AG entwickelt einen Stadtteil neu. Planungsstand Mai 2001. ABB Immobilien AG, Baden 2001.

<sup>7</sup> Stadt-Einsichten. Werkstattbericht Zürich West / Zürich Nord / Hurlimann Ansgar. Eine Ausstellung im Helmhaus Zürich | 1999.

# Urbane Vielfalt statt Biedermeier und Mainstream

Einschätzungen von Thomas Held und Christian Schmid

Zürich hat eine Dekade des Wachstums hinter sich. Wo steht die Stadt heute? Welche Herausforderungen bringt die Zukunft? Was können Politik und Verwaltung tun, um diese Herausforderungen zu meistern? Wir haben zwei Experten um ihre Meinung gefragt.

**Sie leben beide in Zürich: Was gefällt Ihnen an der Stadt?**

**Schmid:** Zürich ist gerade jetzt im Sommer eine tolle Stadt. Es gefällt mir, dass sie sich nach aussen orientiert, dass die Menschen draussen sind, egal zu welcher Tageszeit. Wer denkt, dies sei selbstverständlich und schon immer so gewesen, liegt falsch. Ich kann mich gut an eine andere Zeit erinnern. Was mir an Zürich besonders gefällt, ist die regenerative Kraft: Hier entstehen immer wieder neue Ideen und es treffen viele verschiedene Menschen mit ihren

unterschiedlichen Lebensentwürfen zusammen.

**Held:** Das ist mir jetzt eine Spur zu positiv. Natürlich ist es schön in Zürich. Im Moment wird ja auch an allen Ecken und Enden mit grossem Aufwand die Verschönerung der Stadt betrieben. Es geht um einen Innenausbau, bei dem alles bis ins kleinste Detail stimmen muss. Möglicherweise verliert man dabei aber die grundsätzlichen Fragen der Standortentwicklung aus den Augen. Gerade bei den für eine Stadt wie Zürich zentralen Infrastrukturen, wie

Stadion oder Kongresshaus, sehe ich ein Manko. Man kann hier keinen Kongress von einer bestimmten Grösse organisieren. Ich bin mir auch nicht sicher, ob Zürich bei der Strassen-, der Flughafen- oder der Eisenbahninfrastruktur für die Zukunft bereit ist. Immerhin kommt jetzt der zweite Durchgangsbahnhof. Ich fürchte einfach, dass die Schönheit und das Mediterrane, die Christian Schmid durchaus treffend beschrieben hat, irgendwann einmal nicht mehr ausreichen, weil die Substanz fehlt.



Am See.

In der Bevölkerungsbefragung ist aber jeweils eine überwältigende Mehrheit zufrieden bis sehr zufrieden mit der Lebensqualität in Zürich.

**Held:** Das überrascht mich nicht. Wenn man sich nur noch um die Inneneinrichtung kümmert, da und dort verschönert, eine Dienstleistung mehr anbietet, dann liegt es auf der Hand, dass alle zufrieden sind. Würde man eine Befragung des Gewerbes machen, sähe es wohl anders aus. Ich möchte aber festhalten, dass Zürich eine sehr attraktive Stadt ist. Die Mischung von Alt und Neu trägt dazu genauso bei, wie die Vielfalt an Menschen aus der ganzen Welt.

Wie ist dieser nach innen gerichtete Blick zu erklären?

**Schmid:** In Zürich gibt es aktuell zwei Strömungen, die hier zusammenkommen: Auf der einen Seite eine weltoffene, die sich in den letzten zwei Jahrzehnten durchgesetzt hat, jetzt aber Zeichen von Saturiertheit zeigt und gewissermassen zum Mainstream geworden ist. Zum andern hatte Zürich schon immer eine gewisse Engstirnigkeit, eine konservative Seite.

**Held:** Ja, man könnte auch von einer Tendenz zum Biedermeier sprechen. Das führt zu einer gewissen Behäbigkeit und auch zu Widerstand gegenüber fast allen grösseren, beziehungsweise sichtbaren Projekten. Ein aktuelles Beispiel ist das Silo, das die Swissmill bauen möchte. Immerhin ein industrielles Unternehmen, das am Standort Zürich festhält! Und schon formiert sich Widerstand. Oder die Hardbrücke: meiner Ansicht nach ein sehr urbaner Ort. Es gibt Stim-

men, die ihren Abbruch fordern. Damit verschwände aber etwas, das das umliegende Quartier spannend macht.

Ist denn Zürichs Urbanität durch solche Haltungen bedroht?

**Schmid:** Es gibt zwei Kräfte, die die Urbanität in dieser Stadt unter Druck setzen. Die eine ist quasi der Verschönerungsverein. Sobald es irgendwo auch nur ein bisschen vergammelt ist oder laut zu und her geht, heisst es sofort, dieser Ort sei am Verstummen und man müsse etwas dagegen tun. Die wenigen Orte in Zürich, die etwas anders funktionieren, versucht man immer sogleich zu befrieden und zu domestizieren. Solche Orte gehören aber auch zu einer Stadt, ja sie sind sogar sehr wichtig für ein offenes urbanes Klima.

Und welches ist die andere Kraft?

**Schmid:** Das ist der ökonomische Druck. Zürich hat trotz seiner bescheidenen Grösse eine beachtliche internationale Bedeutung. Gleichzeitig sind die Entwicklungsmöglichkeiten Zürichs wegen der topografischen Bedingungen und politischen Grenzen deutlich eingeschränkt. Das bedeutet, dass die Freiräume in dieser Stadt, die ja immer auch Experimentierräume sind, in Boomphasen stark unter Druck kommen und gar zu verschwinden drohen. Interessanterweise scheint der Druck auch in der momentanen wirtschaftlichen Krise kaum nachzulassen. Meiner Meinung nach fördert der ökonomische Druck eine Monokultur, einen metropolitanen Mainstream, sowohl städtebaulich wie auch kulturell und sozial.

**Held:** Ja, Homogenität und Verlust an Vielfalt ist sicher die falsche Entwicklung. Ich bin der Meinung, dass auf den Druck mit Verdichtung reagiert werden müsste. Es findet keine wirkliche Verdichtung statt – sei es aufgrund der stark öffentlich geprägten Besitzstruktur oder der baurechtlichen Rahmenbedingungen. Mit der höheren Dichte könnten auch höherwertige Räume geschaffen werden, die wiederum höherwertige Nutzungen anziehen. Dies führt natürlich auch zu gewissen Verdrängungsprozessen. Diese lassen sich aber nicht vollständig vermeiden, wenn eine Stadt erfolgreich sein will.

**Schmid:** Aber es kommt immer auch darauf an, wo die Verdichtung stattfindet. Die innerstädtischen Gebiete sind heute schon dicht und können durch weitere Verdichtung an urbanen Qualitäten einbüßen. Andererseits gibt es in den Aussenquartieren durchaus noch Reserven für Neubaugebiete. So könnte man z. B. am Höggerberg, wo man ja schon die ETH hingesetzt hat, an bester Lage ergänzend zur geplanten Science City ein richtiges städtisches Quartier schaffen, ohne bestehende Strukturen oder ein wichtiges Naherholungsgebiet zu zerstören.

**Held:** Die Wohnbaugenossenschaften machten sich in den letzten Jahren richtigerweise daran, ihre Siedlungen zu erneuern und zu verdichten. Aber selbst da regt sich sofort Widerstand. Da fehlt mir manchmal auch ein wenig die politische Führung, die sich mit Überzeugung für Entwicklung einsetzt. Viel zu schnell gibt man den bewahrenden Kräften nach. Und es ist in Zürich kein

Problem, sich als Betroffener für irgend-etwas zu deklarieren und diese Betroffenheit medial auszuschlachten.

**Aber hat der Stadtrat nicht gerade bei der Wohnbaupolitik, beim Stadion und beim Kongresshaus klar Position bezogen?**

**Schmid:** Der Punkt ist, dass man begreifen muss, wie Zürich funktioniert. Es gibt in jeder Stadt eine Art spezifisches Grundmuster, das auf der Ebene der Materialität wie auch in kollektiven Erfahrungen und in gesellschaftlichen Mechanismen eingeschrieben ist. Man muss sich im Klaren sein, dass Zürich in der Stadtentwicklung in den letzten 30 Jahren grosse Würfe eigentlich kaum je akzeptiert hat. Die einzige bedeutende Ausnahme ist die S-Bahn, die ja auch heute noch weiter ausgebaut wird. Wenn man in Zürich erfolgreiche Stadtentwicklungspolitik betreiben möchte, muss man lernen, mit diesen beharrenden Kräften zu arbeiten, statt gegen sie zu kämpfen. Ich glaube, man kann in dieser Stadt viel machen. Es müssen aber intelligente, clevere Lösungen gesucht werden. Wenn man mit dem Kopf durch die Wand will oder wenn Projekte überladen werden, provoziert man sämtliche Abwehrfronten – und davon gibt es viele in dieser Stadt. Letztlich ist es beim Stadion und beim Kongresshaus so gelaufen.

**Held:** Das Schlimme ist, dass man in Zürich neue Projekte schon in frühen Phasen mit anderen, gescheiterten Projekten in Verbindung bringt und damit eine Erwartungshaltung des Scheiterns zelebriert.

**Wie stark können Stadtverwaltung und Stadtrat die Stadtentwicklung denn überhaupt steuern?**

**Held:** Für mich ist die Frage anders zu stellen, denn heute hört die Stadt funktional nicht mehr an ihren politischen Grenzen auf. Folglich braucht es auch neue Formen der Steuerung. In Zürich hat man mit dem ZVV eine grenzüber-

greifende Organisation – eine Art Regierung der Metropolitanregion. Könnte man das nun nicht auch bei anderen Politikbereichen so machen? Die Metropolitan-konferenz ist sicher ein Ansatz, der in die richtige Richtung geht.

**Schmid:** Damit bin ich absolut einverstanden, man muss heute in grösseren Massstäben denken. Es fragt sich aber, ob das reicht. Politik und Verwaltung könnten durchaus etwas selbstkritischer und innovativer sein. Ich plädiere für eine Stadtentwicklungspolitik, die sich stärker durch Öffentlichkeit, Diskurs und eine echte Streitkultur auszeichnet – da sind natürlich nicht nur Politik und Verwaltung gefordert. Es gibt in Zürich und der Region sehr viele kreative und spannende Köpfe, die etwas zu sagen hätten. Ich bin der Ansicht, dass man dieses Potenzial besser ausschöpfen müsste. Es gibt heute zwar eine Kultur des Einbezugs. Aber entweder wird man geradezu «umarmt» und damit als mögliche Quelle der Kritik neutralisiert oder man wird als «kritisch» abgestempelt und vom Dialog ausgeschlossen.

**Held:** Ja, das sehe ich auch so. Einbezogen werden müssten vor allem die Investoren, denn ohne sie wird letztlich nichts gebaut.

**Schmid:** Ich finde, der Einbezug müsste wesentlich breiter sein.

**Held:** Bei Projekten in der Stadt Zürich wird häufig ein enormer Aufwand betrieben, um sie in einem gemeinsamen Prozess zu entwickeln, was aus der Gesellschaft heraus durchaus verständlich ist. Es fragt sich aber, ob dieser Aufwand bei jedem Projekt verlangt werden kann oder ob er auch Investoren abschreckt. Die Stadt müsste oft einfach die Rahmenbedingungen abstecken und ein Projekt dann laufen lassen, ohne alles bis ins letzte Detail ausdiskutieren zu wollen.

**Wenn wir in die Zukunft blicken: Was müssten die Entscheidungsträger tun, damit Zürich weiterhin eine attraktive Stadt bleibt?**

**Held:** Das eine habe ich schon ange-tönt: Irgendwann stellen sich die Fragen der strategischen Infrastrukturen und der wichtigen Bauten. Weiter darf man einfach nicht vergessen, dass diese Stadt eine wirtschaftliche Basis, inklusive einer gewissen industriellen Basis braucht. Sonst wird Zürich zur reinen Tourismusdestination. Bis jetzt hat man am Tropf der Banken gehangen. Ich glaube aber nicht, dass dies das Modell ist, das einfach linear weitergeführt werden kann. Es braucht eine Stärkung jener Dienstleistungsbereiche, die nicht direkt mit dem Finanzplatz zusammenhängen. Dann müssen die noch vorhandenen Industrieunternehmen unbedingt gehalten werden. Es ist aber auch wichtig, die Konditionen für das Gewerbe zu verbessern – und das sage ich jetzt nicht aus einer Sechseläuten-Nostalgie heraus. Letztlich ist das Gewerbe ein wichtiges Standbein der städtischen Wirtschaft und auch bedeutend für die Vielfalt in der Stadt. Zürich kann auch nicht einfach nur Wohnstadt für ein gehobeneres Publikum sein.

**Sie plädieren also für Gewerbeförderung?**

**Held:** Nein, eher für weniger Gewerbebehinderung!

**Schmid:** Ich kann mich diesem Plädoyer für die Vielfalt anschliessen. Die Monokultur der Banken ist eine Gefahr für Zürich, und zwar ökonomisch wie auch kulturell. Neben Industrie und Gewerbe ist für mich die Kreativwirtschaft mit ihren zum Teil sehr kleinen, aber innovativen Unternehmen sehr wichtig. Da könnte ich mir auch eine konkrete Unterstützung vorstellen, indem Zwischenräume, metaphorisch wie auch materiell verstanden, bewusst erhalten und gefördert werden.

Interview: Günther Arber, Leiter Stadt- und Quartierentwicklung, Orlando Eberle, Projektleiter Stadt- und Quartierentwicklung



# QUELLEN

**Günther Arber, Orlando Eberle: Interview mit Thomas Held und Christian Schmid, Stadtblick 20-1, Zürich 2010**

**Nic Barlow, Caroline Holmes: Von Lustschlössern, Tempeln und Ruinen, Architekturspielereien und Blickpunkte in europäischen Parkanlagen, DVA, München 2009**

**Christine Barraud Wiener, Regine Abegg: Stadt Zürich, GSK, Bern 1999**

**Cornelia Bauer, Jan Capol: Kleinbauten der Stadt Zürich, Ein Architekturführer zu den Kleinbauten der Stadt Zürich 1877-1995, Wiese, Basel 1995**

**Walter Baumann: Zürich-Bahnhofstrasse, Orell Füssli, Zürich 1972**

**Walter Baumann: Zürich, Orell Füssli, Zürich, 1978**

**Walter Baumann: Arnold Bürkli 1833-1894, Aufbruch in eine neue Zeit, Verein für wirtschaftshistorische Studien, Meilen 1994**

**Catherine Dumont d'Ayot, Tim Benton: Le Corbusiers Pavillon für Zürich, Modell und Prototyp eines idealen Ausstellungsraums, Institut für Denkmalpflege und Bauvorschung, ETH Zürich, 2012**

**Martin Fröhlich und Martin Steinmann: Imaginäres Zürich, Die Stadt die nicht gebaut wurde, Verlag Huber, Frauenfeld 1975**

**Thomas Germann: Zürich im Zeitraffer, Gezeichnetes und kommentiertes Stadtbild, Werd-Verlag, Zürich 1997-2000**

**Roderick Hönig, Roger Frei: Zürich wird gebaut. Ein Führer zur zeitgenössischen Architektur 1990-2010, Edition Hochparterre bei Scheidegger & Spiess 2010**

**Beat Haas, Thomas Meyer, Dölf Wild: Fast wie in Paris, Die Umgestaltung des Kratzquartiers um 1880, Amt für Städtebau und Baugeschichtliches Archiv, Zürich 2001**

**Guido Hager, Anthos 1/90**

**E.A. Heiniger: Das Fotobuch der Landesausstellung 1939, Orell Füssli, Zürich 1939**

**ETH Studio Basel. Roger, Diener, Jacques Herzog, Macel Meili, Pierre de Meurron, Christian Schmid: Die Schweiz, ein städtebauliches Portrait, Birkhäuserverlag, Basel 2005**

**Hans-Rudolf Heyer: Historische Gärten der Schweiz, GSK und Benteli Verlag, Bern 1980**

**Michael Koch und Daniel Kurz, Finanz- u. Hochbaudepartement der Stadt Zürich (Hrsg.): Mehr als Wohnen, Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich 1907-2007, GTA Verlag, Zürich 2007**

**Daniel Kunz: Siedlung oder Stadt? Werk, Bauen + Wohnen, 10/2012**

**Marc-Antoine Laugier: Allgemeine Prinzipien der Architektur, aus: Essai sur l'architecture, Paris 1753, Das Manifest des Klassizismus, in: Fritz Neumeyer (Hrsg.), Quellentexte zur Architekturtheorie, München 2002**

**Hanspeter Rebsamen: Winterthur, Zürich, Zug, INSA Band 10, Orell Füssli, Zürich 1992**

**Rudolf Schilling: Ideen für Zürich, Orell Füssli, Zürich 1982**

**Andreas Sonderegger, Pool Architekten, Zürich: BSA Kamingespräche - Das Zürcher Seebecken zwischen Idylle und Grosstadtkulisse, Postkartensammlung 2008 - 100 Jahre Bund Schweizer Architekten**

**Martin Steinmann, Patrick Gmür, Annette Gigon und Mike Guyer: Gespräch über Wohnungsbau, Gigon/Guyer Architekten, Arbeiten 2001-2011, Lars Müller Publishers, Baden 2012**

**Conrad Ulrich: Zürich um 1770, Johann Balthasar Bullingers Stadtansichten, 1967**

**Julius Wagner (Hrsg.): Festliche Landi 1939, Verkehrsverlag, Zürich 1940**

**Werk, Bauen + Wohnen, Pavillons, 1-2.2013**

**ASSISTENZ GIGON GUYER**  
**März 2015**

**Reader**  
**Kathrin Sindelar**  
**Barbara Schlauri**  
**Gregory Grämiger**  
**Nina Cattaneo**

